XIII. [illegible]. 1

1804
XIII, 3. l.
1

Practische Anleitung

für

Schullehrer

in Städten und auf dem Lande,

das

Nachdenken und die Sprechfertigkeit der Kinder

zu üben.

Von

Friedrich Heinrich Gebhardt,

Prediger zu Hörselgau.

Gotha,

in der Ettingerschen Buchhandlung

1811.

Cas A 1415

Bibliotheca Casimiriana.

Vorrede.

Der Wunsch einiger Freunde der Volksschulen und ihrer Lehrer: daß für diese ein planmäßig angelegtes und methodisch ausgearbeitetes praktisches Handbuch zum Behuf der Denk- und Sprechübungen der Kinder geliefert werden möchte — ein Wunsch, den die Herren Hasenklever und Natorp im Allgem. Anz. der Deutschen, Nr. 317, 1807 niederlegten und zur Preisaufgabe machten — war dem Verfasser wie aus der Seele gelesen. Wäre indessen die Preisaufgabe, wie es nicht scheint, von jener Gesellschaft auch verfolgt worden: so waren doch in die Darlegung derselben einige Ideen und Forderungen eingeflossen,

denen der Verfasser dieses Buchs nie seinen Beifall geben — und um derentwillen er nicht hoffen konnte, jenen Pädagogikern völlig zu Danke zu arbeiten. Er benutzte also ihren Plan nur insoweit, als seine erfahrungsmäßige Ueberzeugung damit übereinstimmte; und ging übrigens seinen eignen Weg.

Nicht ein Buch der Mütter, nicht ein sogenanntes Lexikon der Kinderwelt — und doch ein Repertorium für das Materiale der Denkübungen, wie Elementarschullehrer sie mit ihren Kindern anstellen sollen, wollte er liefern. Die Lehrer sollen mit den Sachen zugleich die Anleitung, wie sie mit den Kindern zur Uebung im Denken darüber zu sprechen haben, erhalten; und diese Denk- und Sprechübungen sollen den Kindern am Ende den Weg zu der Fertigkeit in schriftlichen Aufsätzen bahnen. Eine andere Manier, Lehrer und Kinder mit einer sichern Beobachtung ihrer Vorschritte in das Innere der Sachen hinein-

einzuführen, als die katechetische, die freilich so sokratisch, als möglich, sein muß, ist uns bis jetzt nicht bekannt: und sie kann sokratisch sein, sobald die Kinder nur einige Vorbegriffe haben, die der Lehrer zu benutzen versteht: und nur ein sokratisches Fragen, das also kein bloßes Ab- und Ausfragen sein wird, verdient den Beinamen des katechetischen. Der Unterschied zwischen den uns aufbewahrten sokratischen Unterredungen und zwischen ächten Katechesen betrifft nur das Mehr und Weniger in der Anwendung der Methode; die Gewandtheit im Gebrauche derselben; das Genialische; und dann den Stoff und dessen charakteristische (oft nationelle und temporelle) Individualität, aber fürwahr nicht den Geist und das Wesen der Methode selbst. Indessen ist ein Wort, das für den schon Gebildeten zu viel — d. i. nicht pràcis wäre, hier nicht zu viel: weder für die Schullehrer, die der Verf. im Auge hat; noch für die Kinder: wenn es nur zur Deutlichkeit beiträgt, nicht geschwätzig, oder ganz überflüßig ist. Auch

darf

darf bisweilen eine Frage vorkommen, auf welche die Antwort nicht zu erwarten ist — und auch nicht erwartet werden soll: weil mit jener Frage bloß die Anzeige des nun zu zergliedernden Gegenstandes gegeben wird. Es versteht sich wohl von selbst, daß man nicht rhapsodische Vielwisser bilden — daß also nicht eine bloße Sammlung, wohl gar ein Register von Begriffen geliefert werden soll, die doch nur im Zusammenhange der Wissenschaft, wohin sie gehören, deutlich sind, und die unmöglich mit den gehörigen Anwendungen — d. i. praktisch erklärt werden könnten. Man will hauptsächlich Bildung der Verstandeskraft selbst: nicht Anfüllung des Verstandes mit Kenntnissen, die doch noch keine Erkenntnisse sind. Wenige recht deutliche Begriffe sind allemal mehr werth, als viele oberflächliche: und man hätte Kinder vor der Wahl ihres Berufs weit genug gebracht, wenn sie nur recht aufmerken, beobachten, gescheut fragen, und ihre eignen noch so unvollständigen Vorstellungen klar wiedergeben gelernt

hät-

hätten. An alles dieses müssen sie von ihrer ersten Schulzeit an, bei Gelegenheit der eingeführten, selbst mechanischen Lectionen gewöhnt werden. Da positive Sätze nur auf Treu' und Glauben gegeben und angenommen werden können: so ist ein Stoff, der jedem gesunden Menschenverstande vorgehalten werden kann, ohne Zweifel vorzuziehen. Ob nun der Verf. in der Wahl dieses Stoffes in Rücksicht auf Gemeinverständlichkeit und Gemeinnützigkeit glücklich gewesen sei, muß er der einsichtsvollern Beurtheilung Anderer anheimstellen. Glaubt man, daß vielleicht die meisten Schullehrer nicht gebildet genug seien, um den hier gegebenen Stoff mit der Art seiner Bearbeitung selbstthätig zu benutzen: so mögen sie die Fragen wiederholen, wie sie da stehen, und es müßte nicht gut sein, daß sie sie nicht durch einige Erläuterung deutlich machen könnten. Kinder und Lehrer sprechen doch, bei der gehörigen Aufmerksamkeit auf das Vorhergehende, nichts, was sie nicht vollkommen verständen; nichts, was ihnen

bloß eingedrängt wäre. Und freilich: vor dem deutlichen Denken ist von keinem verständigen und verständlichen Sprechen die Rede; und eher ist nichts deutlich gedacht, als bis man es selbst verständlich ausdrücken kann. —

Hörselgau, den 21sten März,
1811.

Gebhardt.

Die-

Dieser Aufsatz ist dazu bestimmt, den Lehrern der gemeinen Jugend eine Anleitung zu geben, wie sie ihre Kinder im Denken zu üben haben. Damit sie nun dieses Geschäft mit Lust und Eifer treiben: so müssen sie sich vor allen Dingen von der Wichtigkeit desselben überzeugen. Sie können aber diese Wichtigkeit nicht einsehen, wenn sie nicht vorher das Wesen jener Denkübungen kennen gelernt haben; — nicht wissen, worauf es dabei ankömmt, was es Eigenes hat, oder worin sich diese Uebungen von ihren übrigen Lehrgeschäften und Lectionen unterscheiden.

Der Lehrer z. B. schreibt zwo Summen unter einander an die Tafel. Er sagt dem Kinde: sprich diese Summen aus. Da er ihm mehrere Male Summen, die eben so unter einander geschrieben waren, vorgesprochen hat: so macht es das Kind dem Lehrer nach; es spricht — da es von einem Aussprechen der Summen hört — sie gleichfalls aus. Aber es weiß nicht, wie das Aussprechen der Zahlen vom wirklichen Rechnen unterschieden ist; es verfährt also auch diesmal mechanisch, handwerksmäßig; der Lehrer machte vor, das Kind macht nach. Freilich könnte das Kind dem Lehrer nicht einmal etwas nachmachen, wenn es bei dem, was Er thut, gar keine Gedanken hätte

hätte — wenn es nicht dächte: Er macht es so und so; du mußt es also auch so machen. Aber weiter geht auch der Gedanke des Kindes nicht. Der Verständigere würde denken: der Lehrer liest dir die Summen, die hier an der Tafel stehen, nur vor; macht sie nur laut; macht, daß du die einzelnen Zahlen in ihrer Ordnung und Geltung als Einer, Zehner, Hunderte u. s. w. hörst — daß du durch das bloße Hören — wenn du sie auch nicht sahest — dir die Ordnung und Geltung der Zahlen vorstellen kannst. 23 — jetzt siehst du bloß, daß 3 in der Stelle der Einer, 2 in der Stelle der Zehner steht; daß also 3 nur 3mal 1 oder 3, 2 hingegen 2mal 10 oder 20 bedeutet. Wenn du aber „drei und zwanzig„ hörst: so hörst du und mußt dir durch diesen Laut vorstellen, daß 3 die erste, 2 die zwote Stelle einnehmen soll; es wird dir also durch den Laut diese Ordnung und Geltung beider Zahlen hörbar — durch Hören merklich gemacht. So deutlich denkt sich das Kind das Aussprechen der Zahlen nicht; es weiß nur im Ganzen, was der Lehrer ihm sonst vorgemacht hat, und was es ihm jetzt nachmacht; es verfährt also nicht denkend, sondern mechanisch, handwerksmäßig.

Eben so versteht das Kind nothdürftig, was man ihm mit der Regel sagen wolle: du mußt fein ordentlich werden: denn es stellt sich vor, daß seine Kleider und Bücher an dem bestimmten, ihm angewiesenen Orte hängen und liegen — und daß seine Geschäffte von ihm zur gehörigen Zeit gethan werden sollen. Es weiß recht gut, wenn Kleider und Bücher unordentlich durch einander liegen; und fühlt, daß es den Vorwurf

dar-

darüber verdient hat. Aber es weiß nur, wann und wo in gewissen Sachen oder Geschäfften Ordnung oder Unordnung ist; daß bei diesen Sachen oder Geschäfften die Wörter-Ordnung oder Unordnung „passen; es versteht sich nur darauf, Ordnung oder Unordnung zu bemerken; es kann mit Sicherheit nur urtheilen, daß hie oder da Ordnung oder Unordnung sei — kann sie nur anerkennen. Aber dieß Alles weiß es doch nur: weil es im Hause seiner Eltern oder in der Schule von Ordnung gehört und eine gewisse Anordnung der Dinge und Geschäffte in mehrern Fällen bemerkt hat; weil ihm bisweilen ein ordentliches, regelmäßiges Verfahren gelehrt und gewiesen worden ist: an eine in der Natur der Sachen selbst liegende und von dem Ordner oder Dem, Der die Ordnung macht und befolgt, eingesehene und beobachtete Regel denkt es nicht. Kleider z. B. hängen ordentlich, wenn sie so über oder nach einander hängen, wie man sie, eins nach dem andern, mit Leichtigkeit oder Bequemlichkeit anzieht; oder so, daß sie im Hängen und Liegen einander nicht abreiben u. s. w. Bücher liegen ordentlich, wenn sie so liegen, wie sie zusammen gehören; wie man sie zusammen braucht; wie sie ihrem Inhalte oder Formate nach zu einander passen. Diese anordnende Regel des verständigen Ordners denkt sich das Kind nicht; es hat also von Ordnung überhaupt keinen Begriff und keinen deutlichen Begriff. Denn es würde nicht sagen können: ob und warum die scheinbarste Ordnung dennoch vielmehr Unordnung, und umgekehrt sei.

Aus diesen Beispielen ergibt sich, was man mit der Foderung, daß Kinder eines gewissen Alters im Denken oder Nachdenken geübt werden sollen, verlange. Sie sollen nicht bloß fühlen — nicht bloß ungefähr merken — nicht bloß in einzelnen wirklichen Fällen beurtheilen lernen, was eine Sache ist; daß es diese und keine andere Sache ist; daß etwas und wie und warum es geschieht, und so und nicht anders geschieht: sondern sie sollen deutliche Begriffe erhalten, und diese deutlichen Begriffe sollen ihnen geläufig — so zu sagen bei ihnen einheimisch werden. Aber nicht allein dieses: sondern sie sollen sich auch selbst dergleichen Begriffe bilden lernen; es soll ihnen wenigstens, wenn sie darauf geführt werden, leicht sein, die Anleitung zum eignen Nachdenken zu fassen und zu benutzen: das Denken soll eben durch diese Leichtigkeit für sie angenehm werden.

Sobald wir etwas deutlich denken: so denken wir es in den Worten, womit es Andern gesagt werden kann; und die sichre Probe davon, ob wir uns etwas deutlich gedacht haben, ist, daß wir es in Worten ausdrücken — unsere Gedanken gleichsam ausgeprägt abgeben können. Auch ist es nur durch die rechten passenden Worte möglich, zu verhüthen, daß sich der Begriff nicht wieder verliere, oder ihn festzuhalten, und sich ohne Schwierigkeit seiner wieder zu erinnern. Die Worte sind das, was die Gedanken gleichsam verkörpert und sie, die so leicht entfliehen, zu uns hernieder zieht oder in unsrer Sphäre hält. Sobald jemand wissen will, was er gedacht habe: so muthen wir ihm auch zu, daß er es

uns

uns sagen könne. Und gesetzt, er will z. B. eine angehörte Predigt im Herzen haben; ob er sie gleich nicht von sich geben könne: so hat er entweder die Gedanken des Predigers nur mitgedacht, so lange er ihn sprechen hörte, und also seine Worte mitdachte, und er glaubt, diese Gedanken noch zu wissen, weil er sich bewußt ist, sie mitgedacht zu haben; oder er hofft und darf hoffen, sich ihrer gelegentlich, wenn er die Worte wieder hören wird, wieder zu erinnern. Aber jetzt weiß er doch von dieser Predigt nichts zu sagen, weil kein Gedanke derselben ihm in den Worten, woran er ihn erkennen würde, entgegen kömmt. Ich denke mir: hier liegt ein Buch. Aber ein andermal kann ich in andern Gedanken vor dem Orte, wo es liegt, vorbeigehen, und doch wohl nicht gewiß wissen, ob ich es liegen sah, oder nicht. Oder denk' ich mir in dem Worte „liegen„ und „Buch„ nicht ganz genau, daß es nicht steht, nicht lehnt, sondern liegt, und daß es keine andere Sache, sondern ein Buch ist? Mit dem Worte wird geradezu Das angedeutet, was das Wort anzeigt; und es wird alles Andere, jede mögliche andere Vorstellung ausgeschlossen: und sobald wir ein Wort aussprechen, oder, so wie es ausgesprochen wird, denken; so stellen wir uns die Sache nach den ihr zugehörigen Merkmalen vor, weil wir Wort und Sache einmal zusammenzudenken gewohnt sind.

Sollen also Kinder deutlich denken lernen: so müssen sie geübt und gewöhnt werden, ihre Begriffe in den angemessenen Worten auszudrücken. Der Lehrer muß ihnen leichte und natürliche Veranlassung zum Sprechen geben. Dieß

kann — da man von Kindern nicht erwartet, daß sie selbst über Dinge, welche ihnen noch so bekannt sind, sich in Einem weg ausführlich und ordentlich erklären — nicht anders geschehen, als durch Fragen, die in derjenigen Ordnung auf einander folgen, wie die dadurch veranlaßten Antworten die Sache nach und nach deutlich machen und ein Merkmal nach dem andern zu verstehen geben. Diese Fragen sollen nämlich das Kind theils zum Bewußtsein der Begriffe und Kenntnisse bringen, die es schon besitzt; weil sie sich sonst leicht verdunkeln und gleichsam im Grunde der Seele versinken: theils sollen die neuen Begriffe, die man dem Kinde mitzutheilen gedenkt, an die schon vorräthigen desselben angeschlossen werden, um sie ihm desto leichter und fester anzueignen: und theils soll es eben dadurch dieses sein baares und vorräthiges Eigenthum anwenden und fruchtbar machen lernen. Der größte Schatz, der, wenn auch in unserm Hause vorhanden und uns zugesprochen, doch uns nicht aufgeschlossen wird — den wir besitzen, ohne es zu wissen — ist im Grunde nicht der unsrige. Das kostbarste Kleinod, an einem Plätzchen unsres Hauses niedergelegt, mit dem wir uns selbst nie bekannt gemacht hätten, bleibt uns mit seinem versteckten, geheimnißvollen Orte selbst fremd: anstatt daß wir es, wenn es an einem wohlbekannten Nagel aufgehängt wird, leicht finden müssen. Die nützlichste Sache, auf deren Gebrauch wir uns nicht verstehen — deren Nutzbarkeit wir wohl nicht einmal ahnen, wozu könnte sie uns helfen? „Das Kind soll zum besonnenen, nachdenkenden Menschen gebildet werden„ was heißt

heißt das Anderes, als: es soll seine, ihm beiwohnenden Gedanken, Begriffe, Urtheile, von deren Wahrheit es freilich überzeugt sein muß, auf die ihm vorkommenden Gegenstände anwenden lernen? In dieser Anwendung muß es also geübt — sie muß ihm möglich, leicht, geläufig werden; muß ihm zum angenehmen, befriedigenden Geschäffte — muß ihm zur andern Natur werden. Wird es durch die Begriffe, die ihm schon einheimisch sind und an deren Wahrheit es nicht zweifeln kann, genöthigt, die ihm vorgehaltenen neuen gleichfalls aufzunehmen; so ist es hiermit von diesen letztern überzeugt, und sie sind ihm ein werthes Eigenthum. Ja! Die alten werden ihm durch ihre erprobte Fruchtbarkeit, die es bisher nicht kannte, desto schätzbarer.

Wie die Fragen, die das Kind nicht nur im Denken üben, sondern auch zu neuen Begriffen führen und sie ihm zu eigen machen sollen, beschaffen sein müssen, ist aus diesem Endzwecke eines solchen Unterrichts leicht zu beurtheilen. Jede Frage muß durch ihre, von Mißverstand und ungehörigen Nebenvorstellungen freie Verständlichkeit zum Nachdenken — zum Vergleichen mit den schon bekannten Begriffen reizen; sie muß auf einen schon bekannten Begriff hindeuten und zur Vergleichung desselben Anlaß geben; sie muß durch diese Vergleichung wirklich beantwortlich sein; die dadurch hervorgelockte Antwort muß zur Sache gehören, die folgende Frage vorbereiten, und irgend eine neue Vorstellung aus dem Dunkel des Unbewußtseins hervorheben. Jede Frage — kann man im Allgemeinen sagen — die

das

das Kind zum pertinenten oder zur Sache gehörigen Nachdenken veranlaßt und in diesem Geschäffte des Nachdenkens erhält, ist zweckmäßig. Es versteht sich dabei von selbst, daß alle die Fragen, die das Fortschreiten des Nachdenkens nur hindern, die Aufmerksamkeit zerstreuen und ermüden, und die Anstrengung des Kindes zur Unzeit abspannen würden, wegfallen müssen. Es versteht sich, daß, wenn es nur auf eine leichte Wiedererinnerung ankömmt, um im Unterrichte fortzuschreiten, die zerstückelnden Fragen dem ununterbrochenen Vortrage entweder des Lehrers oder des Kindes selbst, dem dabei von jenem nöthigenfalls eingeholfen werden muß, Platz machen, und daß auch Fragen, auf die das Kind nur mit Ja! oder Nein! antworten kann, vorkommen dörfen, wenn es bloß darauf ankömmt, einen Satz, der schon nahe genug gebracht ist, vollends recht zur Anerkennung seiner Wahrheit zu bringen.

Nenne man diese Frag- und Unterrichtskunst, wodurch das Kind vermöge seiner eigenen Denkfähigkeit und seiner schon erworbenen, neu-angewandten und zur Anwendung beförderten Begriffe gebildet werden soll, sokratisch, oder katechetisch! Der Name gilt uns gleich, wenn man nur eingesteht, daß der gute Katechet allemal sokratisch verfahre — jedesmal so spreche, daß der Schüler nicht bloß hören und verstehen und das Gesagte auf Treu und Glauben annehmen, sondern selbst denken, die Wahrheit selbst finden und durch Vergleichung mit seinen vorräthigen Begriffen und Kenntnissen anerkennen kann. Dieß „Anerkennen„ der Wahrheit — die Einsicht, das

Be-

Bewußtsein, daß die Sache so und nicht anders sich verhalten könne nach dem, was man schon weiß und als wahr erkennt, muß das Ende und der Erfolg jeder Unterredung sein.

Ist nun aber das, was der Lehrer fragt und spricht, an und für sich selbst noch so gut: so kömmt noch immer viel auf die Art an, wie er es sagt. Zu dieser Art des Vortrags rechne ich jetzt nicht die Fassung seines Vortrags und seiner Fragen in Worte. Daß seine Worte weder zu viel, noch zu wenig sagen dürfen, daß sie also der Sache völlig angemessen sein müssen, setze ich voraus, weil sonst die Belehrung selbst nicht zweckmäßig, zur Sache gehörig, dem Nachdenken förderlich sein kann. Wer für seine Gedanken nicht die rechten Worte zu wählen weiß, der sagt das, was er sagen wollte, nur halb oder gar etwas Anderes: aber dieß ist denn doch unmöglich eben so gut, als dasjenige, was man gerade von ihm hören und lernen sollte. Es kann an und für sich auch merkwürdig sein: aber jetzt ist es fremd, störend und — weil man den Zusammenhang desselben mit dem, woran man jetzt nur denkt und denken kann, vergeblich sucht — auf eine verdrüßliche Art verwirrend; ja! es muß bei Kindern die Selbstthätigkeit des Denkens völlig lähmen. Sie sind sich noch keiner großen Selbstkraft des Denkens bewußt; sie trauen das Uebergewicht dem Lehrer zu; sie setzen voraus, daß er ein verständiger und immer verständig redender Mann sei; sie bemühen sich also, den Sinn und die Verbindung seiner Aeußerung mit dem Vorhergehenden zu finden. Es gelingt ihnen wegen seines, Sinn und Zusammenhang

entstellenden und störenden Ausdrucks nicht: und da das, laut ihres guten Zutrauns zu ihm, nur ihre Schuld, nur Schuld ihrer Unfähigkeit, ihm zu folgen, sein kann; müssen sie nicht an ihrer Fähigkeit, mit ihm fortzudenken, verzweifeln? muß sein linkischer, verkehrter Ausdruck sie nicht niederschlagen? Nichts ist also wesentlicher, als die völlige Angemessenheit seiner Worte, wozu vor allen Dingen die Deutlichkeit gehört. Aber diese Deutlichkeit erfordert auch, daß er entweder vorläufig ihre Art zu sprechen, wenn sie falsch ist, verbessere und ihnen die richtigen Deutschen Ausdrücke bekannt und geläufig mache: oder daß er — wenn dieß ohne anderweitigen überwiegenden Vortheil zu weitläuftig ist — vor der Hand in ihrer Sprache mit ihnen rede, indem er den Gewinn der Gedanken vorzieht.

Dieß vorausgesetzt, muß hier auf diejenige Art des Vortrags, die in Gebehrde und Stimme liegt, aufmerksam gemacht werden. Besonnenheit und Ueberlegsamkeit mit dem unbefangenen, liebreichen, freundlichen Wesen, das den Kindern Zutraun einflößt, wohne in seiner Miene, stimme die Kinder zum Ernste und lade sie durch die Hoffnung, daß der Versuch des Nachdenkens ihnen gelingen werde, ein; nie runzle sich seine Stirne und nie zeige er, statt des eignen Interesse, kalte oder sich vornehm erhebende Gleichgültigkeit; und wenn auch ohne seine Schuld die Antworten auf seine Fragen zögern, so verlasse ihn doch nie die Geduld, die ihn keine Mühe verdrießen läßt, die Sache immer näher zu legen. Aber die Seele der Sprache ist der Ton und Accent. Daß in manchen Schulen der Unterricht so wenig

auf

auf die Kinder wirkt, sich ihnen so wenig merkwürdig und behaltbar macht: davon ist gewiß eine Hauptursache, daß es den Worten des Lehrers an dem gehörigen Nachdrucke fehlt, ohne den sie keinen Eindruck machen können. Dieser Nachdruck, der unsrer ganzen Rede Gewicht gibt, zeigt unser eignes Interesse, und diese unsre Angelegentlichkeit und Wärme theilt sich mit und erhöht die Aufmerksamkeit, vermehrt die Spannung dessen, der uns hört. Und der Lehrer muß entweder gar nicht reden, oder die Kinder müssen ihm anhören, daß ihm daran gelegen sei, mit Aufmerksamkeit gehört — in jedem seiner Worte beachtet zu werden. Aber nicht bloß der Nachdruck des Ganzen kömmt hier in Betrachtung: sondern eben so wichtig ist auch der Accent der einzelnen Worte jedes Satzes und jeder Frage, die er ausspricht. Der Accent der einzelnen Worte, das Verweilen oder Ruhen der Stimme auf dem Einen bei und mit der schnellern Aussprache der übrigen, die abwechselnde Verstärkung oder Erhebung und Dämpfung oder Senkung der Stimme entscheiden nicht bloß das Gewicht, sondern selbst den Sinn und den Zusammenhang des Gesagten mit dem Vorhergehenden. Es sei uns erlaubt, eine so bekannte und allgemein eingestandene Sache nur mit einem einzigen, ganz gemeinen Beispiele zu erläutern. In der Frage: „Warum will er kommen?„ muß der Accent dreimal verrückt werden, je nachdem der Sinn und die Absicht des Fragenden und also auch der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden es erfodert. Zuerst kann die Frage sein: „Warum will er kommen?„; wenn man zu

verstehen geben will, daß er, um ein Geschäfft abzumachen, sich über etwas zu erklären und zu verständigen, nicht eben zu kommen brauche; daß er es schriftlich u. s. w. thun könne, „Warum will er kommen?„ — Diese Frage setzt voraus, daß wohl irgend Jemand erwartet wird; daß irgend Jemand kommen soll: daß aber nicht gerade er selbst zu kommen braucht. Die letzte Frage: „Warum will er kommen?„ erkundigt sich nach der Ursache, die er zu kommen haben kann; die man nicht nur bis jetzt noch nicht weiß, sondern sich auch nicht zu errathen getraut; und deren Voraussetzung befremdet, weil er eine solche Ursache zu kommen haben muß, die sich gleichwohl nicht errathen läßt. Daß es nöthig sei, daß irgend Jemand komme; daß statt seiner eine andere Person kommen könne, darauf wird bei dieser Frage gar keine Rücksicht genommen. Nach der ersten Betonung der Frage kann vorhergegangen sein: Die Sache kann auf eine andere oder kürzere Art abgemacht werden: „warum will er also kommen?„ Im zweiten Falle könnte es heißen: Man würde darüber eben so gut mit seinem Diener sprechen. „Warum will er kommen?„ Die dritte Art des Zusammenhangs wäre: die Sache ist ja schon abgemacht; oder es ist überhaupt nichts mit ihm abzumachen, weshalb seine Gegenwart nöthig wäre. Doch scheint sein Entschluß, sich hieher zu verfügen, einen Grund zu haben. Aber was mag das für einer sein? „Warum will er kommen?„ Doch das wird man ja noch zu rechter Zeit erfahren, wenn er nun kömmt.

Man sieht hieraus, wie nöthig es ist, daß der Lehrer, was er mit seinen Kindern spricht, und insbesondere jede Frage, die sie zur gedankenvollen Aufmerksamkeit bringen soll, gehörig accentuire; wenn er überhaupt von ihnen verstanden, oder wenigstens nicht mißverstanden sein will. Aber die Kinder sollen sich ja auch selbst richtig ausdrücken lernen, und von wem sollen sie das, als von ihm? und wie anders, als durch sein Muster? Und wie können sie denn mit voller Richtigkeit antworten, und in ihre eignen Antworten den gehörigen Nachdruck, von dem der Sinn derselben abhängt, legen, wenn er ihnen nicht durch seinen Accent auf die Bahn geholfen hat?

Diesen Accent zu treffen, jeder Frage die wahre Bedeutung zu geben und die Denkübungen wichtig, sinnvoll und fruchtbar zu machen — ist das einzige Mittel, daß der Lehrer jedesmal genau wisse, was er sagen und fragen will; daß er den ganzen Inhalt, Zusammenhang und Endzweck seiner jedesmaligen Unterredung kenne, und also überhaupt sich nur selbst recht verstehe. Denn ob es gleich sogar Prediger gibt, die in der Declamation ihrer eignen Perioden, von denen man voraussetzen darf, daß sie sie recht wohl verstehen, fehlen: so ist doch zwischen einer kurzen Frage, oder jedem andern einfachen Satze und zwischen zusammengesetzten Perioden ein so beträchtlicher Unterschied, daß jene Erfahrung hieher nicht zu gehören scheint.

Mehr bedarf es über das Wesen der Denkübungen, wie sie gewöhnlich Schullehrer mit ihren Kindern anzustellen haben, nicht, um nun

auch die Wichtigkeit dieses Lehrgeschäffts begreiflich zu machen.

Wichtig im guten Sinne — denn das Wort scheint von zweifelhafter Bedeutung zu sein — wichtig nenne ich diejenige Sache, die große, aber gute Folgen hat; an der also um dieser ihrer Folgen willen viel gelegen ist. Ohne die Schreibekunst z. B. würden wir entfernten Personen unsre Gedanken und Gesinnungen nicht mittheilen können, und also alle die Vortheile, die mit einer solchen Mittheilung verbunden sind, entbehren müssen. Aber man braucht nicht gerade an Nutzen und Vortheile zu denken, um dann bloß diejenige Sache, die großen, nicht gern entbehrten, nicht leicht oder gar nicht ersetzbaren Nutzen und bedeutende, unsre Bequemlichkeit und unser Wohlbefinden sehr befördernde Vortheile zur Folge hat, wichtig zu finden. Dieß wäre die Schätzung des bloßen Eigennutzes; mag dieser Eigennutz auch noch so fein und veredelt scheinen. Genuß der Freundschaft ist immer Genuß und Vergnügen; und also Freundschaft, in so fern sie Genuß und Vergnügen gibt, immer Sache eines, wiewohl sehr veredelten Eigennutzes. Wenn ich nun eine Begebenheit, die mir einen noch so theuern Freund verschafft, für mich wichtig nenne: so bezieht sich dieß Beiwort offenbar auf sinnlichen, nach dem Maaßstabe des Eigennutzes bestimmten Werth. Roh wäre der Mensch, dem Genuß der Freundschaft gleichgültig, oder unschmackhaft wäre: verfeinert, veredelt ist der, der Freundschaft zu genießen und zu schätzen weiß: aber können wir wohl demjenigen, der, um seiner Pflicht treu zu bleiben und sein Gewissen

sen nicht zu verletzen, eine Freundschaft, die ihn daran hindern wird, abbricht und aufgibt, unsre uneingeschränkte Hochachtung versagen? Oder ist es denn nicht edel, die Zeit, die man viel angenehmer bei einem unterhaltenden, herzlichen Freunde zubringen könnte, lieber zur Befolgung einer mühsamen, beschwerlichen, wohl gar verdrüßlichen Pflicht anzuwenden? Veredelt, verfeinert zeigt sich der Mensch, der sich nach der Mittheilung eines solchen Freundes sehnt: aber ein edler — oder besser! ein wahrer, sittlich-guter Mensch ist der, dem die Pflicht auch über den feinsten, veredeltsten, menschlichsten Genuß geht. Mit gutem Vorbedachte also nannten wir oben jede Sache wichtig, die große oder auch viele gute Folgen hat; indem wir „gut„ sowohl im bedingten, als im unbedingten Sinne verstanden. Das bedingt Gute nämlich hat Werth und verdient, gesucht und erstrebt zu werden um einer andern Sache willen; wie z. B. der Reichthum gut ist, weil er seinem Besitzer die Erreichung dieser oder jener Zwecke — seines eignen und fremden Vergnügens und Nutzens möglich macht. Das unbedingt-Gute hat Werth an und für sich, wenn auch kein anderweitiger Vortheil damit verbunden wäre. So ist jede wirklich-pflichtmäßige Handlung gut; lediglich darum, weil sie pflichtmäßig ist: brächte sie auch keinen Vortheil, kein Vergnügen, weder für den Redlichen selbst, noch für Andere; wäre sie sogar in jeder Rücksicht mit Nachtheil und Mißvergnügen verbunden. Denn die Tugend und Pflicht überhaupt, gesetzt auch, daß sie am Ende die Glückseeligkeit des Tugendhaften selbst oder der ganzen Menschenwelt zur Folge hätte, heißt doch darum

nicht

nicht geradezu gut, sondern vielmehr bloß nützlich, gut in gewisser Rücksicht, gut als Bedingung der Glückseeligkeit, bedingt gut. Eine einzelne Pflichthandlung kann in ihren Folgen ganz unbedeutend sein; diese ihre Folgen können sich unserm Blicke gänzlich entziehen; sie kann ihren äußern Wirkungen nach völlig gleichgültig und entbehrlich scheinen, und ist doch als Pflichthandlung gut. Vielleicht sagt man: jede einzelne Pflichthandlung ist gut, weil die Tugend, nach deren Regel sie geschieht, gut ist: aber die Tugend selbst wird am Ende durch die Veranstaltung der Gottheit Quelle der Glückseeligkeit und sinnlichen Befriedigung der Menschen. Dann müßte man behaupten, daß die Vernunft und Alles, was ihr gemäß ist, nur darum Werth haben könnte, weil es dem sinnlichen — das ist, dem unedlern Theile des Menschen diente: eine Behauptung, die geradezu wider den gesunden Menschenverstand ist. Die Vernunft — das ist Ausspruch unsrers innigsten Bewußtseins — die Vernunft ist gut, hat Werth, weil sie Vernunft ist: von ihr hat eben diesen unbedingten Werth die Tugend: und könnte der Tugendhafte immer und ewig unseelig bleiben; wäre seine Tugend für die ganze Menschen- und Geisterwelt unnütz gewesen; so würde er und seine Gesinnung dennoch unsre ganze Achtung verdienen und er müßte sich bei einer so ganz unfruchtbaren Tugend durch das Bewußtsein seines achtungswürdigen Charakters und Lebens entschädigen. Vernunft und Tugend haben Werth für sich; sind die Bestimmung des vernünftig geschaffnen Menschen; dieser seiner Bestimmung gemäß soll der Mensch sich zur

Tugend

Tugend bilden — sie soll ihm zum natürlichen Geschäffte, soll ihm so zur andern Natur werden, daß er nur in ihr seine beßte und volleste Befriedigung findet: und nun hoffen wir von dem Heilig-Weisen eine Welt für den Tugendfreund — eine Welt, in der er dieß sein natürliches Geschäfft fortsetzen und theils durch dasselbe, theils bei demselben die ganze Glückseeligkeit finden wird, deren er nur immer fähig ist.

Diese Erläuterung des Begriffs von dem bedingt und unbedingt Guten wird uns die bedingte und unbedingte Wichtigkeit der, mit der Jugend anzustellenden Denkübungen in ihrem ganzen Umfange bestimmen helfen.

Wenn die Vernunft Werth hat an und für sich, oder weil sie Vernunft — die oberste Geisteskraft ist: so hat auch der Mensch einen solchen Werth, weil er ein vernünftiges Wesen ist; und so müssen wir allem demjenigen eine unbedingte, uneingeschränkte, rücksichtslose Wichtigkeit zuschreiben, was den Menschen — das vernunftfähige Wesen — zum wirklich-vernünftigen bildet, oder ihm, sich selbst dazu zu bilden und sich dadurch die beßte Bildung zu geben, Mittel und Veranlassung wird. So sind also die Uebungen der Jugend im Denken unbedingt wichtig: denn sie sollen die Jugend zu vernünftigen Menschen machen, und bei ihr den Grund zu einer vernünftigen Denkungsart legen, wenn auch für sie oder Andere zu keiner Zeit ein anderer Vortheil oder Genuß davon zu erwarten wäre. Vernünftige Menschen können sie nicht sein, als vernünftige Menschen sich nicht zeigen, wenn sie nicht vernünftig denken, ihre Vernunft nicht anwen-

wenden. Vernünftig denken läßt sich nicht ohne Begriffe; mag man diese Begriffe der Vernunft oder dem Verstande zuschreiben und um der Verschiedenheit der Begriffe willen die Vernunft von dem Verstande unterscheiden, oder nicht. Vernünftig denken läßt sich nicht ohne Anwendung richtiger Begriffe und ohne Geschicklichkeit, sie auf besondere Gegenstände und einzelne Fälle anzuwenden. Vernünftiger kann nur der werden, der schon vernünftig ist, richtige, anwendbare und fruchtbare Begriffe sich zu eigen gemacht hat — Wahrheit erkennt, aus der sich mehr oder weniger andere Wahrheiten schließen lassen. Seine Vernunft fortzubilden, sich selbst zum immer vernünftigern Menschen zu machen kann nur der Lust und Trieb haben, der den hohen Werth der Vernunft und des vernünftigen Denkens und Wollens, eben weil er vernünftig denkt, erkennt und anerkennt; der in dieser Bildung seiner Vernunft sich mit Glück versucht hat, und der in diesem Geschäffte seiner Selbstbildung eine angenehme Befriedigung findet.

Väter! Lehrer! macht euch nicht die erste gescheute Frage eurer Kinder und Schüler Vergnügen? freut ihr euch nicht selbst der zärtesten und schwächsten Blüthe der Vernunft und Menschheit? ist euch nicht auch die kindische Ueberlegung und, wenn ich so sagen darf, das Spiel der Besonnenheit, worin die bessere Natur des jungen Menschen sich zum erstenmal zu erkennen gibt, über Alles werth? Väter! Lehrer! seid ihr dann Väter und Lehrer? Was ist der Mensch; was hat er Achtungswürdiges ohne Vernunft? Welches Geschäfft kann also für Lehrer wichtiger, eh-

ren-

renvoller sein? mit welchem können sie ihrem ganzen, oft so verachteten Stande mehr Bedeutung und Ansehn verschaffen, als mit dieser Verstandes- und Vernunftbildung ihrer Schüler? Wenn die Schule für die Kinder die Wiege der Besonnenheit, des Nachdenkens, der Sprache ist: was könnte sie ihnen mehr sein und werden? Dann ist sie ihre zwote Schöpfung zu Menschen; dann ist sie die Werkstatt der Gottheit, die durch ihre würdigsten, unentbehrlichsten Diener ihr edelstes Geschöpf ausbildet; dann sind es die Kinder den Lehrern schuldig, daß sie nicht ewig unmündig bleiben; daß sie einst mehr, als erwachsene Kinder werden; daß der große, in die Ewigkeit reichende Endzweck der Gottheit mit ihnen ohne Aufenthalt erreicht wird; dann verdanken die Kinder ihren Lehrern das einzige ächte Gepräge der Gottheit. Der Lehrer müßte die Vernunft nicht ehren und also selbst noch nicht zur Vernunft gebildet sein, der in diesem Bildungsgeschäffte seiner Kinder seine Würde nicht fühlen wollte; und der außer diesem Selbstgefühle noch eines besondern, von äußern Vortheilen entlehnten Ermunterungsgrundes bedürfte, um sich jenem Geschäffte mit ganzer Seele zu widmen.

Durch die Denkübungen wird zweitens überhaupt die Besonnenheit und Ueberlegsamkeit der Kinder geweckt. Denn da sich ohne Besonnenheit nicht denken läßt: so ist der, der an das Denken gewöhnt ist, natürlich auch gewöhnt, Alles, was er sieht, hört und selbst thut, zu prüfen; die Gedanken und Begriffe, die ihm zu Gebote stehen, um dieser Prüfung willen gleichsam zu durchsuchen, folglich nichts unbeachtet zu

lassen;

lassen; nichts auf Gerathewohl als wahr und gut anzunehmen, und sich nie nach dem ersten blinden Eindrucke, nach der ersten vielleicht nur halbwahren Vorstellung zu richten und sich so sein gesundes Urtheil zu verderben. Besonnenheit ist das beßte Mittel wider Hitze und Leidenschaft und die Uebereilung derselben: und wie viel hat der Mensch schon dadurch gewonnen, wenn er die Selbstkraft hat, sich im Zustande der Nüchternheit und des gesetzten Gleichmuthes zu erhalten! Beim fortgesetzten Denken macht man so oft die Erfahrung, daß eine Sache ganz anders ist, als sie sich beim ersten Anblicke zeigte: und muß diese Erfahrung nicht vor aller Uebereilung bewahren? Wenn also die Lehrer durch diese Denkübungen sich auch nur besonnene Schüler zögen, besonnene Menschen bilden hülfen: welche Wohlthat hätten sie dadurch ihren Schülern, die jede Belehrung mit Erfolg benutzen werden, sich selbst, denen auf die Art die ganze Bildung und der gesammte Unterricht solcher Schüler besser von statten gehen wird, und der Welt, für die solche Menschen gewiß in den meisten Fällen die brauchbarsten, wenigstens die unschädlichsten sind, erwiesen! Und alles das Gute, dessen Mutter die Besonnenheit ist — jede heilsame Anwendung der edelsten menschlichen Kräfte, besonders des Verstandes und einer regelmäßigen Thätigkeit — sind sie nicht das Werk dieser Denkübungen?

Aber ohne Denken findet ja nicht einmal ein richtiger Gebrauch der Sinne statt. Oder muß ich mir, um recht zu sehen und zu hören, um das, was ich sehe und höre, genau zu beobachten, nicht die Begriffe davon in die Seele rufen? Bilder ohne

Be-

Begriffe sind blind: Schälle ohne Begriffe taub. Was seh' ich, hör' ich nicht Alles, wenn ich schnell durch die Straße einer Stadt fahre? Und weiß doch von Allem so viel, wie nichts; habe so gut, wie gar nicht gesehen und gehört: weil mir die Schnelligkeit meiner Bewegung keine Zeit ließ, Gedanken, Begriffe damit zu verbinden, mir bestimmt bei jedem Gegenstande zu sagen, was ich eigentlich sah oder hörte; weil ich also nicht beobachten — denkend sehen und hören oder sehend und hörend nicht denken konnte. Kann ich z. B. sehen, ob in einem Zimmer Ordnung ist, wenn ich diesen Begriff nicht habe und nicht mit der Lage der Gegenstände des Zimmers verbinde? Kann ich genau hören, was der Andere spricht, wenn ich mir nicht von jedem seiner Worte und von jeder damit bezeichneten Sache die rechte Vorstellung mache? Warum überhören rohe, ungebildete Menschen so oft, was man ihnen sagt, als: weil sie bei unsern Worten so wenig denken? also nicht recht wissen, was sie hörten? Denn „etwas sehen oder hören„ heißt allemal zugleich: „sich dessen, was man sieht oder hört, bewußt sein„. Aber dieß Bewußtsein setzt allemal den Gedanken voraus: du siehst oder hörst das; und nichts Anderes; erfordert also allemal die Vergleichung mit dem Begriffe dessen, was durch den Sinn sich der Seele darstellen soll. Und nun überlege man, daß alle unsere Erkenntnisse von den Sinnen anfangen. Daß ich mir z. B. den Begriff von einem Thiere machen, daß ich mir sagen kann, was allen Thieren gemeinsam ist, ward dadurch möglich, daß ich mehrere und mehrerlei Thiere gesehen und mir dasjenige, was

sie

sie alle an sich hatten, wenn sie sich auch sonst noch so sehr unterschieden, an ihnen abgenommen habe. Wie könnte also ohne besonnenen, verständigen Gebrauch der Sinne der Mensch selbst verständig werden? Und was ist der erfahrne Mann, der sich der Welt so nützlich und brauchbar macht, bei dem man guten Rath und in Verlegenheiten Auskunft sucht, der Alles ordentlich zu behandeln, Alles planmäßig zu betreiben, Zeit und Kräfte zu sparen, Alles bei'm rechten Punete zu fassen weiß — der erfahrne, gewitzte Mann, der in Angelegenheiten des Lebens den tiefsinnigsten Denker beschämt — was ist er anders, als der durch den verständigen Gebrauch seiner Sinne bei allem dem, was ihm vorkam, der durch reife Beobachtung dessen, was er sah und hörte, gebildete, mit Kenntnissen bereicherte Mensch?

Durch Denken können sich Kinder selbst bilden, und also durch die Gewöhnung, bei Allem zu denken, in ihrer Bildung gefördert werden. Das Kind, das seine Musterschrift denkend anschaut, lernt gewiß eher schreiben, als ein anderes, bei dem es auf das liebe Ohngefähr ankömmt, ob es den Zug eines Buchstabens einmal treffen, nun erst das Zusammentreffen seines Zugs mit dem der Musterschrift gleichfalls zufällig bemerken und dadurch aufgemuntert werden soll, dieselbe Manier mehrmals zu versuchen. Sobald der besonnene Schreibschüler auch nur die Züge, die aufwärts und abwärts gehen, von einander unterscheidet; jene rechts, diese links macht; und — weil ihn seine Besonnenheit bei keinem Zuge verläßt — dieß jedesmal beobachtet: so hat er zum Schönschreiben schon sehr viel gewonnen.

Aber

Aber nicht nur überhaupt verständige und überlegsame Menschen werden Kinder, die man zum Denken gewöhnt; nicht nur geschickt, sich selbst zu bilden, sich Erfahrungen zu sammlen und dadurch brauchbar und gemeinnützig zu wergen: sondern auch sittlich-gute, gewissenhafte und rechtschaffene Menschen werden sie dadurch. Mag man die sittliche Güte der Gesinnung und der Handlungen setzen, worin man will: etwas Anderes kann sie doch nicht sein, als die vernunftmäßige Beschaffenheit derselben. Ein Wille, eine Neigung, eine Handlung, die in jeder Rücksicht vernünftig sind, die werden gewiß auch die Billigung des Gewissens haben, und also sittlich-gut sein. „In jeder Rücksicht vernünftig„ — das heißt: allen den wahren Begriffen des Verstandes und der Vernunft gemäß, die dabei in Anwendung kommen. Ich habe von meinem Nebenmenschen das und das ausgeredt. Ist es wahr? Ist es für ihn oder für Andere nützlich? Konnte der Vortheil, den meine Eröffnung schaffen soll, nicht auf eine sichrere, bessere Art erreicht werden? Kann man, was ich gesagt habe, nicht mißbrauchen? Hab' ich dadurch mich nicht auf irgend eine Art verdächtig gemacht, von einer schwachen oder gar schlechten Seite gezeigt? War die Aeusserung, deren möglichen Nachtheil ich doch wohl nicht bestimmt voraussehen und verhüthen kann, zu meiner an sich guten Absicht durchaus nothwendig? Würde ich gern sehen, daß man von mir so was sagte — in einer gemischten Gesellschaft sagte? Hätte ich nicht mehr Achtung gegen die Menschheit, mehr Menschenliebe gezeigt, wenn ich geschwiegen hätte? Oder wenn ich es

sagen zu müssen glaubte: konnte es nicht auf eine weniger auffallende und verfängliche Art, in einem mildern, bescheidenern Tone, mit einer Einleitung, die jede Mißdeutung und jeden Mißbrauch zum voraus entfernte, geschehen? Wer überall zu denken und denkend zu verfahren gewohnt ist, wird der nicht leichter dahin zu bringen sein, daß er auch über seine Gesinnungen und Handlungen denke, und sich nur dann dabei beruhige, wenn er sie seinen vernünftigen Ueberlegungen angemessen findet? Ist der nicht leichter zu bessern, und wird ihm nicht das Geschäfft seiner Tugendbildung und Tugendübung sichrer gelingen? So bereitet ihr also, ihr Diener der frühen Vernunft eurer Zöglinge, in ihnen den fruchtbaren, gediegenen Boden der Sittlichkeit und Tugend. Und nun wäre die Würde, der Werth, die Wichtigkeit dieses eures Geschäffts noch zweifelhaft?

Wenn endlich richtiges Denken allein einen hellen, sichern, wirksamen Religionsglauben giebt; wenn nur geprüfte Begriffe vor Aberglauben und Unglauben, vor blindem Glauben und Schwärmerei bewahren: so müssen Denkübungen, auf eine zweckmäßige Art angestellt — gesetzt auch, daß sie nicht unmittelbar die Einleitung zur Religionskenntniß auszumachen bestimmt und angelegt sind — zu einem wahren, bessernden, beruhigenden Religionsglauben vorbereiten. Ist in der Religionserkenntniß Verbindung und Zusammenhang; folgt eine Wahrheit aus der andern; hat richtige und deutliche Einsicht in eine Wahrheit unvermeidlichen Einfluß auf die Einsicht aller der Wahrheiten, die von jener die Folgen

gen

gen sind: so berichtigt ein richtiger Begriff, verfälscht ein Irrthum, ein Vorurtheil unsern ganzen Glauben an Gott und Ewigkeit. Aber Richtigkeit unsers Glaubens allein macht ihn zu einer sichern, festen Stütze unsrer Ruhe und Tugend; Richtigkeit und Prüfung desselben bewahrt vor beunruhigenden Zweifeln, die dem Schwachen so leicht den ganzen Glauben verdächtig machen und ihn der Trostlosigkeit und — wer weiß? am Ende auch der Verwilderung preis geben. Wir hoffen zu Gott, daß er Alles, was er uns begegnen läßt, zu unserm Besten dienen lassen werde. Aber unter diesem Beßten stellt sich der sinnliche, gedankenlose Mensch irdische, überwiegende Vortheile vor: denn er kennt die Natur und Bestimmung des Menschen, seine edlere Natur, den Zusammenhang derselben mit der niedern nicht; kennt nicht das Wesen der Tugend; versteht nicht die Heiligkeit und Allweisheit Gottes, deren reine Vorstellung sich auf jene frühern Begriffe gründet. Wenn er nun, bei dem trüben Scheine seines Irrwahns, nach seinem Beßten sucht und es nicht finden kann: dann ist die Störrigkeit seines blinden Köhlerglaubens noch immer eine Wohlthat für ihn. Gesetzt aber, ein Religionsfeind zeige ihm die Nichtigkeit seiner Erwartung, selbst in der spätesten irdischen Zukunft: wie leicht wäre es möglich, daß er den Gott, seinen Gott, der ihn so jämmerlich täuschte, im ganzen Ernst verabschiedete, ohne einen andern zu gewinnen, der besser Wort halte? Bei der Würde also und Wohlthätigkeit und Nothwendigkeit der Religion; bei der einstigen Tugend und Gemüthsruhe eurer Kinder, die euch schon jetzt ein unverletzliches Heiligthum sein

 muß;

muß; bei Gott und Seeligkeit und Allem, was euch theuer ist — versäumet, ihr Jugendlehrer! einen Unterricht nicht, der für Zeit und Ewigkeit von solchen Folgen ist, und bedenket diese seine Wichtigkeit, so oft ihr euch dazu anschickt. —

Stoff der Denkübungen oder diejenigen Gegenstände, worüber mit den Kindern gesprochen werden müsse.

Es sollen jetzt die Grundsätze angegeben werden, wonach man sich bei der Wahl der Sachen zu richten habe, die in diesen Gesprächen mit den Kindern vorkommen und den Inhalt dieser Gespräche ausmachen dürfen.

Diese Grundsätze können nirgends anders, als in dem Endzwecke der Denkübungen und in dem Grade der Fassungskraft der Kinder liegen, mit welchen man sie anstellen will. Da aber die Fassungskraft der Kinder dem Endzwecke der Uebungen gemäß benutzt werden muß, weil sonst dieser Endzweck nicht erreicht werden kann: so wird der letztere hier allein entscheiden. Weil er aber desto besser gelingen wird, je mehr die Kinder am Gegenstande des Gesprächs Interesse finden; je mehr sie also von selbst zur Aufmerksamkeit und Anstrengung ihrer Fassungskraft geneigt sind: so macht das Interesse — der Antheil, den die Kinder, mit denen man sich im Denken üben will, an einer Sache zu nehmen pflegen, einen wichtigen Punct aus.

Vor allen Dingen muß man mit Kindern nur über solche Gegenstände sprechen, von denen man hoffen kann, sie ihnen ganz klar zu machen. Bleibt ihnen Alles dunkel, oder wird ihnen wenigstens

nigstens der Begriff, den man erläutern wollte, nicht hell: so ist in beiden Fällen die Absicht der Unterredung — im erstern Falle mehr, im letztern weniger — verfehlt. Im erstern gab ihnen die Unterredung nicht die mindeste Uebung ihres Verstandes, und schreckte sie obendrein von jedem fernern Versuche ab; auch erhielten sie keinen Gewinn irgend eines Begriffs, einer Kenntniß, die sie künftig benutzen könnten: im letztern erhielten sie den Begriff nicht, der zu einer folgenden Unterhaltung, wie sich's gebührt, vorbereiten sollte. Da man aber gleichwohl darüber gesprochen hat: so sehen sie nun wenigstens diesen Gegenstand für zu schwer an; mögen sobald nichts wieder davon hören, und er hat überdieß, wenn man auch die Unterredung darüber anders einleiten wollte und könnte, die Hälfte des Interesse für sie verloren, sobald sie merken, daß er wieder zur Sprache kommen soll. Jugendlehrer haben sich also mit der Fähigkeit der Kinder und ihrer Kinder genau bekannt zu machen, wenn sie keinen Mißgriff thun wollen. Von dem Repertorium, das die Gegenstände der Denkübungen enthalten soll, fodert man nun mit Recht, daß es einen zusammenhängenden Unterricht enthalte, dessen einzelne, wenigstens die größern, mithin nicht getrennt werden können. Sollte dieser Entwurf für Kinder von gewissen Jahren alle Ansprüche, die man an ihn machen darf, erfüllen: so müßte er nur für sie gebraucht werden, und man müßte für ein noch zarteres Alter, das sich gleichwohl zum Nachdenken ebenfalls aufgelegt zeigt, ein anderes Repertorium haben, dessen Betrachtungen vereinzelt werden könnten.

Man muß zweitens möglichst von Dingen ausgehen, wonach Kinder zu fragen pflegen; von Dingen also, die ihre Aufmerksamkeit reizen oder worüber sie von selbst zu denken versuchen. Aber diese Regel ist mit der gehörigen Einschränkung zu verstehen. Sie bestimmt nur so viel: daß man über Gegenstände, worüber Kinder zu fragen pflegen, um desto eher und lieber mit ihnen spreche, wenn diese Gegenstände sonst nur im Entwurfe eines solchen Unterrichts aufgenommen werden können. Denn die Frage eines Kindes kann nicht immer berechtigen, sich mit ihm über die gefragte Sache einzulassen. Theils fragen Kinder oft aus bloßer unruhiger Neugier oder aus Vorwitz weit über ihren Horizont hinaus nach Dingen, die man ihnen nicht recht erklären kann und worüber man sie am beßten einstweilen zur Geduld verweist; auch wohl nach Dingen, wovon man ihnen keine Belehrung geben darf; theils fragen sie oft so, daß man überall nicht antworten kann; und das Sprichwort von den Verlegenheiten, worein Kinderfragen, eben weil sie zugleich kindische, unmögliche Erklärungen heischende Fragen sind, den gescheutesten Mann versetzen können, ist vollkommen wahr. Ueberhaupt aber ist es wichtiger, Kinder zur Bescheidenheit und zur bescheidenen Erwartung dessen, was der Lehrer ihnen zu sagen für gut findet, und zur Ordnung im Unterrichte, die sie vertrauensvoll dem Lehrer anheimstellen müssen, zu gewöhnen, als allen ihren Fragen Rede zu stehen. Ueberdieß kann der öffentliche Schullehrer es am wenigsten darauf ankommen lassen, wonach seine Kinder wirklich fragen werden:

den: weil diese Fragen Vieler ihm zu viel und mithin so viel, wie nichts, zu antworten aufgegeben würden.

Aber folgende Bestimmungen scheinen weder eines besondern Beweises, noch einer Erläuterung bedürftig. Man gehe bei den Denkübungen aus

1) von Dingen, die in der Kinderwelt und zwar zunächst im häuslichen Zustande vorkommen. Unter der Kinderwelt verstehe ich Alles, was für Kinder Interesse hat; was ihnen nahe liegt; was ihrer Beobachtung nicht entgehen kann; was sie wissen können und dürfen; womit sie sich gern und ohne besondere Auffoderung beschäfftigen; was ihnen werth ist — mit einem Worte: Alles, was natürlicher und schicklicher Gegenstand ihres Denkens und Begehrens und ihrer Thätigkeit ist. Am wichtigsten für ihr Bedürfniß, so wie für ihre Bildung ist aber Haus und Familie: Eltern, Geschwister u. s. w. Davon hören sie gern; das kann ihnen deutlich gemacht und nahe gelegt werden; und vom Hause aus, von dem Plätzchen aus, wo ihre Wiege stand, geht ja ihr Weg in die Welt; hier sind die Fäden aller ihrer künftigen Verhältnisse angeknüpft. Man kann ihnen also Haus und Familie nicht zu interessant zeigen, und den Grund und Anfang ihres ganzen künftigen Lebens nicht zu deutlich erklären.

2) Von Dingen und Begriffen, die insbesondere der Kinder Verhältniß zu den Eltern und Lehrern betreffen; sie zum Gehorsam ermuntern; ihnen denselben erleichtern, wichtig machen u. s. w. Man zeige ihnen also, wie unentbehr-

behrlich für sie alle die Wohlthaten sind, die sie von diesen Personen erhalten: aber man überlasse, damit man nicht ein berufener Diener des Stolzes oder der Herrschbegierde jener Personen scheine, die Nutzanwendung davon — Nothfälle ausgenommen — ihrem guten Herzen selbst.

3) Von Dingen und Begriffen, die den Menschen als Menschen — seine Natur, Bestimmung u. s. w. betreffen;

die sie zur Religion vorbereiten und sie ihnen zur Sache des Verstandes und Herzens machen;

die die Vorbegriffe der Schulkenntnisse enthalten und sie anleiten, ihre Schulübungen auf eine verständige Art zu betreiben — z. B. Schreiben, Lesen, Rechnen;

die ihnen ihre Pflichten als Schulkinder empfehlen — z. B. Aufmerksamkeit und Stille, Ordnungsliebe, Verträglichkeit u. s. w.

Ein Elementarbuch, das alle diese Begriffe einleitet und aufstellt, oder wenigstens in der Ordnung seiner Abschnitte die Fächer enthält, in welche sie eingepaßt werden können, scheint das zweckmäßigste zu sein. Da aber der Mensch zu nichts bestimmt sein und da von ihm nichts gefordert werden — überhaupt nichts ihn angehen und mit ihm in Verbindung und Verhältniß kommen kann, als was die menschliche Natur selbst mit sich bringt, und wozu in ihr die Anlage vorhanden ist: so wird eine, Kindern faßliche Betrachtung der menschlichen Natur, besonders der Seelen- und Geistesfähigkeiten, und des Körpers, in so weit er für diese Fähigkeiten mitwirkt, zu allen diesen

Be-

Begriffen wie von selbst führen und in ihrem Verfolge die passenden Stellen dazu anweisen. — Die Form oder die Art und Weise, wie mit Kindern über dergleichen Gegenstände gesprochen werden soll

schließt zuerst die Veranlassung in sich, welche man dazu zu benutzen hat; von der man mithin anfängt und die mehr oder weniger den Gang der Betrachtung bestimmt. Man muß die Kinder an Vorfälle und Begebenheiten, die ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen oder ihnen sonst bekannt sind, erinnern, und den Begriffen dadurch Leben und Anschaulichkeit geben. Wenn ich sehe, wie der Begriff in der Wirklichkeit, in einem wirklichen Vorfalle zutrifft und dabei seine Anwendung findet: so lebt er gleichsam; so sehe ich gleichsam seine Wahrheit, und so prägt er in dem sinnlichen Bilde sich besser ein. Kleine Geschichtchen also, so oft sie nur etwas zur Versinnlichung beitragen, muß der Lehrer sich zurecht legen und bei der Hand haben. Aber die einmal festgesetzte Ordnung und Reihe der Betrachtungen sollen nicht durch Vorfälle und Begebenheiten — denn das hieße so viel, als: durch Zufall und Ohngefähr unterbrochen werden; sondern man soll mit ihnen anfangen und von ihnen ausgehen, so oft es diese Ordnung erlaubt, und man soll sie im Fortgange der Betrachtung, so gut es möglich ist, zur Erläuterung benutzen. Gesetzt, es wäre von den Sinnen, insbesondere vom Gesichte und der Wohlthätigkeit dieses Sinnes die Rede: so werde ich ungefähr sagen: Ein Blinder ließ sich betteln führen. Und nun werde ich fragen: Warum ging er nicht so dreust und sicher zu, als sein Führer?

War-

Warum schien es manchmal, als ob er ungeschickt im Gehen wäre? Und warum schien sein Führer manchmal unsanft mit ihm umzuwenden? Würde er das gethan haben, wenn er ihm den Weg so genau hätte beschreiben können, wie man ihn sieht? Oder ein Kind war unreinlich in die Schule gekommen. Dieß kann den Begriff von Reinlichkeit, Schönheit, Häßlichkeit, Ordnung und Unordnung erläutern: da das Unreine nicht schön seyn — und Reinlichkeit ohne Ordnung nicht statt finden kann.

Ist zweitens einmal der Begriff aus der Sache selbst und durch Beispiele erläutert: so dürfen die etymologischen Erklärungen der dabei gebrauchten vorzüglich merkwürdigen Worte nicht verschmäht werden, wenn sie anders mit dem Begriffe übereinstimmen. Eine etymologische Erklärung ist die Erklärung eines Worts aus demjenigen Worte, von welchem es abstammt. Z. B. Besonnenheit ist die Gemüthsbeschaffenheit des Besonnenen — desjenigen, der nicht erst jedesmal, so oft er etwas thun soll, sich besinnt; sondern vielmehr schon sich besonnen hat und wie einer, der sich besonnen hat, die Sache ansieht und angreift — also weiß, was er zu thun — wie er sein Geschäfft anzufangen und anzugreifen hat. — Verstand ist die Fähigkeit, Dinge und die Worte, womit sie angezeigt werden, zu verstehen — zu wissen, was eine Sache ist. — Gedächtniß — die Fähigkeit, das Gedachte — also auch Gesehene, Gehörte — überhaupt Erfahrene, aber auch Sätze, Begriffe, Worte, Erzählungen in der Seele aufzubewahren, zu merken. — Sich einer Sache erinnern ist so

viel,

viel, als: sie wieder in die Seele zu bringen. Solche Erklärungen — wenn sie sich ihrer Natürlichkeit, Leichtigkeit und zutreffenden Wahrheit wegen wie von selbst darbieten, machen auf jeden Fall den Begriff behaltbarer. Auch die Formen der Wörter — das ist: die Art, wie sie gebildet sind, die ihnen gemeinsamen Endungen, besonders der Adjectiven oder Eigenschaftswörter führen auf Begriffe oder Vorstellungen von ganzen Arten und Classen der Dinge. Fleißig (ig von eigen), d. i. einer, dem der Fleiß eigen ist; gesprächig — wer gern spricht; geschäfftig — wer sich aus Neigung, also gern und viel beschäfftigt u. s. w.

Die Unterhaltung muß drittens, so oft es möglich ist, an die Empfindung der Kinder angeschlossen und darauf bezogen werden. Wenn der Begriff von Ursache und Wirkung erklärt werden soll: so werde ich fragen: Fror dich vorhin nicht auch? Woher kam das? Warum friert dich und mich in dieser Stube nicht mehr? Hörte dein Frost auf einmal auf? u. s. w. So wird dem Kinde der Begriff möglichst nahe gebracht.

Auch fängt man viertens, wie natürlich, gleich mit etwas an, das für sich klar und interessant ist; und

wiederholt fünftens kurz und deutlich die schon vorhergegangenen Begriffe, ohne welche das Folgende Neue nicht deutlich werden kann.

Soll Form der Denkübungen die Art und Weise anzeigen, wie die Fragen selbst beschaffen sein müssen, um wahrhaft sokratisch oder katechetisch zu sein: so ist eben bei der Darstellung des Wesens der Denkübungen schon das Nöthige erinnert; und eine vollständige Sokratik oder Ka-

techetik ist theils hier nicht an ihrem Orte, theils würden alle Regeln ohne Uebung und ohne fleißiges Studiren guter Katechesen wenig fruchten.

Wie muß der Lehrer verfahren, um den Wortton und Accent seiner Schüler zu bilden?

Die Kinder sollen durch die Denkübungen nicht nur denken, sondern auch sprechen lernen; und die einzig=sichre Probe davon, daß sie Fertigkeit im Denken besitzen, ist für sie selbst und noch mehr für den Lehrer und Andere; wenn sie ihre Gedanken ordentlich und deutlich auszudrücken im Stande sind. Denn es ist hier von einem deutlichen Denken — von einem Denken bestimmter Sätze und Wahrheiten die Rede, die man unmöglich wissen und von einander unterscheiden kann, wenn man nicht jeden Begriff, der darin enthalten ist, mit seinem Worte wiederzugeben im Stande ist. Gesetzt, es spräche Jemand: Ich glaube, daß in der Welt nichts —— hier stockte er, weil er sich auf den letzten Ausdruck nicht besinnen könnte. Wüßte ich denn, ob er sich etwas gedacht hätte? ob er den Satz ausgedacht hätte? ob ihm nicht im Sprechen die Gedanken vergangen wären? Und woran soll er denn selbst merken, ob er noch einen wirklichen Gedanken hatte? Ob er ihn hatte: weiß er selbst, wissen Andere nur aus dem Gedanken selbst, der sich nur durch diese und keine andern Worte angeben läßt. Denn gerade dieser und kein anderer — das heißt: ein bestimmter Gedanke erfordert gerade diese und keine andern — das heißt:

be=

bestimmte Worte. Gesetzt, er hätte gezweifelt, ob er sagen sollte: Ich glaube, daß in der Welt nichts von Ohngefähr ist — oder ob er nicht vielmehr sagen sollte: Ich glaube, daß in der Welt nichts unvermeidlich-nothwendig ist: so schwebten seine Gedanken zwischen den beiden Begriffen: „Ohngefähr„ und „unvermeidliche Nothwendigkeit„; und er wußte also nicht, welchen von beiden Begriffen er eigentlich hatte. War hier Deutlichkeit des Gedankens? Er konnte sich ja eine unvermeidliche Nothwendigkeit vorstellen, die gleichwohl ohne alle Ursache — also von Ohngefähr wäre. So hätte er aber Jene von Diesem nicht genau unterschieden. Weiß das Kind nicht, ob es von einem Zeuche sagen soll, es sei dunkel- — oder nicht vielmehr, es sei hellgrün: so kennt es entweder den Unterschied dieser beiden Farben noch gar nicht; oder kennt wenigstens die Farbe des Zeuchs nicht recht, die es doch angeben will, und es hat sich also die Farbe, mithin das Zeuch selbst, nicht deutlich vorgestellt.

Aber nicht genug, einen Satz oder Gedanken in den rechten Worten zu sagen: es muß auch auf jedes Wort der rechte Ton und Accent gelegt werden; denn die Veränderung des Tons verändert auch den Gedanken selbst. Es ist sehr unterschieden, ob ich sage: „Er hat gelesen„ — dieß gibt zu verstehen: „aber diese Andern noch nicht;„ oder, ob ich sage: „er hat gelesen„ — dieß erinnert, daß er nicht jetzt noch lesen soll, jetzt noch liest, nicht etwa gar erst zu lesen anfängt; oder, ob ich sage: „er hat gelesen„ — also nicht geschrieben, oder sonst etwas Anderes gethan.

than. Sollen also Kinder richtig denken und sprechen lernen: so müssen sie zugleich geübt werden, die Worte mit dem gehörigen Tone zu bezeichnen.

Nun ist Selbstdenken und Selbstsprechen noch immer schwerer als Andern nachdenken und, was Andere sprachen, verstehen. Am füglichsten werden also Kinder theils im Denken, theils Sprechen, theils Accentuiren oder Tonsetzen geübt durch das L e s e n. Und wie das geschehen könne, davon folgen hier die, wie es scheint, hinreichenden Regeln.

1) Der Lehrer darf die Kinder nichts lesen lassen, was sie nicht ganz verstehen, und woran sie nicht das gehörige Interesse nehmen — oder was sie nicht gern oder auch mit Gefühl lesen, und er muß das Interesse, was sie an dem Lesestücke nehmen sollen, wecken und vorbereiten. Wie können sie denn, was sie nicht ganz verstehen, mit einer solchen Würdigung, Hebung, Tonbezeichnung der einzelnen Worte lesen, als ob sie es verständen? Wie können sie auch nur Haupt- und bloß eingeschaltete oder Zwischensätze merklich machen? Gesetzt, es stände da: „Wenn dieser junge Mensch, wie man von ihm sagt, ein Freund der Reinlichkeit wäre: müßten da seine Bücher und Kleider nicht ganz anders aussehen?„ so hätte man den Zwischensatz: „wie man von ihm sagt„ etwas schneller zu lesen, als den Hauptsatz: „wenn dies. j. M. ein Freund der R. wäre;„ so müßte man aber wissen, welche Worte zum Hauptsatze gehören; man müßte von dem ersten dieser Worte zu dem letzten eilen, um durch das Verweilen bei'm Zwischensatze die ersten Worte

des

des Hauptsatzes nicht einstweilen halb vergessen zu lassen; man müßte also doch wissen, was bei'm Ganzen die Hauptsache wäre; müßte also das Ganze — den Haupt- und Zwischensatz genau verstehen. Aber auch der Ton jedes einzelnen Wortes fodert Verständlichkeit. Es heißt nicht: Dieser Mensch ist (wirklich) ein Fr. der R.; sondern nur: Wenn er's wäre; und also muß das „Wenn„ den Ton bekommen. Aber es soll auch gerade von diesem und keinem andern j. M. die Rede sein: also hat „dieser„ gleichfalls den Ton. Nun ist doch wohl die Hauptsache, daß er ein „Freund der Reinlichkeit„ sein soll; und das „wie„ des Zwischensatzes erinnert an den ganzen Hauptsatz; und das „sagt„ gibt zu verstehen, daß es ein Urtheil Anderer ist, dem man seinen Zweifel entgegensetzen will — es geht also auf den ganzen Nachsatz des Hauptsatzes: „müßten da seine„ u. s. w. Dieß Alles muß überlegt — nach solchen Ueberlegungen der Ton bestimmt — dieß Verhältniß der Sätze und Worte muß wenigstens gefühlt werden, wenn man so ein paar Zeilen ordentlich lesen will.

Woran Kinder nicht das gehörige Interesse nehmen, darüber werden sie nicht Lust haben, mit der ihnen möglichen Aufmerksamkeit nachzudenken; sie werden also die Wichtigkeit der ganzen Gedanken und einzelnen Begriffe nicht fühlen; und dieß Gefühl wird sich nicht in der Hebung und Senkung der Stimme offenbaren. Dieß Interesse wird geweckt, wenn man ihnen das Lesestück mit eignem Interesse oder Gefühl vorliest; wenn man ihnen die Gedanken mit ihrer Folge und Verbindung deutlich macht, ungefähr so, wie

jetzt

jetzt davon ein Beispiel gegeben worden ist; wenn man über die Wahrheit der Gedanken ihren eignen gesunden Verstand befragt und die Sache, wovon die Rede ist, an ihr eignes Gefühl von Schicklichkeit und Unschicklichkeit, Schönheit und Häßlichkeit, Ordnung und Unordnung u. s. w. hält. Glaubt ihr wohl, Kinder! — würde es hier heißen — daß man reinlich ist, wenn man Kleider und Bücher nicht reinlich hält? Würdet ihr euch nicht wundern, die Sachen des Knaben schmuzig zu sehen, dessen Reinlichkeit man euch anpriese? Was hältst du vor allen Dingen ordentlich: weil du gern ordentlich und reinlich bist? u. s. w. Das, wovon man ein Freund ist, liebt man doch wohl; darnach strebt man; das sucht man — wenn es eine Pflicht oder Tugend ist — zu beobachten. — Vorbereitet wird das Interesse: wenn die Sache, wovon gelesen werden soll, und ihre Wichtigkeit vor dem Lesen in einem kurzen Gespräche klar gemacht wird; wenn insbesondere die, den Kindern etwa unverständlichen Worte und Redensarten, die in dem Lesestücke vorkommen, verdeutlicht werden. Dieß Alles wird Zeit kosten: aber die Kinder werden dafür desto ausdrucksvollere Leser werden. Und wenn nun durch diese vorbereitende Erklärung die Kinder fähig sind, sich in das Stück mit Geist und Herz hineinzuversetzen; dann liest ihnen

2) der Lehrer dasselbe erst vor, damit durch das Muster seiner Accentuation ihr Gefühl möglichst angeschlagen werde; und er läßt es auch nach der Vorbereitung nicht darauf ankommen, ob die Kinder den Ton sogleich selbst treffen — oder ob sie nicht hie und da falsch, wenigstens

zwei=

zweideutig accentuiren, dadurch einen falschen Accent sich einprägen und sich das Erlernen des guten Lesens erschweren werden. Denn es ist überhaupt eine sinnlose Methode, Kinder Kräfte versuchen lassen zu wollen, die sie noch nicht haben: und es ist sehr zu rathen, daß man die Fehler der Kinder möglichst verhüthe, weil von jedem Fehler ein gewisser Eindruck zurückbleibt, der nun wieder ausgetilgt werden muß, ehe das entgegengesetzte Gute haften kann; es müßte denn sein, daß der Fehler auf das Richtige hinführte, oder auf die Nothwendigkeit einer Regel und ihrer Beobachtung aufmerksam machte.

3) Was für Kinder am verständlichsten gemacht werden und was sie am meisten interessiren kann, das sind doch wohl ihrem Alter angemessene Erzählungen. Wenn der Lehrer, nachdem er die Erzählung ein- oder ein paarmal vorgelesen hat, nun den Kindern zeigen könnte, warum hie oder da dieß und kein anderes Wort — diese und keine andere Stellung der Worte gewählt worden ist; wenn er die Erzählung so in Fragen zerlegen könnte, daß die jedesmaligen Antworten gerade auf die betonten Worte fallen müßten: dann würde die Uebung der Kinder selbst gewiß am beßten gelingen und für die Kinder den meisten Nutzen haben. Wie leicht dieses zergliedernde Fragen ist, und wie leicht in gut gewählten Erzählungen sich die Worte und ihre Stellung rechtfertigen lassen, weiß jeder nur einiger Maaßen gebildete Lehrer, ohne daß man ihm erst ein Beispiel zu geben brauchte. — Auch moralische Sentenzen, die für das Kinderalter sind, geben, so vorbereitet, eine gute Leseübung.

4tens

4tens muß der Lehrer den Kindern, so oft es möglich ist und auffallend genug gemacht werden kann, den Unterschied des Sinnes durch Veränderung des Accents zeigen; wovon oben ein Beispiel in der Frage: „Warum will er kommen?„ gegeben worden ist. — Er muß

5tens das Kind, sobald es nicht mit Accent spricht, nicht zu verstehen scheinen; und es genau über das, was es sagen will, prüfen. — Endlich

6tens warnen wir, insofern von Leseübungen die Rede ist, ganz besonders vor Versen, deren Wortfolge nicht ganz leicht, natürlich und dem Accente angemessen ist: weil sich Kinder bei'm Lesen derselben gar bald einen falschen oder zweideutigen Accent angewöhnen könnten. Ich lese z. B. in dem Wagner'schen Handbuche der Jugend in Bürgerschulen gleich auf der ersten Seite:

„Was du nicht willst, das (daß) man dir thu',
das füg' auch keinem Andern zu.„

Und Seite 6:

„Dem Lügner glaubt man denn (dann) auch nicht,
wenn er einmal die Wahrheit spricht.„

Ebendaselbst:

„Die Alten ehre stets: du bleibst nicht ewig Kind.
Sie waren, was du bist: und du wirst, was sie sind.„

In der ersten Sentenz soll der Accent auf „dir„ —; in der zwoten soll er gerade nicht auf „er„ —; in der dritten soll er auf „Sie„ so gut, wie auf dem zweiten „du, liegen; aber wie widerspänstig sind nicht die Verse?

Wie

Wie kann der Lehrer die Denkübungen so modificiren, daß die Sprachorgane seiner Schüler dadurch geübt werden, und sie die Fertigkeit erlangen, sich richtig, angenehm und mit Leichtigkeit im Hochdeutschen auszudrücken?

1) Man kehre die Fragen oft um, so, daß das Kind auf verschiedene Art antworten muß. Beispiele sollen im Zusammenhange dieser Denkübungen gegeben werden.

2) Die Kinder müssen kleine und dann größere Abschnitte des Unterrichts in fortgehender Rede wiederholen. Man muß ihnen aber durch Fragen wieder auf das, was ihnen fehlt, helfen, damit sie nicht abgeschreckt werden; und man muß es anfangs mit ihnen nicht zu genau nehmen. Haben sie sich erklärt: dann kann und muß man ihnen ihre Fehler zeigen.

3) Man sage einen Satz, der vorher in abstracten Ausdrücken gesagt war, noch einmal in concreten; sage ihn bald in activer, bald passiver Form. Diese dritte Regel bedarf Erläuterung. Ein abstracter Ausdruck ist ein solches Wort, das eine Eigenschaft anzeigt, wie sie an und für sich gedacht wird: nicht, wie sie in einer Person oder Sache statt findet; denn in diesem letztern Falle heißt der Ausdruck concret. Wenn ich sage: der Fleiß: so denke ich mir die Eigenschaft, die den Fleißigen macht, an und für sich oder so, als ob diese Eigenschaft ausser einem Menschen wäre. Wenn ich sage: der Fleißige, oder fleißig: so denke ich mir den Fleiß, wie

er mit einer Person verbunden und nur in ihr vorhanden ist. Sage ich also: der Fleiß belohnt: so habe ich abstract gesprochen. Heißt es: der Fleißige wird belohnt: so ist der Ausdruck concret. Eben so sind Tugend, Sparsamkeit, Reinlichkeit, Bedachtsamkeit u. s. w. abstracte — tugendhaft, sparsam, reinlich, bedachtsam u. s. w. concrete Ausdrücke. — Active und passive Form des Ausdrucks kömmt bei Zeitwörtern vor. Zeitwörter aber sind Wörter, die durch Personen und durch Zeiten verändert werden. So ein Zeitwort ist z. B. lesen. Denn ich kann es 1) verändern durch Zeiten: ich lese (jetzt — Gegenwärtige Zeit); ich las — ich habe gelesen — ich hatte gelesen (gestern — heute noch — ehemals, sonst — Vergangene Zeiten); ich werde lesen — ich werde gelesen haben (künftig — über acht Tage — Zukünftige Zeiten); 2) durch Personen: ich lese (erste einzelne Person); du liesest (zwote einzelne Person); er oder sie liest (dritte einz. P.); wir lesen (erste Person der mehrern Zahl); ihr leset (zwote P. der mehrern Z); sie lesen (dritte P. der mehrern Z.) Eben so in andern Zeiten: ich las; du lasest; er, sie las; wir lasen u. s. w.; ich habe gelesen; du hast gelesen; ihr habt gelesen; ihr hattet gelesen; du wirst lesen. Wird durch ein solches Zeitwort angezeigt, daß die Person selbst etwas thut; so ist es active Form: wird dadurch angezeigt, daß die Handlung an oder mit ihr vorgenommen wird, so ist die Form passiv. Z. B. „ich lese das Buch„ die erste Person thut es selbst — activ; das Buch (es — die dritte Person) wird gelesen — das Buch liest nicht selbst; das

Lesen

Lesen geschieht an oder mit dem Buche — passiv. Wenn ich nun sagen kann: der Fleiß belohnt den Menschen — activ: so kann ich auch sagen: der Mensch wird durch den Fleiß oder von dem Fleiße belohnt — passiv. Wird das Kind geübt, diese Formen des Zeitworts mit einander zu vertauschen, so übt es sich allerdings im Sprechen.

4) Eine sehr gute Uebung ist es auch, wenn man den Kindern bisweilen schriftliche Fragen gibt, die sie denn auch schriftlich zu beantworten haben: denn hier können sie sich mehr Zeit zum Nachdenken nehmen. Auch werden sie schriftlich geübt, aus den vorgeschriebenen Fragen und ihren eignen darauf gegebenen Antworten die Sätze nach einander hinzustellen: und nun zeigt man ihnen, wie aus diesen einzelnen Sätzen eine ganze zusammenhängende Rede gemacht wird; indem man die Sätze, so, wie sie sich zu einander schicken, verbindet. — Bisweilen gibt man ihnen eine zusammenhängende Rede von mehreren Zeiten, nebst Fragen, die darauf gestellt sind, und läßt sie die Fragen aus der Rede schriftlich beantworten. Dieß übt im Verstehen, Denken und im schriftlichen — mithin auch mündlichen Ausdrucke zugleich.

Die erste Regel dieser vierten Numer bedarf keiner Erläuterung. Zur Erläuterung der folgenden Regeln setze ich folgende Fragen nebst den Antworten her:

Was brauchen wir Menschen zu unsrer Erhaltung? Nahrungsmittel.

Könnten wir nicht, wenn es sein müßte, von Brod oder Wurzeln allein leben? — O ja!

Da wächst auch wohl weiter nichts auf der Erde? Noch Mancherlei.

Was empfinden wir aber, wenn wir mit unsern Speisen abwechseln und bald dieß, bald jenes essen können? Vergnügen.

Ist also bloß für unsre Nahrung gesorgt: oder wofür noch mehr? Für unser Vergnügen.

Daraus wird folgende zusammenhängende Rede:

Wir Menschen brauchen zu unsrer Erhaltung Nahrungsmittel.

Zwar könnten wir, wenn es sein müßte, von Brod oder Wurzeln allein leben: aber es wächst noch Mancherlei auf der Erde. Oder: Ob wir nun gleich, wenn es sein müßte, von Brod oder Wurzeln allein leben könnten: so wächst doch noch Mancherlei auf der Erde, wovon sich der Mensch nähren kann.

Wir empfinden, wenn wir mit unsern Speisen abwechseln und bald dieß, bald jenes essen können, Vergnügen: es ist also nicht bloß für unsre (nothdürftige) Nahrung, sondern auch noch für unser Vergnügen gesorgt. Oder: da wir nun, wenn wir uns. Sp. abw. u. b. dieß, b. jen. ess. können, Vergnügen empfinden: so ist also (folglich, mithin) nicht bloß für uns. Nahr., sondern noch überdieß für uns. Vergn. durch die Mannigfaltigkeit der Nahrungsmittel gesorgt.

Man sieht aus diesem kleinen, aber hinlänglichen Beispiele, daß der Lehrer entweder vor oder bei dergleichen Uebungen die Verbindungswörter (die Wörter, wodurch einzelne zusammengehörige Sätze mit einander verbunden werden, wie: obgleich, wenn, zwar, da u. s. w.) erklären —

und daß er auch auf andere Begriffe oder Worte, die nahe liegen und sich aus der Sache, von welcher die Rede ist, wie von selbst ergeben, aufmerksam machen muß, um den Kindern Wortreichthum zu verschaffen. Die Erklärung der Verbindungswörter (in der Grammatik „Conjunctionen„ genannt) geschieht am beßten durch Reden des gemeinen Lebens, die angeführt und dem Sinne nach deutlich gemacht werden. Wenn ich z. B. „zwar„ erklären wollte: so würde ich dem Kinde sagen: Nicht wahr? du thust manchmal deinem Kameraden einen Gefallen; wenn er dich auch nicht darum gebeten hat. Da könntest du also sagen: Zwar hat er mich nicht darum gebeten: aber ich will ihm doch den Gefallen thun. Ein Andrer würde ihm vielleicht diesen Gefallen nicht thun: wenn er ihn nicht darum gebeten hätte. Daß der Andere nicht um den Gefallen gebeten hat, könnte also machen, daß man den Gefallen nicht thäte. Er bat nicht: du thust es doch. Eben so in unserm Falle: Zwar brauchten wir zu unsrer Nothdurft nicht mehr, als Brod und Wurzeln: aber doch wächst noch Mancherlei. Statt „zwar„ kannst du nun auch „obgleich„ setzen, und vor dem zweiten Satze mit „so„ anfangen: „Ob wir gleich zu unserer Nothdurft nicht mehr brauchten, als — „ob wir gleich nur (lediglich) von Brod und W. leben könnten: so wächst doch noch Manches auf der Erde.„ Denn du könntest ja auch sagen: „Ob er mich gleich nicht darum gebeten hat: so will ich ihm doch den Gefallen thun.„ Daß er dich nicht darum bat, und daß du ihm doch den Gefallen thust: das sind oder scheinen wenigstens ent-

entgegengesetzte Dinge. Die Sätze nun, die solche entgegengesetzte Dinge aussagen, können durch „zwar, obgleich„ mit einander verbunden werden. Aber, könntest du wohl auf eben diese Art sagen: „da er mich nicht darum gebeten hat: so will ich ihm doch den Gefallen thun?„ Soll der Umstand, daß er dich nicht bat, dich gerade zu der Gefälligkeit bewegen? Wenn das ist; wenn du etwa zeigen willst, daß du auch ungebeten gefällig sein kannst: so ist Beides einander nicht entgegen, und so kannst du wenigstens im zweiten oder Nachsatze nicht „doch„ sagen. Es würde vielmehr heißen: (Eben) da (weil) er mich nicht gebeten hat: so will ich ihm den Gefallen thun.„ Sein Nichtbitten, sein Unterlassen der Bitte soll mich zu der Gefälligkeit bewegen oder ermuntern.

Man sieht aus diesen Beispielen, daß der Schullehrer, der seine Kinder zum Ausdrucke anführen und sie zusammenhangend sprechen lehren will, nicht nur deutsche Sprachlehre verstehen — sondern auch eine ziemliche Gewandtheit haben muß, um dergleichen Erklärungen aus der Sprachlehre deutlich zu machen. Diese Gewandtheit erhält er durch die Einsicht in das Verhältniß der Sätze oder in den Sinn der Sätze und die Art, wie sie zu einander gehören. Ob ihm eine eigentliche Logik (Wissenschaft des Denkens) und eine vollständige Sprachlehre (Wissenschaft der Sprache überhaupt oder einer gewissen Sprache insbesondere) viel dazu helfe, lassen wir jetzt dahin gestellt sein: aber logischen und grammatischen Sinn muß er haben, um solche Erläuterungen geben zu können, und vielleicht wäre eine,

zum

zum Behufe solcher Erklärungen und Zergliederungen eingerichtete Grammatik und Logik für Schullehrer der hieher gehörigen Classe gar nicht überflüßig, oder noch bessere Dienste thäten vielleicht zergliedernde, nach den erforderlichen Rubriken abgefaßte, Leseübungen.

5) Wenn die Kinder nun mit Hülfe des Lehrers einen solchen kleinen Aufsatz zu Stande gebracht haben: so läßt man sie denselben auswendig lernen. Dadurch prägen sich die Sprachformen besser ein, und die Kinder haben daran stehende Muster für andere Fälle, woran man sie (denn der Lehrer muß diese Musterreden gleichfalls merken und sie allenfalls ordentlich in ein Buch eintragen) erinnern kann. Wodurch lernt denn überhaupt jeder Gebildete zusammenhangend sprechen und schreiben, als dadurch, daß mit Hülfe des Lesens, Uebersetzens aus fremden in die Muttersprache die Sprachformen nach und nach hängen bleiben; daß man sich durch öfter vorkommende Beispiele die Art, wie die Sätze verbunden werden, nach und nach merkt? u. s. w. Warum soll das Gedächtniß der Kinder auf eine so zweckmäßige, und, da sie die Aufsätze selbst gemacht haben, nichts weniger, als peinliche Art nicht benutzt werden?

6) Wie solche Uebungen Gelegenheit geben, die Kinder mit gut-deutschen Wörtern bekannt zu machen, davon hatten wir vorhin ein Beispiel. Es war davon die Rede, daß es mehrere oder mehrerlei Nahrungsmittel gebe. Dieß führt auf den Begriff und das Wort „Mannigfaltigkeit„ (der Nahrungsmittel). So ein Wort mit dem Satze, der die Erklärung davon enthält,

wird gleichfalls angemerkt; und dieses Wortregister wird bisweilen mit den Kindern wiederholt.

Andere Mittel, die Denkübungen der Kinder zugleich zu Sprechübungen für sie zu machen, lassen sich schwerlich auffinden. Daß aber die Kinder mit großem Nutzen angehalten werden, gelesene oder gehörte Erzählungen nachzuerzählen, auch wohl aus dem Gedächtnisse aufzuschreiben, und daß dieß Nacherzählen jenen Sprechübungen sehr förderlich sei: braucht hier nicht ausdrücklich bemerkt zu werden. Wenn die Kinder auf die Ordnung in der Erzählung aufmerksam gemacht werden; wenn ihnen gezeigt wird, wie eine Begebenheit, ein Umstand auf den andern folgt und folgen muß; wenn diejenigen Worte jedes Absatzes, die am leichtesten an das Ganze des Absatzes selbst erinnern können, allenfalls nach der Reihe angemerkt werden: so wird den Kindern dieß Nacherzählen sehr leicht und angenehm. —

Repertorium der Denkübungen für die oberste Classe.

1) Du kannst schon lesen. Was thust du denn: wenn du liesest?

Lies einmal diese Zeile. Was hast du jetzt gethan?

Ich habe die Worte, die in diesem Buche auf dieser Zeile stehen, nach einander von dir aussprechen hören.

Wenn du die Worte bloß angesehen hättest: hättest du da gelesen?

Was

Was hast du also gethan? Nicht wahr, die Worte ausgesprochen?

Aber wenn du nur hie und da, außer der Reihe eins ausgesprochen oder laut gemacht hättest: hieße das Lesen? *)

Oder gesetzt, du sprächest Worte aus; machtest, daß ich Worte von dir hörte, die nicht hier ständen (machtest mir ganz andere Worte, als hier stehen, hörbar): könnte ich dann sagen, du läsest?

Wenn du mir nur einzelne Worte außer der Reihe laut oder hörbar machst: liesest du da? Du sprichst nur Worte aus.

Wenn du also liesest: so sprichst du Worte, die gedruckt oder geschrieben sind, so, wie sie da stehen, in einer Reihe oder nach einander aus.

Wenn liesest du nicht; ob du gleich das Gedruckte oder Geschriebene vor dir hast?

Wenn liesest du noch nicht; ob du gleich Worte nach einander aussprichst?

Wenn liesest du noch nicht; ob du gleich einzelne von den da stehenden Worten aussprichst?

Gesetzt nun, du sprächest zwar alle Worte dieser Zeile aus; aber du hieltest bei diesem und jenem, oder bei jedem Worte zu lange inne, weil du dich erst besinnen müßtest, wie die Worte ausgesprochen werden: warum wäre das kein Lesen oder wenigstens nicht ein gehöriges, ordentliches Lesen?

Der,

*) Man sagt wohl auch: ein Wort, eine Sylbe lesen — aber „Lesen„ ohne Beisatz wird so verstanden, wie es hier erklärt ist.

Der, dem du vorliesest, nimmt es vielleicht so genau nicht. Er merkt auch alle Worte zusammen; ob du gleich bei diesem oder jenem zu lange inne hältst. Er versteht also, was die Worte zusammen bedeuten. Wenn er aber nicht recht merkte; oder wenn er nicht vielleicht schon wüßte — oder errathen könnte, was diese Worte zusammen bedeuten sollen: würde er's durch dein Aussprechen dieser Worte wissen? Was darfst du also, wenn du ordentlich lesen willst, bei Worten, die zusammengehören, nicht thun? Wie schnell mußt du sie also nach einander aussprechen? So schnell, daß man hört, welche Worte zusammen gehören.

Wenn ich die Worte nicht in Gedanken zusammen nehme, die zusammengehören: so verstehe ich sie nicht; ich weiß nicht, was damit gesagt werden soll. Gesetzt, es stände hier: „Er hat es gethan.„ Diese wenigen Worte verstehe ich nicht, wenn sie nicht, ohne abzusetzen, nach einander fort gelesen werden. Wenn du läsest: Er hat —„ und nun stocktest: so würde ich dich fragen: Nun, was hat er denn? Jetzt läsest du: „Er hat es—„ und stocktest wieder; so wäre entweder von Etwas im Vorhergehenden, das er haben könnte, die Rede, oder nicht. Ich dächte also, er habe das vorher Genannte: oder ich dächte nichts, das er habe — weil vorher nichts genannt wäre. Aber endlich sprichst du das Wort „gethan„ noch hinzu: und nun sehe ich mit Verdruß, daß von „haben„ und „Etwas haben„ gar nicht die Rede sein soll. Hattest du ordentlich gelesen? Konnte ich verstehen, was du lasest? Warum nicht? Hatte ich bei deinen Wor-

ten gleich die Gedanken, die ich haben sollte? Warum hatte ich erst zwei bis dreimal andere, ehe du das Ganze herausbrachtest? Aber was für Gedanken soll der, dem du vorliesest, durch dein Lesen erhalten? Was ist die Absicht, wenn du dir oder einem Andern vorliesest? Wenn liesest du also ordentlich? Wenn du so liesest, daß der Hörende, oder du selbst die Gedanken bei deinen Worten haben kann, die man dabei haben soll. Je leichter das durch dein Vorlesen wird, desto ordentlicher liesest du.

Laß uns nun sehen, was alles zum Lesen und zum ordentlichen Lesen gehört. Wenn du liesest: so sprichst du Worte aus. Aber was für welche? Die dir eben einfallen? Sage also: Wenn ich lese: so spreche ich Worte aus, die — Aber darfst du denn inne halten, wann und bei welchem Worte du willst? Sage also: Wenn ich lese: so spreche ich die Worte, die da stehen, nach einander oder in einer Reihe aus. Aber wie viele Worte denn nach einander? Mußt du denn in einem Odem immer fortlesen? Welche müssen zusammen ausgesprochen werden? Warum liesest du vor? Was ist die Absicht des Lesens? Wenn kann ich denn die Gedanken haben, die in dem Gelesenen liegen? Wenn die Worte zusammen ausgesprochen werden, die zusammengehören. Woran merkt man, daß sie zusammengehören? Wenn sie nur zusammen verstanden werden können. Welche — wie viele gehören also zusammen? Sage also: Wenn ich ordentlich lesen will: so muß ich so viele Worte zusammen aussprechen, als zusammen verstanden werden können. Wenn du

du das thust: wie liesest du da? Wer liest ordentlich? Wer nicht?

Wenn man ordentlich liest: so liest man zusammen, was zusammengehört. Bei welchen Worten darf man also nicht inne halten? Warum hältst du aber manchmal bei einem Worte inne? Was thätest du nicht, wenn du sogleich wüßtest, wie das Wort auszusprechen ist? Warum liesest du also nicht gleich fort? Das heißt: du stockst im Lesen. Von wem sagt man, daß er im Lesen stockt? Von dem, der blos aus freiem Willen nicht fort liest? Er kann nicht fortlesen, weil er nicht gleich weiß, wie er das Wort aussprechen soll. Wenn er es gleich wüßte: so würde er zum Aussprechen fertig sein, und sich nicht erst zur Aussprache des Worts geschickt oder fertig machen müssen dadurch, daß er es noch länger ansieht. Wer fertig lesen soll, wozu muß der fertig oder geschickt sein, sobald er die Worte sieht? Er muß sie auszusprechen wissen, sobald er die Worte sieht — d. h. bei'm ersten Anblicke der Worte. Wer ordentlich lesen soll, muß fertig lesen; wer fertig lesen soll, muß, sobald er die Worte sieht, oder, wie es vorhin hieß, bei'm — die Worte auszusprechen wissen. Wer kann das: der, der vorher mehr — oder der weniger gelesen hat? Wer eine Arbeit, ein Geschäft mehrmal thut, und so, daß es ihm dadurch leichter wird und besser von statten geht, der übt sich darin. Was mußt du also thun, wenn du fertig lesen lernen willst? Und wer fertig lesen kann, was hat der schon gethan? Wenn er aber noch so oft gelesen hätte, und er hätte dabei nicht Achtung gegeben:

hät-

hätte er da Fertigkeit erlangt? Wie übt man sich also in einem Geschäfte? Worauf gibt man bei'm Lesen Achtung, wenn man sich darin üben will? Was setzt also das ordentliche Lesen voraus — oder: was muß vorher geschehen sein, ehe ein Knabe ordentlich lesen kann? Was ist, so oft er liest, seine Absicht — oder, warum liest er? Was will er durch das wiederholte Lesen lernen? Er muß also nicht bloß öfter lesen, sondern es auch so aufmerksam thun, daß ihm das Lesen dadurch leichter, geläufiger werden kann: dann sagt man, daß er sich darin übt; und diese Uebung wird vorausgesetzt bei dem, der ordentlich lesen soll. Was nimmst du dir nun daraus für eine Regel? Sage sie mir.

2) Woraus bestehen die Worte? Aus Sylben. Und die Sylben? Aus Buchstaben. Wie viel hört man Schälle, wenn das Wort „Löwe„ ausgesprochen wird? „Lö—we„. Welche Buchstaben nimmst du das erstemal, bei'm ersten Schalle zusammen? Und welche bei'm zweiten? Die einzelnen Schälle, wodurch das Wort laut wird, heißen die Sylben des Worts. Wie viel Buchstaben gehören nun zu einer Sylbe? Gesetzt, wir hätten das Wort „recht„, das nur eine Sylbe hat. Wenn ich spreche „re—: spreche ich da die ganze Sylbe aus? Welche Buchstaben gehören noch dazu? Ist denn „re„ eben der Schall, wie „recht„? Ist also „re„ der ganze Schall? Zu einer Sylbe also gehören alle die Buchstaben, die — oder so viel Buchstaben, als den ganzen Schall ausmachen, wenn sie zusammen ausgesprochen werden. (Den ganzen Schall, den diese Sylbe haben soll. — Mit die-

dieser Erklärung muß man jetzt vor der Hand zufrieden seyn, da von der Abtheilung der Sylben weiter unten die Rede ist. Genug für jetzt, daß mehr oder weniger Buchstaben den Schall nicht gäben, den gerade diese Sylbe haben soll.) Könntest du aus der Sylbe „recht„ zween Schälle machen? Etwa so, daß du erst sprächest „re„; und dann noch besonders sprächest „cht„? Kannst du „cht„ ohne e aussprechen? Kann also der Schall, der einmal eine Sylbe ausmacht, in mehrere Schälle getheilt — mehrmal abgesetzt werden? Was nicht getheilt werden kann, heißt untheilbar oder einfach, weil es nur eins ist. Aus was für einem Schalle besteht nun jede Sylbe? Nimmt man bei'm Aussprechen weniger oder mehr Buchstaben zusammen: ist es da noch derselbe Schall? Warum ist es also nicht dieselbe Sylbe? Was muß ich nun wissen, wenn ich ein ganzes Wort recht aussprechen will? Was muß ich wissen, um eine Sylbe recht aussprechen? Die Worte bestehen aus Sylben, die Sylben wieder aus Buchstaben. Will ich ein Wort von mehrern Sylben — ein mehrsylbigtes Wort aussprechen: so muß ich gleich wissen, wie viel Sylben dazu gehören. Aber da muß ich doch erst wissen, wie viel Buchstaben jede Sylbe hat. Wenn ich bei'm ersten Anblicke weiß, woraus eine Sache besteht — oder was zu ihr gehört: so überschaue ich sie. Was muß ich also, wenn ich ein Wort ohne Stocken aussprechen will, sogleich überschauen: und, wenn ich das ganze Wort überschauen soll, vorher schon überschaut haben? Was gehört also zu einem fertigen Leser?

3)

3) Es gibt Worte, die nur aus einer Sylbe — es gibt aber auch Worte, die aus mehr, als einer — also aus mehrern Sylben bestehen. Wie heißen nun die Theile eines mehrsylbigten Worts? Denn wie heißen die einzelnen Dinge, woraus eine Sache besteht — oder die zu einer Sache gehören (von denen jedes da sein muß, wenn es diese Sache sein soll?) Nenne mir so ein mehrsylbigtes Wort! — „Lesebuch.„ Wie viel Laute höre ich, wenn du dieß Wort aussprichst? Wie viel Sylben hat es also? Wenn aber andere Buchstaben da ständen: würden's eben diese Laute sein? Worauf kömmt es also bei den Sylben wieder an? Wie heißen die Theile einer Sylbe?

Jetzt ist dein Mund geschlossen. Wenn du ihn völlig öffnest, aber ohne im Geringsten die Lippen zu verziehen, und nun einen Laut von dir gibst: welchen Buchstaben sprichst du da aus? a. Nun drücke die Oberlippe ein wenig nieder — e; nun noch mehr — i; — noch mehr — o; noch mehr, so, daß beide Lippen beinahe geschlossen sind — u. Gib jetzt einmal auf mich Acht: indem ich dir å vorspreche. Nicht wahr, ich spreche nicht ganz a, aber auch nicht ganz e; und ich muß schon die Unterlippe ein wenig verändern, wenn das å recht hell und deutlich werden soll? Aber es klingt doch mehr nach dem a, als nach dem e. Eben so erhältst du vom o mit einer kleinen Veränderung ö, und vom u das ů.

Aber wird dir's denn eben so leicht, z. B. b auszusprechen, oder hören zu lassen? Wenn du jetzt die Lippen offen hattest, und sie nun schließest, hör' ich's da schon? Da machst du nur erst

erst Anstalt, es auszusprechen. Sobald du's nun aussprichst: so hör' ich zugleich ein ganz kurzes a oder å oder e. Das kann ja auch nicht anders sein. Denn sobald b, f, g, h u. s. w. abgesetzt ausgesprochen werden sollen: so muß der Mund geöffnet werden, und eine laute Eröffnung des Mundes gibt allemal einen von den Buchstaben: a, å, i, o, ö, u, ů (y). Aber es macht dir mehr Anstrengung, einen der übrigen Buchstaben auszusprechen, weil allemal ein gewisser Druck oder Stoß dabei ist, der mit einem oder mehrern Theilen des Mundes gemacht wird. Was drückst du zusammen, wenn du b sprichst? Probiere das f u. s. w. Sind nicht die Lippen, Zunge, Zähne, Gaumen, Theile des Mundes?

Wie könntest du nun die Buchstaben a, å, i, o, ö, u, ů (y) von den übrigen unterscheiden? Oder warum sagst du: b ist eine andere Art von Buchstaben, als a — ů? Was ist bei der Aussprache des b noch, außer der Eröffnung des Mundes? Was geht vorher: die Eröffnung des Mundes, oder der Druck? Wodurch werden also b, c, f, g u. s. w. eigentlich von a u. s. w. unterschieden? Jene haben alle einen gewissen Druck in ihrer Aussprache. Aber ist denn der Druck bei f u. s. w. gerade eben so, wie bei b? Wenn er nun bei jedem von diesen anders ist, wodurch werden diese von einander unterschieden? Durch die andere Art des Drucks. Bei h scheint kein solcher Druck zu sein: aber du mußt doch hauchen, und dich also mehr anstrengen, als bei a. Wie würdest du also h von allen übrigen unterscheiden?

Die Buchstaben, die ich laut machen kann, wenn ich den Mund bloß eröffne, ohne den Druck der übrigen, heißen Selbstlauter: die ich aber ohne einen Selbstlauter nicht abgesetzt aussprechen kann, Mitlauter. Bei diesen ist der Druck mit dem Munde oder auch im Munde die Hauptsache: aber laut werden können sie nicht — abgesetzt, ohne Eröffnung des Mundes. Bei'm h muß der Hauch scharf vor den Lippen vorbei streichen; er muß also an sie stoßen: aber ich höre kein h, wenn der Mund nicht geöffnet wird.

Wenn nun zween Selbstlauter so ausgesprochen werden, daß sie einen Laut ausmachen (zusammen ausgesprochen werden): so heißen sie Doppellauter. Sie sind alle nach einander: ai, ay, au, äu, ei, ey, eu, oy. Sage mir nun: sind ä, ö, ü schon Doppellauter? Wenn du von der Aussprache des a zur Aussprache des i so unvermerkt und so schnell übergehst, daß man weder a, noch i ganz und deutlich hört (wenn der Laut des a und der des i zusammenfließen): so ist es ai. Ist das bei ä, ö, ü auch so? — Wenn mehrere Mitlauter nur einen Druck bei der Aussprache nöthig haben: so heißen sie Doppel-Mitlauter; wie th, ch u. s. w.

4) Wie viel hat das Wort „Stubenthüre" Sylben? Und wie viel sind darin Selbstlauter? — Wie viele Sylben hat das Wort „Augenbraunen?" Und wie viel Selbstlauter? Sind au hier zween Selbstlauter? Lautet jeder besonders? Ihr Laut fließt zusammen; und es ist also ein — Doppellauter. Aber ein Doppellauter ist doch auch ein Selbstlauter? Wonach richtet sich

also die Anzahl der Sylben eines Worts? Wenn du nun eine Regel (Vorschrift) geben wolltest, wie viel ein Wort Sylben hätte: wie würdest du sagen? Es hat allemal so viel Sylben, als — Selbstlauter; mögen es nun einfache, oder Doppellauter sein.

5) Aber wie viel wirst du allemal Mitlauter zu einer Sylbe nehmen? — Du bist ein deutscher Knabe; du weißt also, wie du die deutschen Worte, die dir bekannt und geläufig sind, aussprechen mußt. Wie sprichst du das Wort „Gerechtigkeit" aus? Etwa so: Ger—echt—igk—eit? Wäre es da das Wort „Ge—rech—tig—keit?" Wäre es nicht ein ganz anderes Wort? So braucht man dir also keine Vorschrift (Regel) zu geben, wie du in der Aussprache die Sylben abtheilen sollst, weil du weißt, wie das Wort — wenn es dieß deutsche Wort sein soll — ausgesprochen werden muß. Wonach richtest du dich also? Nach der Aussprache. Was ist bei der Abtheilung der Sylben deine Regel? — Aber wie würdest du die Sylben abtheilen in „backen," „Gäste," „sitzen"? Etwa so: back—en, Gäst—e, sitz—en? Klängen dann die Worte so, wie sie klingen müssen, wenn es diese Worte bleiben sollen? Ich meine: wenn du das ck, st, tz ganz zur ersten Sylbe zögest; so, daß man von diesen Doppel-Mitlautern bei der zwoten Sylbe gar nichts mehr hörte? Aber getrennt dürfen diese Doppel-Mitlauter nicht werden; du darfst nicht etwa das c, s, t zur ersten — und k, t, z zur letztern Sylbe ziehen: denn sonst hast du bei jedem von diesen Doppel-Mitlautern einen zwiefachen Druck; nun wäre es nicht mehr

ein

ein Doppel-Mitlauter, sondern zween besondere Mitlauter. Trennen sollst du sie nicht; zur erstern Sylbe kannst du sie auch nicht ganz ziehen: also — gehören sie ganz zur zwoten Sylbe. Du theilst also ab „Gä—ste," „ba—cken," „si—tzen."

Aber wie theilst du ab in: „heraus, herauf, Obacht, Hausarme, erblich u. s. w.?" Etwa: he—raus, he—rauf, O—bacht, Hau—sarme? Diese Worte sind jedesmal aus zwei andern zusammengesetzt. Wenn du nun so abtheilst, daß man nicht mehr merken kann, aus welchen Worten sie bestehen: bleiben sie da noch diese Worte? Erkennt man sie da noch? Du mußt also die Sylben so abtheilen, daß sie noch dieselben deutschen Worte bleiben. „Heraus" ist so viel, als „her—aus" (wie her in herkommen); „herauf" so viel, als „her—auf;" „Obacht" so viel, als „Ob (auf) — acht" (wenn man auf etwas Acht hat); „Hausarme" s. v., a. „Haus—Arme „Arme, die nicht aus ihrem Hause gehen, um auf den Straßen zu betteln. „Erblich„ kann herkommen von „erbleichen„ bleich, blaß werden: es kann aber auch herkommen von „Erbe„ — was man erbt oder erben, durch Erbschaft erhalten kann. Wenn es nun das letztere Wort sein sollte, und du theiltest ab „er—blich„: wäre es da noch das Wort, das es sein soll? Oder, es sollte das erstere sein, und du theiltest ab „erb-lich„: wie dann? Merkst du nun, warum du abtheilen mußt „dar—um„ „dar—in„? „Um„ und „in„ sollen dieselben Worte bleiben: und auch „dar„ muß bleiben, wie es ist; denn es

kömmt in andern Worten vor — z. B. in „darlegen, darthun„.

6) Zum ordentlichen Lesen gehört, wie du schon weißt, daß man zusammenlese, was zusammen gehört. Weißt du noch, wie viel jedesmal Worte zusammen gehören? So viel Worte, daß man den rechten Gedanken dabei haben kann. Wie liesest du nun folgende Erzählung:

„Marie bat einst den Vater, daß er ihr doch „Kirschen geben möchte. Dieser gab ihr „eine Hand voll. Sie bat um noch mehr. „Er gab ihr die zweite. Sie verlangte eine „dritte. Der Vater zeigte ihr, daß es für „dießmal genug sei: weil zu viel schädlich „wäre. Sie ließ sich aber nicht befriedigen, „sondern heulte und schrie: „Kirschen! Kir„schen„!

„Hierauf nahm ihr der Vater nicht nur „die Kirschen wieder, die sie schon hatte; „sondern gab ihr die Ruthe oben drein.„

Du siehst, daß zwischen manchen Worten Striche und Puncte und auch einmal ein (:) (Doppelpunct) und ein (;) (Strichpunct — Punct mit einem Striche) stehen. Was geben dir diese Zeichen zu verstehen? Wie viel Worte sollst du allemal zusammen lesen? — Wer bat? Wann bat sie? (Soll eben genau gesagt werden, an welchem Tage und zu welcher Zeit sie bat?) Wen bat sie? Das alles soll man gleich nach einander weg erfahren: wie viel Worte sollst du also zusammen lesen? Womit ist das angezeigt? Um was bat M. den Vater? Nun weiß ich Alles: Wer bat; wann sie bat; wen — und um was sie ihn bat; deswegen folgt nun ein Punct. Hier

hältst

hälst du also auch, weil nun Alles gesagt ist, was die Bitte der M. betrifft, etwas länger inne, als bei'm Komma. — Jetzt ist vom Vater, nicht mehr von Marien — und von dem, was er auf ihre Bitte that, nicht mehr von der Bitte selbst die Rede. „Dieser gab ihr„ Aber was soll gleich dazu gesagt werden? Nicht wahr: wie viel er ihr gab? Sonst könnte der Zuhörende denken, wie viel er wollte. Dächte er etwa: nur eine, oder zwo Kirschen — so fiele es eben nicht auf, daß sie noch ein- und zweimal foderte. Dächte er viel mehr, als der Vater gab: so müßte man sich wundern, daß ihr der Vater doch zweimal gab. Also du sollst gleich dazu lesen: „Dieser gab ihr eine Hand voll„: damit ich gleich weiß, wie viel ich denken soll; und nicht etwa in Gedanken der Marie, oder dem Vater unrecht thue. Nun kömmt die zwote Bitte der M.: dann, wie der Vater auch diese Bitte erfüllte. Wie weit mußt du allemal lesen? Wie heißt es aber: nachdem sie die dritte Hand voll verlangt hatte? Der Vater sagte etwas darauf: dann steht, was er sagte: endlich, was er für eine Ursache hatte, das zu sagen. „Der Vater zeigte ihr u. s. w. Erst soll ich wissen, daß er etwas darauf sagte; dann — was: endlich seine Ursache. Jedes soll ich besonders erfahren. Bei jedem ist also ein kleinerer Absatz oder Unterschied (ein Komma). Aber Alles gehört doch zusammen: keins darf zu lange verschwiegen werden. „Der Vater zeigte ihr„ — hier fällt mir gleich ein: was? Aber er sagte ihr auch bald hinterher den Grund von seinem Urtheile. Deswegen steht jetzt erst ein Punct. Nun kann man auch immer ein wenig länger inne

halten: weil nun wieder von dem Betragen der Marie — nicht mehr vom Verfahren des Vaters die Rede ist. Es wäre schon schlimm genug, daß sie sich nicht damit (mit dieser Antwort des Vaters) befriedigen ließ: aber es wird noch etwas Schlimmeres von ihr erzählt — sie heulte sogar und schrie nach Kirschen. Beides ist zweierlei; nach „befriedigen„ mußt du also ein klein wenig inne halten: aber doch gehört Beides zusammen, wenn man das ganze jetzige Betragen der Marie erfahren soll; und auf die Worre, die sie schrie, muß ich doch wohl besonders und ausdrücklich hören. Ich muß mich nach dem Worte „schrie„ darauf gefaßt balten, sie zu hören. Aber sie schrie aus vollem Halse; also gewiß nicht in einem Odem. — Von wem ist nun wieder die Rede? Nahm er ihr bloß die Kirschen, die sie schon hatte: oder was that er noch? Also er that zweierlei. Daß es zweierlei war, mußt du mir durch dein Lesen merklich machen, also zu rechter Zeit ein wenig inne halten. Daß erste ist: daß er ihr die Kirschen nahm. Aber es steht gleich dabei: welche Kirschen. Warum darfst du also bei „nahm„ nicht zu lange warten, ehe du weiter liesest? Nun nach „hatte„ ist dieß Erstere ganz gesagt: hier hältst du etwas länger; und dan liesest du das zweite dazu. Auch mußt du das erstere „die„ mit Nachdruck lesen: denn er nahm ihr eben dieselben Kirschen, die sie schon hatte und die sie hätte behalten können, wenn sie nicht so stürmisch gewesen wäre.

7) Es ist noch nicht genug zum guten Lesen, daß man zusammen lese, was zusammen gehört. Das könntest du immer thun; und ich verstände

dich doch nicht. „Ich verstände dich nicht,„ — was für Gedanken hätte ich also bei den mir vorgesprochenen Worten nicht? Oder es würde mir wenigstens schwer, die rechten Gedanken zu haben — rathe einmal, warum? Du weißt, ich höre sehr gut; ich gebe auch Achtung, wenn du liesest; und mein Gedächtniß ist nicht so kurz, daß ich, wenn du mir das zweite oder dritte Wort vorsprichst, das erste schon wieder vergessen hätte: und du liesest zusammen, was zusammen gehört; und sprichst die Worte nach deiner Art deutlich aus. Aber freilich „nach deiner Art„: merkst du nun wohl, worin der Fehler liegt? Liegt er in mir; oder in dir? Wenn ich zu dir spräche: „Hutt's än äpper gesühn?„ oder: „gätt mörsch wedder„! „(Habt ihr's denn etwa gesehen? — Gebt mir's wieder!)„ (Der Lehrer muß hier die Worte anders aussprechen, als es nach der Volkssprache des Kindes gewöhnlich ist). Würdest du das verstehen? „Warum nicht? Bist du diese Aussprache der Worte gewohnt? Also warum verständest du mich nicht? Warum machte es dir also Mühe, mich zu verstehen? Nicht wahr, du wolltest doch gern wissen, was ich sage; und müßtest gleichwohl bei jedem Worte rathen? Also warum machte dir da das Verstehen Mühe? Die Mühe, die man sich bei einer Sache geben muß, ist nicht immer verdrüßlich: wenn die Anstrengung nur nicht alle Augenblicke nöthig ist; und wenn sie einem nur auch was hilft. Warum müßte dirs nun sehr verdrüßlich sein, mich eine gute Weile so mit dir reden zu hören? Aber nimm einmal! Du wüßtest beinahe schon, was ich dir sagen wollte; und nun spräche ich auf einmal ein

oder

oder mehrere Worte so kauderwälsch aus, daß dir der Gedanke auf einmal wieder verloren gienge: das müßte dir doch erst recht ärgerlich sein. Denn hat man sich alle Mühe gegeben, und freut man sich schon, daß einem die Sache gelingen wird: und nun auf einmal ist Alles umsonst: warum ist das so ärgerlich? Ueberlege nur, was in meiner Frage liegt; und sage mir, wie dir das gefallen würde? Nun spräche ich wohl gar immer so mit dir, daß du meine Gedanken beinahe errietheſt und dann auf einmal verlörest: würdest du gern mit mir reden? Warum vollends nicht gern lange? Einmal und eine kurze Zeit läßt man sich wohl so eine verdrüßliche Anstrengung gefallen: aber — weißt du, was ich nun sagen will? — aber nicht mehrmal (oft) und lange nach einander. (Es ist eine gute Uebung, wenn man dem Kinde in der Unterredung bisweilen zumuthet, den Zusammenhang der Rede fortzusetzen; wie hier der Fall war: wenn die Aufmerksamkeit auf das Gesagte es dem Kinde möglich macht.)

So, wie ich bisher gesagt habe, muß mir's mit dir gehen; wenn du mit mir sprichst, oder mir etwas vorliesest. Könnte ich also gern mit dir zu thun haben? Warum nicht? (Der Lehrer wiederholt kurz die Gründe aus dem Vorhergehenden).

Ich spreche gern mit dir und deinen Mitschülern; ich spreche überhaupt gern mit Andern. Aber wen werde ich wohl am liebsten sprechen hören; und mit wem also am liebsten sprechen: mit dem, der ordentlich — oder mit dem, der schlecht und falsch spricht? Das geht allen so, die selbst gern ordentlich reden: und wer seine Mutter-

tersprache lieb hat; um was wird sich der gewiß bemühen? Wann wärst du aber gewiß kein ächter deutscher Knabe?

Wer die deutsche, deine Muttersprache, ordentlich lernt: der versteht natürlich kein kauderwälsches Deutsch; und unterhält sich nicht gern mit Leuten, die es so schlecht sprechen, und die deutschen Worte so verderben (verunstalten, entstellen). (Es kann bisweilen gut sein, dem Kinde mehrere halb = gleichbedeutende Worte vorzusagen, von denen immer das folgende dem eigentlichen Sinne näher kömmt.) Personen, die das Deutsche ordentlich gelernt haben und also auch hochdeutsch — rein, ohne solche Fehler, welche die Worte entstellen (daß man nicht mehr weiß, was es für Worte sind), sprechen — solche Personen sind gewöhnlich auch die verständigsten (gebildetsten — haben die meisten Kenntnisse und wissen und empfinden, was in jeder Art von Sachen schön und gut ist oder haben Geschmack und Cultur.) (Der Lehrer macht aus diesem Satze eine eigne kleine Unterredung — etwa in folgender Fragordnung: Hochdeutsch soll die beßte Art des Deutschen sein: wie werden also wohl im Hochdeutschen die Worte gesprochen und geschrieben? Wie lernt wohl eine Person, die eine gute Erziehung erhält, auch ihre Muttersprache? Welche Personen wissen am meisten — die Gebildeten, oder Ungebildeten? Von welchen kann man also auch am meisten lernen? Warum ist es also gut, mit solchen Personen umzugehen? Wie spricht aber der Gebildete seine Muttersprache? Warum muß deswegen der, der immer verständiger werden will, vor allen Dingen seine Mutter-

sprache

sprache gut sprechen? Warum mußte er sich Mühe geben, sie gut zu lernen? Mit welchen Personen wollte er gern umgehen? Wenn er nun viel mit ihnen umgegangen ist: wie ist er dadurch selbst geworden; oder wie hat er wenigstens am leichtesten werden können? Auch ein gebildeter Mensch; auch ein Mensch, der Vieles weiß, was gemeine, ungebildete Leute nicht wissen. Wenn dir ein gebildeter Mann von vielen Dingen sagt, wie sie ihm gefallen oder nicht gefallen; was nach seinem Sinne schön und gut ist, oder nicht: wie lernst du nach und nach auch über die Dinge urtheilen? Nach wem gewöhnt sich nach und nach dein eignes Gefühl? Aber seine Art zu urtheilen und zu fühlen, ob etwas schön oder nicht schön ist, ist ja eine gebildete. Wie wird also nach und nach auch deine Art zu urtheilen und zu fühlen? Was hast du denn nun für einen großen Vortheil davon, daß du mit ihm umgehn, mit ihm sprechen konntest; und daß er gern mit dir sprach, weil er dich verstand und weil du ordentlich sprachst?)

Wenn gerade die gescheutesten und gebildetsten Personen sich nie gern mit dir unterhielten und wenn sie sich mit dir nicht unterhalten konnten: was hättest du für einen Schaden davon? Warum thäten sie's nicht gern, und warum könnten sie's nicht? Wie mußt du also vor allen Dingen deine Sprache lernen? — Und ist es für dich nicht eine Ehre, wenn solche Leute gern mit dir umgehen? Was würdest du also, ausser dem Nutzen, auch noch entbehren? Wenn du nun erwachsen bist, und deine Mitnachbarn und Bekannten sehen, daß du von solchen Leuten ge-

schätzt wirst: was werden sie dann thun? Denn wofür werden sie dich halten, weil so verständige und gebildete Leute dich schätzen? Du wirst also viel bei deines Gleichen gelten; man wird dich gern um Rath fragen; wird sich gern nach dir richten; du wirst Gutes stiften und viel Böses bei Andern verhindern können. — Alles, weil du durch deine gute Sprache ein gebildeter Mann geworden bist.

Ich will dir, damit du ordentlich sprechen und Leute, die ordentlich sprechen, verstehen lernst, nach und nach deine Sprachfehler (Fehler in deiner Sprache) abzugewöhnen suchen. Glaubst du, daß das gut für dich ist; daß ich es mit dir gut meine? Warum glaubst du das? Wirst du Vortheil davon haben? und Ehre? Und wozu wird dir diese Ehre wieder helfen?

Wenn du mit mir sprichst: so gibst du mir deine Meinung (deine Gedanken) doch nicht bloß durch Mienen und Gebehrden zu erkennen; sondern du brauchst — was denn? Mienen und Gebehrden werden nicht laut: aber du willst ja deine Gedanken laut machen und so deutlich, daß der Andre am kürzesten und sichersten erfährt, was du denkst oder willst? Wenn du gerade das und nichts anderes von deinem Vater verlangst (haben willst): was mußt du da geradezu nennen? Du sprichst also den Namen der Sache aus — das Wort, wobei man nur an diese und keine andere Sache denken kann. Woraus also besteht die Sprache, deine und jede andere? Aus Worten. Wer die einzelnen Worte — jedes Wort gut sprechen lernt: was lernt der überhaupt gut sprechen? Worauf mußt du also bei dir Acht geben, wenn du

Cas

du deine Muttersprache ordentlich lernen willst? Woraus bestehen aber die Worte, oder wie heißen die Theile der Worte? Und woraus bestehen die Sylben? Wie geht es also wohl zu, daß die ganzen Worte falsch werden, wenn Alles auf die einzelnen Buchstaben ankömmt?

Sprichst du auch nur einen Buchstaben, der in einer Sylbe des Worts vorkömmt, nicht recht (richtig) aus: wie wird die Aussprache des ganzen Worts werden? Warum hört man es nicht so gut, was es für ein Wort sein soll? — Aber bei mehrsylbigten Worten geht es noch immer eher. Wenn auch eine Sylbe falsch klingt: so kann man es doch wohl noch an den übrigen erkennen. Aber haben alle Worte mehrere Sylben? Was für Worte gibt es noch? Und deren sind sehr viele. Wird nun die einzige Sylbe falsch, woraus das ganze Wort besteht: hat man dann noch etwas, woran man das Wort erkennen könnte? Warum versteht man nun das Wort gar nicht mehr?

Sprächst du nun mit Jemanden, und deine Worte wären entweder alle oder doch größtentheils einsylbig; du sprächst aber alle oder die meisten falsch aus: wie müßte da deine ganze Rede ausfallen? Warum würde der, der deine Sprechart nicht gewohnt wäre, dich wohl gar nicht verstehen? Was man nicht oder nicht leicht verstehen kann, heißt unverständlich. Wie sprächest du also?

Du sprichst falsch und unverständlich, wenn durch deine Aussprache die Sylben verändert werden in ihrem Laute. Aber was macht eine Sylbe laut — die Selbstlauter, oder die Mitlauter? Denn

Denn was macht die Mitlauter laut? Wenn du hättest „Schlacht„; und du wolltest das a, den Selbstlauter der Sylbe, nicht hören lassen: würde man von allen übrigen Buchstaben etwas Deutliches vernehmen? Auf welche Buchstaben in der Aussprache mußt du also vor allen Dingen sehen?

Die Verfälschung der Selbstlauter ist also der erste Fehler. Wenn du nun anstatt „Beine„ sprichst „Beene„ und anstatt „Laub„ „Loob„: was für einen Fehler machst du da? Sprichst du denn ei wie ei und au wie au? Was sprichst du statt ei, und was statt au? Aber das soll nicht sein; du sollst statt desjenigen Selbstlauters, der wirklich da steht und den wahren Laut des Worts macht, nicht einen andern Selbstlauter sprechen, der dem Worte einen ganz andern Laut gibt, und also das Wort verändert. Wie mußt du also die Selbstlauter sprechen? und wie heißt die Regel, die du dir jetzt machst?

Ee statt ei und oo statt au ist freilich sehr arg: denn ee ist dem ei und oo dem au gar nicht einmal ähnlich. Aber kennst du nicht Doppellauter, die einander ähnlich sind? ai und eu; ei und äu z. B. Wenn nun solche ähnliche Selbstlauter miteinander verwechselt werden, warum ist das kein so großer Fehler, wie der vorige? Aber doch auch ein Fehler? Denn ein Fehler ist, was der einmal gültigen Regel zuwider läuft; und wie hieß die Regel, die wir vorhin mit einander festsetzten? Was machst du dir aber in Rücksicht der ähnlich klingenden Selbstlauter für eine zwote Regel? Willst du statt des da stehenden oder zur Sylbe gehörigen einen andern hören lassen, der beinahe, aber doch nicht ganz so

lan-

lautet? „Ich will, sagst du jetzt, ich will nie statt des ——„ Warum ist es nun falsch (wider die Regel): wenn man „Kaiser„ ausspricht, wie „Keuser", „leise„ wie „Läuse„?

Was ist denn aber in der Aussprache (in der Art, die Worte laut zu machen) für ein Unterschied, z. B. zwischen „Hacken„ (womit gehackt, gehauen wird) und zwischen „Haken„ (Wandhaken, woran man etwas aufhenkt)? Gib einmal bei der Aussprache beider Worte recht auf dich Acht! Nicht wahr, in „Haken„ klingt das a beinahe, wie aa oder ah? Denn du weißt doch, daß h., wenn es hinter dem Selbstlauter in derselben Sylbe steht, sie dehnt, lang macht? Daher es auch in diesem Falle Dehnungszeichen heißt. Wenn du nun „Haken, sprächst, wie „Hacken„ und „Hacken„ wie „Haken,„: worin besteht hier der neue Fehler? Der Selbstlauter, weißt du, macht den eigentlichen Laut der Sylbe. Wie wird also die Sylbe, wenn man den Selbstlauter in der Aussprache dehnt oder schärfst? Weißt du nun den Fehler, von dem hier die Rede ist, genau anzugeben? Einen andern Selbstlauter spricht man nicht — weder einen ganz verschiedenen, noch einen ähnlichen: aber worin verfälscht man doch den, der die Sylbe laut macht? Wie heißt nun deine dritte Regel für die Aussprache? Wenn du folgende Worte siehst, das Glas, der Haß; dem Glase, dem Hasse; der Vogel fliege (mag fliegen), der Vogel ist flügge (ist zum Ausfliegen; der Rogen (Fischeier), der Roggen (eine Art Getreide); der Haken, die Hacken; das Nösel, die Nessel; die Nase, das Nasse; droben (dort oben), Robben

(See-

(Seethiere); die Stube, die Stubbe (ein Maaß für flüssige Dinge); der Stal; der Stall: der Staar, starr; sie sparen (erübrigen etwas), die Sparren (des Daches) u. s. w. was machst du für einen Unterschied in der Aussprache dieser Worte? Wie geben dir die Mitlauter — der einsylbigen Worte und die Mitlauter der ersten Sylben in den zweisylbigen Worten diesen Unterschied zu erkennen? Welche Mitlauter der am Anfange oder der am Schlusse der Sylbe? s ist ein einfacher — ß ein doppelter Mitlauter. s am Ende der Sylbe macht sie gedehnt: ß am Ende macht sie scharf. Wodurch macht er die Sylbe selbst gedehnt, oder scharf? Was gibt eigentlich der Sylbe ihren Laut? Eben so mit g und gg, b und bb, l und ll u. s. w. Was gibst du dir jetzt für eine Regel? — Was für ein Unterschied ist aber zwischen „Staar„ und „starr„? aa ist zwar kein Doppellauter, aber doch ein doppelter Selbstlauter. Wie heißt nun deine Regel?

Aber nicht bloß in der Aussprache der Selbstlauter, sondern auch der Mitlauter kann man fehlen: wenn man ähnlich, aber doch nicht gleichlautende mit einander verwechselt. „Verwechselt — was heißt das? Durchlaufe einmal das Alphabet (die einmal festgesetzte Reihe der bloßen, einzelnen Buchstaben; und sage mir, welche Mitlauter einander ähnlich lauten! b, härter ausgesprochen ist p; d — t; g, mit einem Hauche aus dem hintern Theile des Gaumens gesprochen, ist ch; g, etwas dicker, k; g, etwas gelinder, j. Darfst du also „Karten„ und „Garten„ „Buch„ und „Bug„ (Vorderviertel eines

Thiers

Thieres), „sang„ und „sank„, „gar„ und „Jahr„ in der Aussprache verwechseln? Warum ist aber bei manchen solcher Wörter doch die Verwechselung leicht? Was für Buchstaben könntest du in diesen Wörtern eigentlich mit einander verwechseln? Warum diese Mitlauter? Würdest du z. B. anstatt „sank„ Sand lesen? Warum kann man das nicht? Also die Aehnlichkeit des Lautes der Mitlauter könnte dich nur zur Verwechselung veranlassen. Wovor willst du dich nun hüthen? Wie heißt hier deine Regel?

Du weißt, was Zischen ist (wenn man s mit einem starken Hauche hören läßt) und Lispeln (wenn man bloß s spricht, wo man sch sprechen sollte; wenn man also den starken Hauch da, wo er hingehört, wegläßt). Wer anstatt „ist„ (ist) spricht „ischt„; „schtampfen„ statt „stampfen„: verfällt in den Fehler des Zischens. Hingegen „slagen„ für „schlagen„, „Swein„ für „Schwein„ sprechen, hieße lispeln. Die Regel, die du dir hier machst, ist ja wohl leicht ausgedrückt (mit ausdrücklichen, deutlichen Worten gesagt: „Ich darf nicht zischen und nicht lispeln.„ Aber doch s und sch sprechen? Aber in welchen Worten oder Sylben? Heißt denn lispeln s sprechen, da, wo es hingehört und wo man's sprechen soll; — zischen sch aussprechen, wo sch gesprochen werden soll? Warum könnte dann Zischen und Lispeln kein Fehler heißen? Also nun noch einmal deine Regel!

Ich kenne Leute, die für „Backhaus„ sagen „Buahks.„ Das sind viel Fehler auf einmal. Wie viel hat das Wort „Backhaus„ Sylben? Und wie viel Sylben wären „Buahks„: wenn

ua so lautet, als ob u und a in der Aussprache zusammenflösse; wie etwa umgekehrt a und u in au zusammenfließt? Welche Sylbe ist verloren gegangen? Was für ein Selbstlauter ist in der ersten Sylbe dazu gesetzt, der nicht hineingehört? Welche Sylbe ist also verfälscht und verkauderwälscht? — Aber ist denn die Sylbe „Back„ in „Backhaus„ scharf, oder gedehnt? Also ist dieselbe Sylbe durch die Dehnung noch auf eine andere Art verfälscht. Du siehst hieraus, daß man in der Aussprache mehrere Fehler auf einmal machen kann. Aber mehrere Fehler zugleich machen, das ist doch wohl abscheulich? Indessen merke dir hier hauptsächlich den zweiten Fehler! Worin bestand er? Die Regel ist also: Man soll in der Aussprache keine Buchstaben, mögen es Selbstlauter oder Mitlauter sein, zusetzen, die nicht in das Wort gehören. Warum ist nun „kenarren„ für „knarren„, „Besserunge„ für „Besserung„ fehlerhaft?

Aber was ist das Gegentheil von Zusetzen? Wer eine Sache läßt, wie sie ist: setzt ihr der etwas zu? Aber was darf er eben so wenig thun, wenn sie so, wie sie ist, bleiben soll? Durch das Zusetzen erhält sie etwas mehr. Das Gegentheil von mehr ist — Wenn sie nun weniger haben soll, was geschieht da? Also ist das Gegentheil von Zusetzen das Wegnehmen. Wenn in der Schrift oder im Drucke alle Buchstaben eines Wortes stehen bleiben, du nimmst aber im Aussprechen einen Buchstaben weg: wie nennt man das mit dem rechten, eigentlichen Worte? Hat ihn deine Aussprache förmlich weggenommen? Ich denke: du hast den Buchstab nur nicht

mitausgesprochen; denn stehen geblieben ist er ja wohl. Du hast ihn also in der Aussprache weg- — gelassen. Also hier ist vom Zusetzen das Gegentheil? Diesen Fehler begeht ihr bisweilen bei'm Lesen, aber noch weit öfter im Sprechen. Man kann eben so gut sagen: „er geht,, — als: „er gehet,, — „sie gehn,, — als: „sie gehen.,, Eben so ist „sehn,, und „sehen,, einerlei. Aber, wenn nun einmal nicht „gehn,, sondern „gehen,, da steht; wenn das Wort nicht eine, sondern zwo Sylben haben soll: darfst du aus zwo Sylben eine machen (zwo in eine zusammenziehn)? Wenn du den Vers liesest:

Du sprichst: „Der macht es ja weit schlechter
noch, als ich!„
„Nicht nach den Schlechteren, nach Bessern
richte dich!„

so merkst du im Lesen einen gewissen Schlag oder Tact. Dieser Tact geht verloren, wenn du im Lesen eine Sylbe weniger machst. Das Wort „Schlechteren,, hat eine lange, und zwo kürzere Sylben nach einander (Schlēchtĕrĕn). Liest man „Schlechtern:,, so hat man nur zwo lange Sylben (Schlēchtērn). Zween langsame Schläge nach einander hören sich aber ganz anders, als ein langer und zween kürzere — geben einen andern Tact. In diesem Verse also dürftest du aus zwo Sylben durchaus nicht eine machen. Und wenn auch die Rede nicht nach der Zahl und Länge und Kürze der Sylben abgemessen ist: so würdest du doch nicht genau lesen, wenn du willkührlich Buchstaben weglassen wolltest. Also: so wenig man im Aussprechen der Worte Buch-

staben zusetzen darf: so wenig darf man Buchstaben weglassen. Du wirst also künftig keine Buchstaben zusetzen: aber auch keine — Worin liegt der Fehler: wenn man statt „Kopf,, spricht „Kop;„ statt „Pfanne,, — „Fanne;„ statt „Pflaume,, — „Flaume;„ statt „es ist,, — „es is;„ statt „gegeben,, — „geben?"

Aber es gibt auch eine Deutlichkeit und Undeutlichkeit in der Aussprache. Läßt man Buchstaben ganz weg: spricht man sie da etwa bloß undeutlich? Wenn ich etwas undeutlich höre: so höre ich zwar allerdings etwas; aber ich höre es nicht recht; kann durch das Gehör nicht merken, nicht unterscheiden, was es ist. Wenn spricht man also die Worte undeutlich aus? Wird jeder Buchstab so ausgesprochen, daß man durch das Gehör genau erfährt, welcher Buchstab es ist? wie hört man da auch das ganze Wort? Wie spricht man also die ganzen Worte deutlich? Und wann wird jeder Buchstab deutlich gesprochen? Soll das ganze Wort — sollen mithin alle Sylben gleich deutlich gehört werden: so muß man keine Sylbe gegen die andere zu schwach aussprechen. Spricht man nämlich alle Sylben, eine eben so schwach aus, wie die andere: so wird das ganze Wort nicht recht gehört. Spricht man die andern Sylben stärker und nur eine schwach aus: so wird diese Sylbe leicht überhört; weil man sie eben so laut erwartete und also nicht leise genug hört, um sie gehörig zu vernehmen. Man ist durch die laute Aussprache der vorhergehenden Sylben einmal für die leise Aussprache der letzten Sylbe verwöhnt. Um leise zu hören, soll auf einmal das Gehör stärker ge-

spannt werden, welches in der Geschwindigkeit nicht so leicht möglich ist. Oder die letzte Sylbe wird auch wohl so leise und schwach angeschlagen, daß man sie wirklich nicht hören kann, wenn man auch noch so genau Acht gäbe. — Nun kannst du leicht verstehen, was die Redensart bedeutet: eine Sylbe verschlucken; und was dieses Verschlucken der Sylben für ein Fehler ist. Die Sylbe war gleichsam im Munde — d. h. sie sollte ausgesprochen werden, und man war im Begriffe, sie laut zu machen. Statt, daß sie nun hervor oder herauskommen sollte, kömmt sie ganz hinter; so, daß man weiter nichts davon hört, als den ersten Anschlag. Der Hörende merkt wohl noch; daß etwas ausgesprochen ward: aber er hörte nicht und konnte der schwachen Aussprache wegen nicht hören, was es war. Dieß ist besonders bei den letzten Sylben so leicht der Fall. Die meisten letzten Sylben müssen kurz gesprochen werden. Um dieß zu thun, spricht man sie leicht mit zu wenig Kraft und läßt sie deswegen undeutlich vernehmen. Noch einmal also: wie heißt der Fehler, den du besonders bei der Aussprache der letzten Sylben zu vermeiden hast? (Auch diesen Absatz hätte man wohl sokratisch erläutern und den Lehrern mit den einleitenden Fragen an die Hand gehen können. Der Fragen würden aber zu viele geworden und der Unterricht dadurch nur weitschichtig, folglich undeutlich ausgefallen sein. In diesem Falle aber hält es der Verfasser nicht für vortheilhaft, Alles durch Fragen herausklauben zu wollen. Sie machen viele Wiederholungen nothwendig, um dem Schüler immer wieder in's An-

den-

denken zu bringen, wovon die Rede sei und um ihn in seinen Gedanken nicht abschweifen zu lassen. Dagegen hat er eine eben so gute Denkübung, wenn ihm ein Punct nach dem andern vorgetragen und deutlich erklärt — und wenn er dann darüber befragt wird, um zu sehen, ob er ihn verstanden habe; wenn man ihn endlich veranlaßt, den gegebenen Unterricht mit seinen eignen Worten zu wiederholen. — Uebrigens lag die Erklärung dieses Fehlers einmal auf dem Wege der Abhandlung; sie konnte nicht wegbleiben. Sollte sie also für diese Classe der Jugend nicht faßlich scheinen: so suche der Lehrer nur einstweilen ohne genauere Erklärung auf die Abstellung des Fehlers bei'm Lesen selbst hinzuarbeiten; und verspare diesen Absatz für die letzte Classe).

Wenn eine Sache unter andere versteckt wird und versteckt bleibt: so wird sie nicht so sichtbar, als wenn sie von allen Seiten frei gewesen wäre. Was von sichtbaren Dingen gilt: gilt auch von Schällen, Lauten, Tönen mit einer kleinen Veränderung. Kannst du denn mitten im Geräusch anderer Stimmen eine Stimme so deutlich heraushören? Jede der andern macht doch einen Eindruck, der auch seine Dauer hat. Verhallen sie nun auch eher, als diese: so hat sich doch ihr Eindruck mit den Eindrücken der andern vermischt; Gehör und Aufmerksamkeit ist zerstreut. Warum wird sie nun nicht so gut gemerkt, als wenn man sie ganz allein gehört hätte? Mancher hat sich angewöhnt, vor dieser oder jener Sylbe ein Pfeifen, oder Zischen, oder Sprudeln, oder Schnauben hören zu lassen. Kann nun jene Sylbe so deutlich lauten, als wenn man sie rein —

d. h. ohne ein solches Pfeifen, oder Zischen u. s. w. gehört hätte? Wann ist die Aussprache rein? Wenn aber ein Laut, der nicht mit dazu gehört, sich damit vermischt — ein Laut, der keinen Buchstaben zu vernehmen gibt: wie heißt da die Aussprache? Wovor willst du dich also künftig hüthen? (So unterscheide ich die unreine Aussprache der Worte von der verfälschten. Wer z. B. für „Loch„ Luoch spricht: kann sein „Luoch„ sehr rein und deutlich hörbar sprechen: aber das Wort „Loch„ hat er verfälscht; denn er hat den gehörigen Laut des o in den ungehörigen des uo umgesetzt — hat einen wirklichen Buchstabenlaut u hinzugesetzt. Dieß oder Aehnliches thut der nicht, der pfeift, schnaubt u. s. w.; er läßt keine andern Buchstabenlaute hören, als das Wort erlaubt: aber er befleckt sie mit einem ganz fremdartigen Geräusch.)

Aber nicht genug, deutlich und rein zu sprechen: man muß sich auch an eine angenehme Aussprache gewöhnen, und welche also zu vermeiden suchen? Nun hört man zwar schon den gern reden, der auch nur deutlich und rein die Worte ausspricht. Denn alle Schwierigkeit bei einer Sache, die nicht leicht vermieden werden, und der man mit seinem Willen nicht ausweichen kann, macht die Sache selbst unangenehm. So auch bei'm Sprechen eines Andern. Wenn er einmal undeutlich spricht; wenn es mir also schwer wird, ihn zu verstehen: kann ich diese Schwierigkeit, wenn ich auch wollte, vermeiden? Ich kann ihm doch seine Undeutlichkeit in der Aussprache, indem ich mit ihm spreche, nicht abgewöhnen; und ich darf mich wohl nicht einmal

daru-

darüber beschweren oder ihn bitten, daß er sich, deutlicher zu sprechen, bemühe. Vielleicht spräche er auch dann, weil er sich in eine regelmäßige Aussprache nicht sogleich schicken kann, gezwungen, geziert: und dieß fiele abermals unangenehm auf. Ich muß also den Sprecher dulden, wie er ist, und mich anstrengen, ihn zu verstehen und habe vielleicht doch wohl den Verdruß, ihn bisweilen nicht zu verstehen. Ist nun diese beständige Anstrengung und dieser Verdruß unangenehm: warum wird folglich eine reine und deutliche Aussprache schon an sich selbst angenehm sein? Aber die Annehmlichkeit der Aussprache kann auch durch andere Fehler, als bloß durch Unreinheit und Undeutlichkeit gehindert werden.

Hörst du einen Menschen gern reden, der, wie man sagt, durch die Nase spricht oder manche Buchstaben gleichsam anschnaubt und beschnüffelt? Freilich ist eine solche Aussprache auch zugleich undeutlich, weil sie unrein ist. Wenn man aber auch dergleichen Personen noch so gut verstände: so merkt man ihnen doch an, wie schwer ihnen das Sprechen wird; es ist, als ob man ihnen helfen müßte. Man fühlt ihre beschwerliche Anstrengung an ihrer Stelle, und es ist ja einmal dem Menschen eigen, daß er mit andern fühlt und sich durch dieses Mitfühlen entweder behaglich oder unbehaglich (wohl oder übel) befindet.

Man kann Alles in der Welt übertreiben. Wie hieß die gute Eigenschaft der Aussprache, wenn man jedes Wort genau so hören läßt, wie dieses Wort lauten soll; wenn man jede Sylbe

be und jeden Buchstaben des Worts gehörig ausdrückt? Deutlichkeit. Denn wenn man nicht jeden Buchstaben des Worts genau so spricht, wie er lauten soll — das heißt — Undeutlichkeit in der Aussprache. Wenn ich dir nun sage, du sollst Alles deutlich aussprechen: so könntest du dadurch leicht in einen andern Fehler fallen. Gerade, weil du deutlich sprechen wolltest, sprächest du vielleicht manche Buchstaben zu hart, zu derb aus. Rathe doch einmal, bei welchen Buchstaben dieß möglich wäre? Du sollst b und p unterscheiden. Welchen von diesen beiden könntest du nun leicht zu hart sprechen? Eben so mit d und t. Das r schnurren manche zu sehr, oder sie lassen es zu stark zittern; und eben so zischen sie beim sch zu stark, oder nehmen dabei den Mund zu voll. Jener Fehler ist insbesondere das Schnarren. Wie müßte man es nun wohl machen, um den Ausdruck und die Unterscheidung der Buchstaben nicht zu übertreiben? Die Regel hieß: du sollst Alles deutlich aussprechen — so, daß man den Buchstaben wirklich hört, und daß man ihn im Hören nicht mit einem andern verwechselt — daß man nicht einen andern zu hören glaubt. Welche Stärke in der Aussprache jedes Buchstaben wäre also das rechte Mittel zwischen dem zu viel und zu wenig? Wenn du einen Buchstaben stärker sprichst, als nöthig ist, um diesen gerade hören zu lassen oder zu hören zu geben: wäre das nicht zu stark? Wann sprächst du aber Buchstaben zu schwach aus? Die gehörig starke Aussprache heißt eben eine deutliche: kannst du also eigentlich die Deutlichkeit der Aussprache übertreiben? Kann die Deutlichkeit selbst

selbst fehlerhaft werden? Das, was zu viel ist, fodert ja die Deutlichkeit nicht; es gehört nicht mehr zu dieser allemal guten Eigenschaft: aber bei der Deutlichkeit muß einem der Fehler einfallen — weil eine zu starke, zu harte und zu derbe Aussprache freilich auch sehr deutlich und unterscheidend ist.

Hast du wohl Achtung gegeben, wie es die Leute machen, die stottern? Wer ordentlich spricht, spricht z. B. das Wort „Brod„ auf einmal und ganz aus. Der Stotterer spricht B, b, b, b, Brod. Was wiederholt er also mehrmals schnell nach einander, ehe das ganze Wort herauskömmt? Er setzt also in der Aussprache eines Worts mehrmals an und wieder ab; und spricht den ersten Buchstaben immer geschwinder; und steht es denn bei ihm, wie vielmal nach einander er ihn wiederholen will; oder besinnt er sich im Stottern, wie vielmal er's thut? Er würde es ja gar nicht thun; er würde die Worte, wie jeder Andere, gleich ganz und rein sprechen, wenn er sich in seiner Gewalt hätte. Hast du wohl schon einmal darüber nachgedacht, warum das Stottern so lächerlich ist? Ist eine zu derbe, zu starke Aussprache z. B. lächerlich? Wer diese an sich hat, beweist doch Kraft; beweist, daß er sich in der Gewalt hat: und so etwas — Kraft, Selbstgewalt, Besonnenheit — wie könnte das zum Lachen reizen, lächerlich sein? Warum ist es nun das Stottern? Kömmt es einem bei kleinen Kindern auch so lächerlich vor, als bei Erwachsenen? Warum nicht? Was erwartet man von jenen nicht so, wie von diesen? und was muthet man hingegen den Letztern allemal

mit

mit Recht zu? Sprechen sollte doch vor allen Dingen der Erwachsene können, und im Sprechen sich in der Gewalt haben. Also die kindische Schwäche ist es, die das Stottern so lächerlich macht. Würdest du aber lachen, wenn das Stottern eine gefährliche Sache wäre? wenn du z. B. Anzeigen hättest, daß der Stotterer an seinen Nerven litte? Oder würdest du lachen, wenn du denken müßtest, er wolle dich damit zum Beßten haben? Was empfändest du da vielmehr? Du würdest, denk' ich, dich ärgern oder unwillig sein. Da das Stottern nicht Besorgniß und auch nicht Verdruß erweckt — (weder besorgt, noch ärgerlich macht): so bleibt es bloß lächerlich.

Aber lächerlich wird wohl Niemand gern. Was bemerkst du von den Stotterern, wenn sie fühlen, daß sie sich lächerlich machen? Sie schämen sich; sie werden roth; man sieht ihnen die Verlegenheit an — hauptsächlich denen, bei welchen dieser Fehler selten zum Vorschein kömmt. Denn diejenigen, die gewöhnlich stottern, sind gegen diesen ihren Fehler schon abgehärtet; sie sind es nun einmal gewohnt, sich stottern zu hören, und sie wissen, daß es auch ihre Bekannten von ihnen gewohnt sind, daß sie also bei diesen nicht leicht lächerlich werden. Aber ein lächerlicher, kindischer, abgeschmackter, für erwachsene und sonst vielleicht nicht ungebildete Menschen ungeziemender Fehler bleibt das Stottern immer; und es wird dir also wohl lieb sein, wenn ich dir auf das rechte Mittel helfe, ihn zu vermeiden, wenn er dir selbst bisweilen begegnen sollte. Ist es nicht wahr: wer langsam und bedächtig spricht,

der

der stottert nicht leicht? Was könnte man nun hieraus für eine Regel ziehen, um sich das Stottern abzugewöhnen? Wenn ich langsam spreche: so kann ich auf jedes Wort, das ich aussprechen will, gehörig denken; kann mirs gleichsam in Gedanken erst vorsprechen, und so kann mir auch die Aussprache jedes Worts desto eher gelingen. Was müßten also Stotterer wenigstens eine Zeit lang thun? Gewöhnlich, wenn sie zu stottern angefangen haben, wollen sie das Wort gern so bald, als möglich, heraushaben, um es nur los zu werden: und werden immer schneller, immer übereilter, und stottern immer ärger. Da könnten sie ja sehen, daß Eilen nicht gut thut, und daß sie den Fehler durch langsames, bedächtiges Sprechen am ersten vermeiden würden. Aber freilich ist ein so mit allem Fleiße langsames Sprechen, zumal bei den gemeinsten Dingen, die jeder ohne viel Besinnen sagt, für den Sprechenden selbst und für Andere beschwerlich und langweilig. Wenn der Sprechende von lebhaftem Temperamente ist; wenn man ihm das Lebhafte, Rasche in seinem ganzen übrigen Betragen anmerkt: warum würde ein ganz langsames Sprechen sich nicht für ihn schicken, ihn nicht kleiden? Soll also der lebhafte Mann ein ewig langsamer Sprecher sein? Warum räth man ihm das langsame Sprechen an; was soll er sich dadurch abgewöhnen? Wenn er sich's nun wirklich dadurch abgewöhnt hätte: soll er damit noch immer fortfahren? Warum soll er's nicht? Warum ist das immer langsame Sprechen auch ein Fehler, zumal für Leute, die sonst lebhaft sind? Also hätte er sich einen Fehler angewöhnt, um einen andern

Fehler

Fehler loszuwerden. Womit ließe sich das allenfalls entschuldigen? Hätte er dabei doch wohl gewonnen? Ja! wenn der angewöhnte Fehler geringer wäre, als der, den er dadurch loswerden wollte. Wenn es aber möglich ist, von beiden Fehlern frei zu sein: was ist dann besser? Wie lange also soll er nur so langsam sprechen? Auch dann noch, wenn diese Cur seines erstern Fehlers nicht mehr nöthig ist? Wie lange also? Wie gibst du dem Stotterer deine Regel? Mit welcher Einschränkung?

Stottern und Stammeln sind einander ähnlich. Was wiederholt der Stotterer, ehe er das ganze Wort herausbringt? Er spricht: „B, b, b, b, Brod„: und der Stammler: „Bro, bro, bro, Brod„. Stammeln ist ein gewöhnlicher Fehler der Kinder, die noch nicht recht sprechen können. Sie probiren sich an den Sylben der Worte; sprechen sie halb, aber nicht ganz aus, weil ihnen das ganze Wort auf einmal auszusprechen zu schwer ist. Sage mir: ist die Sylbe „Brod„ eine lange, oder kurze? Aber wie spricht der Stammler sein „Bro, bro, bro„? Klingt das o darin so lang, als in „Brod„? Ganz natürlich: denn er bringt ja die Sylbe nicht gleich ganz heraus; er probirt sie erst. Spräche er in „bro„ das o lang und gedehnt genug aus: so könnte er auch bald das d mitsprechen, und brauchte also nicht zu stammeln. Ich sagte: Stammeln sei dem Stottern ähnlich. Aehnliche Fehler werden wohl auch durch ähnliche Mittel abgestellt. Der Stammler macht in langen Sylben den Selbstlauter kurz. Er soll also darauf denken, daß er jede Sylbe ordentlich — ganz

so,

so, wie sie lauten muß, ausspreche; sollte sich den rechten, vollen Laut der Sylben und Worte in Gedanken vorhalten, und mithin gleichfalls langsam reden, bis er sich seinen Fehler abgewöhnt hat. —

Die Sylben sind Laute, aber nicht Töne. Bei dem Lautsprechen kann ich nur von einer tiefen oder hohen Sprache überhaupt reden. Die Stimme eines Kindes ist gewöhnlich hoch (klar): die Stimme des Mannes dagegen tief (grob). Aber wenn man zween eigentliche Töne, wie beim Singen, gegen einander hört und mit einander vergleicht: so geht man stufenweise von einem Tone zum andern; fängt z. B. von dem tiefern Tone an, und schlägt jeden höhern an, bis man zu dem Tone kömmt, den man mit dem tiefern vergleichen will. Dann heißt es: zwischen beiden liegen so und so viele mitten inne. Das kann man bei'm tiefen (groben) und bei'm klaren (hohen) Sprechen nicht. Das Sprechen nun, das die Worte und Sylben nicht bloß laut macht, sondern sie beinahe absingt, jeder Sylbe denselben Ton gibt — einen Ton im eigentlichen Verstande oder einen Laut, der den eigentlichen Tönen sehr nahe kömmt, und also auch die Selbstlauter der Sylben zu lange dehnt — heißt eine singende Aussprache. Warum ist sie wohl so unangenehm? Die Ursachen liegen in dem, was ich von ihr gesagt habe. Dem Singen nur ähnlich, aber doch kein rechtes Singen; immer einerlei Ton; jede Sylbe gedehnt — kann eine solche Aussprache sich gut hören? Wenn du sprächest: „Warum soll ich ihm gerade das sagen?„ welches Wort würdest du mit einem gewissen

wissen Nachdrucke aussprechen müssen? Wer aber jede Sylbe zu lange dehnt: kann der den gehörigen Nachdruck auf die Worte legen? Soll ein Wort den Nachdruck haben: so müssen die andern etwas schneller oder leichter ausgesprochen werden. Warum ist das bei einer singenden Aussprache nicht so gut möglich? Was hat also das singende Sprechen und Lesen für einen Nachtheil, und warum soll es vermieden werden? Meistentheils gewöhnen sich Kinder das singende Lesen von selbst ab, sobald sie etwas fertiger und schneller lesen können. Also schneller lesen und sprechen scheint dagegen das beßte Mittel.

Ich habe dir schon einmal gesagt, daß der Mensch mit dem Menschen fühlt. Wenn wir's einem Andern ansehen oder anmerken, daß er sich anstrengen muß: so fühlen wir die Mühe, die Beschwerde dieser Anstrengung, und sein Anblick oder der Anblick seines Zustandes macht uns unbehaglich — es wird uns nicht wohl dabei. Warum ist es uns nun unangenehm, wenn Jemanden das Sprechen sauer wird; wenn er sich dabei anstrengen muß? Aber spricht er mit Leichtigkeit: wie fühlen wir uns da; wie ist uns sein Sprechen? Und was gehört also zum Angenehmen der Aussprache? Wer z. B. das i mit ü verwechselt, eines wie das andere ausspricht, der spricht nicht genau, sondern nachlässig. Für wen kann so eine Nachlässigkeit nicht angenehm sein? Denn wer selbst gern genau ist: was hat der auch von Andern gern? Gibt sich nun Jemand Mühe, beide Selbstlauter in seiner Aussprache gehörig zu unterscheiden: wem kann

diese

diese Bemühung gewiß nicht mißfallen? Denn wenn Jemand gern genau ist und Genauigkeit liebt: um was bemüht er sich natürlich selbst? Und welche Bemühung bemerkt er folglich gern und mit Wohlgefallen an Andern? Aber, wenn man ihm anmerkt, daß ihm diese Bemühung sauer wird: wie da? Da geht es wieder, wie ich vorhin sagte: man fühlt das Saure, das Unbehagliche seiner Anstrengung mit. Sobald das Mühsame in der Aussprache des Andern gemerkt wird: so sagt man, seine Sprache und Aussprache sei gezwungen. Man merkt, sobald man ihn nur hört, oder es fällt auf, daß er sich zwingt und zwingen muß, um ordentlich und genau zu sprechen. Alles gezwungene Wesen wird verabscheut. Was ist wohl vom Gezwungenen das Gegentheil? Du wirst sagen: das Nicht-Gezwungene oder Ungezwungene. Aber was ist denn ungezwungen? Brauchst du dich denn zu zwingen, wenn du gehen oder sonst etwas thun willst, das dir angeboren — das dir natürlich ist? Was wird also wohl dem Menschen am leichtesten? was steht ihm am besten an? was schickt sich für ihn am meisten? Was ihm natürlich ist. Wie muß also eine Geschicklichkeit uns an Andern wenigstens scheinen? Und kann man es dann dahin bringen, daß eine genaue und richtige Aussprache, die wir haben, natürlich scheint? Wie macht man das? Nicht wahr, es wird dir jetzt leicht, zu lesen; es macht dir so wenig Nachdenken und Mühe, als ob dir die Fertigkeit dazu angeboren wäre? Wie ist das möglich geworden? Wie hast du denn so leicht und ungezwungen lesen lernen?

Doch nicht in einem oder zween Tagen? Du hast dich viel im Lesen geübt. Weißt du noch, was das hieß? Wodurch kann also auch eine gute Aussprache uns so leicht werden, daß sie natürlich scheint? Was ist also vom Gezwungenen das Gegentheil? Das, was natürlich scheint, wenn es auch nicht natürlich war. Aber nun ist es doch so leicht, als ob es wirklich natürlich wäre; es ist so gut, als natürlich. Wie kannst du also das Gegentheil vom Gezwungenen geradezu nennen? Ich denke: natürlich.

Dabei muß ich dir nun auch noch sagen, was Ziererei im Reden ist. „Sich zieren,„ heißt eigentlich: sich schmücken. Und wer sich ziert, schmückt, putzt: der will — für sich selbst schmückt er sich doch nicht? er will Andern gefallen. Aber sein Schmuck ist ihm selbst doch angenehm; er sieht sich selbst gern darin; er gefällt sich selbst. Könnte er das, wenn er nicht glaubte, daß er besonders schön wäre, und daß er Jedermann gefallen müsse? So ziert sich also Jemand auch wohl mit seiner Sprache und Aussprache. Wenn sie seine Zierde sein soll: wie will er sie gern machen? Nur so gut, wie Andere sie allenfalls auch haben? Also recht schön. Aber die Schönheit in der Aussprache der einzelnen Worte kann doch nicht weiter gehen, als die Genauigkeit. Wenn jeder Buchstab ganz so gesprochen wird, wie er lauten muß: wie wird er da gesprochen? Kannst du z. B. bei dem Laute des a, wenn er schon ganz rein — weder zu hell, noch zu dunkel ist, noch eine besondere Schönheit anbringen? Also „recht schön,„ sprechen heißt im Grunde weiter nichts, als: „recht ge-

nau„ sprechen. Mit dieser Genauigkeit in der Aussprache ziert sich nun Mancher. Um was muß er sich folglich ganz besondere Mühe geben? Was muß man ihm anmerken? Und was ist bei dieser sorgfältigen Mühe, die man ihm anmerkt, seine Absicht? Und will er nur Andern gefallen? Er hält jene Genauigkeit für einen ganz besondern Vorzug; er gefällt sich dabei selbst und man merkt ihm diese Selbstgefälligkeit, diese Eitelkeit gleichfalls an. Das heißt Ziererei in der Sprache und Aussprache. Er will sie recht schön, recht genau machen, und man merkt ihm an, daß er einen großen Werth darein setzt und daß er die Genauigkeit darin für einen großen Vorzug hält. Möchte er für „Pflaumen„ immerhin „Flaumen„ sagen — das Pf immerhin etwas weniger genau sprechen: man würde ihm das als einen kleinern Fehler eher verzeihen, als die ängstlich-eitle Genauigkeit. —

Sprechübungen *) nach dem Weiß'ischen A B C Buche.

1) „Das Kind, das nicht auf Rath und gute Worte hört,
und trotzig widersteht, ist, daß es fühle, werth.„

Es

*) Es sind zugleich Uebungen im Auslegen und Denken. Der Lehrer läßt, wenn die Kinder das Weiß'ische Buch nicht selbst haben, die Reime von den Kindern in ein Büchelchen schreiben. Es versteht sich, daß hier nur einige ausführliche Beispiele gegeben werden können.

Es wird hier gesprochen von einem Kinde. Von einem Kinde überhaupt, oder wie wird dieß Kind beschrieben? Was für eins ist gemeint? Was soll ein Kind, das nicht auf Rath und gute Worte hört und trotzig widersteht, werth sein? Was heißt das: „auf Rath und gute Worte hören?„ Etwa nur: zuhören, wenn der Rath und die guten Worte gegeben werden; sie merken; sie allenfalls wieder nachsagen können? Wozu wird denn Jemanden ein Rath, wie er sich betragen soll, gegeben? Bloß, daß er ihn mit seinem Gedächtnisse merke und wiedererzähle? Wenn ich dir den Rath gebe: „Sei fleißig, mein Sohn! damit du etwas lernst:„ was wirst du nun thun, wenn du ein guter Knabe bist? Ein guter Rath verdient allemal befolgt zu werden, sobald er sich für uns schickt. „Gute Worte.„ Wenn dein Vater so mit dir spricht, daß du es ihm anhörst, daß er's gut mit dir meint; wenn er dich mit Güte, mit Freundlichkeit zu etwas ermahnt, oder vor etwas warnt: so gibt er dir gute Worte. Klingen „gute Worte,„ wie Befehl; wie Drohung? „Du sollst das und das nicht thun;„ „wenn du es thust, so sollst du sehen„ — klingen sie so? Aber, wenn er spricht: „Lieber Sohn! thu's doch nicht!„ Was sind das? Gute, gütige, mit Güte gesagte Worte. Aber er könnte dir mit Güte eine sehr gleichgültige Sache sagen. Nennt man das „gute Worte„, wenn uns Jemand etwas erzählt und dabei freundlich ist? Man gibt Jemanden gute Worte, wenn man ihn mit Güte, durch Bitten dazu bringen will, daß er etwas thue, oder nicht thue. Also sind gute Worte

eine

eine gütige, freundliche, bittende Ermahnung, oder Warnung: kein strenger, harter, kurzer Befehl; keine schreckende Drohung. Hast du abermals genug gethan, wenn du den guten Worten deines Vaters nur aufmerksam zuhörst? Was muß hier heißen: „auf Rath und g. W. hören?„ Man hört darauf; man achtet auf sie, weil man sie befolgen — darnach thun will. Also heißt hier: „auf etwas hören„ es befolgen. Welches Kind wäre also werth, daß es fühle? Das R. u. g. W. nicht befolgt; das so handelt, als ob es nicht auf R. u. g. W. gehört hätte — als ob sie ihm nicht wären gegeben worden; das R. u. g. W. verachtet. Wie wird der Ungehorsam des Kindes weiter beschrieben? „und trotzig widersteht.„ Es ist schon arg genug, daß es dem R. und guten W. nicht folgt: aber es widersteht auch noch — widersetzt sich. Wem denn? Was war vorher genannt? Dem Rathe und den guten Worten, womit man es zum Gehorsam zu bewegen suchte. Wie widersteht es? Wie steht dabei? Es könnte vielleicht unfolgsam sein aus bloßem Leichtsinne. Denn gibt es nicht Kinder, die Gehorsam versprechen; denen man zutrauen muß, daß sie ihn mit gutem, aufrichtigem Herzen versprechen in diesem Augenblicke, und die im andern Augenblicke sich doch wohl wieder von ihrem Fehler übereilen lassen, weil sie gleich wieder zerstreut sind und nicht genug an sich denken oder auf sich Acht geben? Sind das gerade trotzige Kinder? Wie nennt man sie? Leichtsinnige. Denn was ist die Ursache, daß sie nicht folgen? Der Leichtsinn. Aber, wenn ein Kind spräche: „Ich

thu's doch nicht; ich thue doch, was ich will — oder, wenn man dem Kinde an seinen Mienen anmerkte, daß es so dächte; wenn das Kind seinen Verdruß und Widerwillen gegen die guten Worte zu erkennen gibt; wenn es seinen Willen, der Ermahnung zuwider, durchzusetzen sucht; wenn es im Ungehorsame gleich nach der Ermahnung fortfährt und es darauf ankommen läßt, ob man schärfere Mittel brauchen wird: wie heißt ein solches Kind? Wie widersteht es? Und dann ist es werth — daß es fühle. Kann ein solches Kind durch gute Worte, durch freundliches Zureden, durch vernünftige Vorstellungen gebessert werden? Warum nicht? Was hätten gute, gütige, liebevolle Worte bei dem Kinde wecken sollen? Es heißt ja: Liebe macht wieder Liebe. Zeigt das Kind Liebe gegen den, der ihm zu seinem Beßten so gute Worte gab? Wenn es Liebe gegen ihn hätte und Liebe zu schätzen wüßte: was würde es thun? Nun denkt es am Ende wohl gar: die guten Worte wären nicht ernstlich gemeint; oder, man dürfte ihm bloß gute Worte geben und müßte es darauf ankommen lassen, ob das Kind ihnen folgen wolle, oder nicht; oder es will den Vater auf die Probe stellen; oder, es will nun einmal bei seinem Sinne bleiben, weil ihm sein Fehler zu lieb geworden ist, weil es sich einmal gar zu sehr daran gewöhnt hat. Nun ist es aber hohe Zeit, daß es davon abgebracht wird. Denn wie lange würde es sonst den Fehler behalten? Und, wenn es ihn immer behielte, durch diesen noch mehrere Fehler annehmen, und sehr unglücklich und durch diese Fehler und diesen widerspänstigen Sinn ein schlechter,

un=

unbesserlicher Mensch werden. Der Vater wird also in seinen guten Worten allen möglichen Ernst zeigen. Aber hilft dieser nicht: dann weiß man gewiß, daß es auf alle mögliche gute Worte nicht hört; und dann muß es, wie ein unvernünftiges Geschöpf, sich vor der Strafe fürchten lernen und aus Furcht thun, was es nicht aus Liebe thun wollte, bis es nach und nach vernünftig genug wird, aus Liebe und um der guten Sache selbst willen folgen zu lernen — bis es also vernünftig und fühlsam genug wird für einen wahren (willigen), menschlichen Gehorsam.

Welche Kinder müssen fühlen? Diejenigen, die — Wenn müssen Kinder fühlen? Wenn sie — Sollen denn alle Kinder mit Strafen gezogen werden? Welche nur? Wie lange wird ein gütiger, liebevoller Vater sein Kind mit Strafen verschonen? Wer oder was ist Schuld daran, daß das Kind gestraft wird? Ich setze voraus, daß es einen liebenden Vater hat. Warum kann nicht jedes Kind mit guten Worten gezogen werden? Straft ein liebender Vater gern? gleich? Was versucht er erst mit dem Kinde? Sage mir einmal den Satz ganz: Wenn Kinder nicht auf R. u. g. W. hören: so sind sie werth, daß sie fühlen — werth, zu fühlen — werth, daß man sie fühlen läßt. Will ein Kind nicht auf R. u. g. W. hören: so verdient es, zu f. Mache die Anwendung auf dich selbst! Wenn ich nicht auf R. u. g. W. höre: so verdiene ich, zu f. Aber so ein böser Knabe wirst du gewiß nicht sein: wir wollen nur davon reden, wenn du es wärest. Sprich also: Wenn ich nicht auf g.

W. hörte: so — bin ich werth? Nein! es heißt: so wäre ich werth, würde ich werth sein, daß ich — fühle? Nein! daß ich fühlte. — Ich bedaure dieß Kind: denn, weil es nicht auf R. u. g. W. hört: so ist es w., zu f. — so wird es fühlen müssen. —

2) „Wenn deine Eltern dir was ernstlich untersagen:
so folge, ohne sie, warum? vorher zu fragen.„

— Weißt du nicht ein Wort, das eben so viel, als „untersagen„ bedeutet? Verbieten. Welches Wort hörst du lieber, weil es nicht so streng klingt? Bei „verbieten„ denkst du an „Verbot„ Befehl, daß etwas unterlassen werden soll. Ein Befehl klingt allemal streng. Wenn dir Jemand geradezu etwas verbietet, und wenn das eine Person ist, die dir zu befehlen hat: da unterstehst du dich gar nicht, erst zu fragen: warum verbietest du mir das? Denn das käme so heraus, als wenn du dir von ihm nicht befehlen lassen wolltest. Das wäre doch wohl Widersetzlichkeit? Widerspenstigkeit? Das wäre doch wohl so gut, als kündigtest du ihm den Gehorsam auf? — Aber, wenn dein Vater dir etwas nicht gerade streng und befehlend verbietet, sondern nur untersagt — dir nur bloß sagt, du sollest es nicht thun: dann könntest du doch wohl den Muth haben, erst noch zu fragen, warum du es nicht thun sollst? Du meinst, der Vater ließe sich doch wohl von seinem Willen abbringen. Du willst seine Ursachen hören, und willst ihm wohl gar zeigen, daß er damit nicht recht habe — daß er zu viel fürchte, dir zu wenig zutraue u. s. w. Gesetzt, ein Freund deines Vaters wäre eben zu

Pferde angekommen. Du bekömmst Lust, ein wenig darauf zu reiten. Der Vater sagt: du sollst es unterlassen. Du glaubst aber, schon gut genug mit Pferden umgehen zu können. „Ach! warum soll ich denn nicht? Du denkst, ich wäre unglücklich; ich nähme mich nicht in Acht?„ Aber du hörst ja, daß es der Vater ernstlich meint; daß er dir's gewiß nicht erlauben wird; daß er fest entschlossen ist, es nicht zuzugeben. Wirst du nun noch fragen, warum er nicht will? Das käme ja so heraus, als ob er dir die Erlaubniß ohne vernünftigen Grund verweigerte; als ob er eigensinnig wäre; als ob er dir ein Vergnügen nicht gönnte, das du doch ohne Schaden genießen könntest. Das wäre ein sehr unkindliches, für ein Kind sehr unziemliches Mißtraun. Noch einmal: Wenn dir der Vater etwas untersagte — so könntest du fragen: warum er es thäte? entweder, weil du glaubtest, er habe keine hinreichende Ursache dazu — oder weil du glaubtest, er sei gegen dich nicht gütig genug, es dir zu erlauben. Was gäbst du im ersten Falle dem Vater Schuld? Wer vernünftig oder verständig ist, muß zu Allem, was er spricht und thut, seine gute, hinreichende Ursache haben. Warum trautest du nun dem Vater zu, daß er unverständig handelte? Dürfen Kinder den Eltern so etwas zutraun? Wer dem Andern Vernunft und Verstand abspricht, worin muß der den Andern übertreffen? Er muß sagen können: ich habe Vernunft, aber du nicht; ich sehe dieß besser ein, als du; vielleicht weißt du gar nicht, warum du das und das willst, oder thust. Er muß ja wissen, ob der Andre Vernunft hat; muß

sie also prüfen können, und das muß er besser können, als der Andre selbst — weil er dem Andern zu Gemüthe führen will, daß seine Einsicht nicht die rechte sei. Also müßten Kinder glauben dürfen, sie hätten mehr Verstand, als ihre Eltern. Hätten sie da recht? Und worin würden sie also den Eltern Verachtung zu erkennen geben, mithin sie beleidigen? — Wenn ein Vater dem Kinde ein Vergnügen untersagte ohne vernünftigen Grund: so thäte er's, weil er nun einmal den Sinn hätte, es nicht erlauben zu wollen. Das wäre Eigensinn. Und wenn du deinem Vater so etwas zutrautest: so trautest du ihm also Eigensinn zu. Aber ein Vater, der nur aus Eigensinn seinem Kinde ein Vergnügen untersagte, meinte der's mit dem Kinde gut? Worauf sähe er nicht? Was wäre sein Wille nicht? Nicht auf das Vergnügen des Kindes; nicht dieß wäre sein Wille. Ein Vater aber, der sich nicht freut, seine Kinder vergnügt zu wissen, wenn sie es sein können und dürfen — ist das ein guter Vater? Womit würdest du also abermals deinen Vater beleidigen? Was sollst du ihm vielmehr zutrauen, wenn er einmal etwas ernstlich untersagt? Antworte nach beiden Fällen! Sollen Kinder nicht eher ihren Eltern folgen wollen, als bis sie wissen, warum die Eltern etwas haben oder nicht haben wollen? Können denn das die Kinder allemal erfahren? Würden sie die Ursache, die die Eltern haben, allemal einsehen können? Zur Einsicht gehört Verstand. Warum also nicht? Aber gesetzt, der Wille der Eltern müßte augenblicklich befolgt werden, wenn er seine Absicht erfüllen sollte: warum können die

Kinder da den Grund nicht erfahren? Aber wenn sie ihn auch begreifen könnten, und die Eltern Zeit dazu hätten, ihn den Kindern begreiflich zu machen: dürften es die Kinder verlangen? Was müssen sie den Eltern allemal zutrauen? Verstand und — guten Willen gegen die Kinder. Wenn sie nicht eher folgen wollen, als bis sie den Grund dazu einsehen mit ihrer eignen Vernunft: wem folgen sie da eigentlich? Ihren Eltern, oder wem? Lernen sie da gehorchen; ihren Willen fremdem Willen unterwerfen? Und das ist doch so nöthig und so vernünftig. Gibt die Vernunft auch einen Grund an, wenn sie spricht: du sollst ehrlich, wahrhaftig sein? Sie will ja ihr Gesetz bloß befolgt haben, weil es ihr Gesetz — weil es vernünftig ist. Und wenn der Landesherr etwas verordnet: kann er sich mit allen Unterthanen über den Grund der Verordnung einlassen? Wenn sie nun von diesen Verordnungen nur allemal so viel befolgen wollten, als sie davon begriffen: was würde dann geschehen, oder nicht geschehen? Also die Kinder sollen Gehorsam lernen und üben aus Zutraun; und sie wissen ja, daß die Eltern dieß Zutraun verdienen. —

Wenn sollst du folgen, ohne erst zu fragen: warum? Welche Menschen dürfen einen solchen Gehorsam von dir erwarten? Wenn du sprächst: ich will folgen, wenn ich erst weiß, warum? wäre das ein Gehorsam mit oder ohne Bedingung? Unter welcher Bedingung willst du gehorchen? Wie kannst du einen Gehorsam mit Bedingung nennen mit einem Worte? Einen bedingten. Und den Gehorsam

ohne

ohne Bedingung? Einen unbedingten. Was für einen Gehorsam sollst du deinen Eltern leisten? Denn, wie sollst du nicht erst fragen, ehe du thust, was sie haben wollen? Wenn ich weiß, warum etwas geschieht, oder geschehen soll: so weiß ich den Grund. Was sollst du nicht erst wissen wollen? Was fassest du nach der hier gegebenen Sittenregel für einen Entschluß? Wie sprichst du zu dir selbst? „Ich will künftig meinen Eltern folgen, ohne erst den Grund von ihrem Willen wissen zu wollen, wenn ich einmal weiß, daß es ihr ernstlicher Wille ist.„ Handelst du, wenn du diesen Entschluß ausführst, ohne allen Grund? Was kannst du deinen Eltern allemal zutrauen, wenn du auch den Grund eines einzelnen Verbotes nicht erfährst? Sie sind verständiger, als ich, und sie werden es gewiß allemal mit mir gut meinen. Gehorchen und doch nicht wissen sollen, warum der Gehorsam gut ist — das ist einander entgegengesetzt. Denn daß ein Mensch, der sich selbst liebt, folgt, sobald er weiß, es werde für ihn gut sein — ist wohl natürlich. Wenn du nun den Gegensatz bemerklich machen wolltest: wie könntest du sagen? Ich will den Eltern allemal gehorchen, wenn ich auch bisweilen nicht weiß, warum? oder — ob ich gleich nicht immer u. s. w. Sobald ich einmal ihren ernstlichen Willen sehe, will ich ihn erfüllen, ohne erst u. s. w. Warum ist denn in dieser Sittenregel gleich von deinen Eltern und von dir die Rede? Auf wen sollst du die Regel gleich anwenden? Gilt sie aber bloß von dir und von dem, was du deinen Eltern

schuldig bist? Von wem gilt sie so gut, als von dir? Wenn aber andere Kinder nicht so verständige und gute Eltern hätten, wie du? Aber es sind doch Eltern — also in der Regel — d. h.: gemeiniglich verständigere Personen, als ihre Kinder, weil sie länger in der Welt gelebt, mehr erfahren, Gutes und Böses besser kennen gelernt haben — und es sind Eltern, die also ihre Kinder gewiß lieben, und es mit ihnen gut meinen. Sobald Kinder Beides ihren Eltern nicht mehr zutrauten, müßten sie auch ihr Haus verlassen, weil sie sich ihnen nicht ferner anvertrauen könnten. Denn von der Erziehung der Eltern hängt das ganze künftige Glück der Kinder ab. Könnten diese schon geradezu sagen: Wir sind in allen oder den meisten Dingen verständiger, als unsre Eltern: so wären sie anzusehen als schon erzogene Menschen, und von solchen ist in dieser Sittenregel nicht mehr die Rede. Gilt sie also nur von einem und dem andern Kinde; oder gilt sie von allen? Das heißt: sie gilt allgemein — überhaupt. Drücke sie einmal so allgemein aus! „Alle Kinder sollen — oder: Kinder überhaupt sollen ihren Eltern, wenn sie ihnen etwas ernstl. untersagen, folgen, ohne erst zu fragen: warum?„ (Es ist bei diesen Sprechübungen darauf abgesehen, den Lehrern in Beispielen zu zeigen, wie sie die Kinder mit den verschiedenen Formen des Ausdrucks bekannt zu machen haben. So kömmt hier die Form vor: Obgleich — so. Es ist gesagt worden, daß man diese Art, Gedanken in der Rede zu verbinden, braucht, wenn die beiden Gedanken, die verbunden werden sollen, einen Gegensatz

satz machen oder einander entgegengesetzt sind. Der Lehrer muß sich nun bei seiner Privatlectüre solche Perioden (kleine Reden) anmerken, deren Gedanken den Kindern in ihrem Gegensatze leicht begreiflich gemacht werden können, und muß ihnen so mehr Beispiele geben. Nach und nach haftet die Form im Gedächtnisse der Kinder, und so lernen sie ordentlich reden und schreiben. Z. B. „Ob er gleich (obgleich er) mich (ob er mich gleich) nicht gebeten hat: so will ich ihn doch besuchen.„ — „Obgleich er sonst (ob er gl. s.) nicht freigebig ist: so hat er doch dießmal viel gegeben„ u. s. w.)

3. „Sprich nicht eh, als du denkst, und
schweige sittsam still,
sobald ein Aelterer und Klüg'rer reden will.„

Wie viel Regeln sind das eigentlich? Wie lautet die erstere? Und die leztere?

1) Also sollst du nicht eher sprechen, als du denkst: und 2) sittsam stillschweigen, so bald ein — reden will. Welchen Menschen werden beide Regeln gegeben? Die, denen sie gegeben werden, sollen schweigen, sobald ein Aelterer reden will: was für Menschen müssen also Jene sein? Wer noch nicht so alt ist, als der Andere: wie ist der also? Für jüngere Menschen ist das also auch gesagt. Geht es nun auch dich an?

Sollen junge Menschen, Kinder gar nicht reden? Sie sind ja junge Menschen. Für welche Geschöpfe ist denn die Sprache eben ein so großer Vorzug? Sie haben die Fähigkeit zu sprechen — Sprachfähigkeit. Diese Fähigkeit gab ihnen Gott, daß sie sie recht anwenden sollen. Wodurch lernt man

man eine Fähigkeit recht — so, wie es geschehen soll, anwenden? Meinst du, du werdest einmal ordentlich reden lernen, wenn du jetzt immer stumm wärest? Wenn du nun deine Sprachfähigkeit üben sollst, so mußt du jetzt schon reden dürfen.

Wenn du mir bisweilen deine Meinung und deine Gedanken sagst: was erfahre ich da von dir? Ist nun deine Meinung nicht die rechte: was werde ich dann thun? Was könnte ich aber nicht, wenn du mir deine Gedanken nicht gesagt hättest? Was hast du für Vortheil davon, wenn ich dir deinen Irrthum zeige? und wenn du nach und nach mehrere Irrthümer einsehen lernst? Wer falsch und irrig denkt, denkt der vernünftig? Wer aber einen Irrthum nach dem andern einsieht: wie lernt der nach und nach denken? Und wenn er hat richtig denken lernen: dann kann er auch die Sprache dazu brauchen, wozu sie ihm gegeben ist — nämlich zum verständigen und vernünftigen Reden. Und wozu lernen mithin junge Leute ihre Sprache brauchen, wenn sie den Aeltern und Verständigen ihre Gedanken sagen dürfen?

Aber wenn sie Alles, was ihnen einfiele, gleich heraus sagten: würden sie da verständig reden lernen? Ist denn das, was mir in der Geschwindigkeit einfällt, eben das Rechte und Wahre? Weißt du, daß es das ist, wenn du nicht gehörig überlegt hast? Wenn du aber jeden Einfall gleich heraus sagst: was kannst du da nicht? Nun, es kann sein, daß du mit aller deiner Ueberlegung die wahre Beschaffenheit einer Sache nicht triffst: aber, was sollst du wenigstens thun,

so

so gut du kannst? Du sollst dich wenigstens nicht an das unüberlegte, gedankenlose Sprechen (an das Sprechen ohne Gedanken) gewöhnen. Sieh! wenn ich mit dir über etwas spreche: so will ich doch deine Meinung von der Sache wissen, damit ich dir nun über diese *deine* Meinung *mein* Urtheil sagen kann. Wärest du nun gewohnt, ohne Ueberlegung zu sprechen: so sagtest du etwas, was du nach der geringsten Ueberlegung sogleich wieder als falsch einsiehst. Ich muß dir also einen Irrthum benehmen, vor dem du dich selbst verwahren konntest — d. h.: ich muß etwas *Ueberflüßiges* thun. Hätten wir nicht, statt dessen, weiter in der wahren Vorstellung der Sache kommen können? Wir wollten mit einander in ein schönes Haus, um es zu besehen. Dir zu gefallen muß ich nun erst drei, viermal den Eingang verfehlen, den du gleich selbst hättest finden können, wenn du Acht gegeben hättest; oder zu dem ich dich gleich hätte führen können, wenn ich dich hätte bei'm Arme nehmen dürfen. Unterdessen konnten wir uns halb im Hause selbst umgesehen haben, und desto früher einen andern nützlichen Gang thun.

Durch gedankenloses, unüberlegtes Sprechen wird die edle Zeit verschwendet; der junge Mensch wird nicht oder nicht bald genug auf die rechten Gedanken geführt, weil er seinen Gesellschafter mit seinen unüberlegten Einfällen aufhält; und bezeigt er denn dem Andern mit einer solchen Unüberlegtheit die Achtung, die ein Mensch dem andern schuldig ist? Er hält ihn ja nicht für werth, ihm zu Gefallen seine Gedanken zu prüfen, sich

anzustrengen, ihm das Beßte, was er hat, seine Vernunft zu geben.

Aber freilich, wenn du mit Jemanden sprichst: warum kannst du da nicht erst lange vorher überlegen, was du jedesmal sagen willst? Das Gespräch würde alle Augenblicke aufhören, und wieder anfangen, und wieder aufhören — mit einem Worte: es würde zu oft unterbrochen werden. Darum muß der, der sich mit Andern unterreden will, schon im Denken und im Sprechen oder im Ausdrucke seiner Gedanken eine gewisse Uebung haben. Kannst du also allemal denken, ehe du sprichst? Wenn du's kannst, mußt du's freilich thun. Ist das aber nicht möglich: so darfst du wenigstens nicht eher sprechen, als du denkst; die Zunge darf den Gedanken nicht vorlaufen; du mußt, indem du sprichst, wissen, dir bewußt sein, was du sagen willst. Wenn du nun nicht denken kannst, ehe du sprichst, und doch auch nicht sprechen darfst, ehe du denkst: was muß folglich wenigstens mit einander verbunden sein? Sieh! das heißt eben: mit Ueberlegung sprechen und also sich vor dem unüberlegten, gedankenlosen Sprechen hüthen.

Wärst du dir nun aber auch noch so sehr bewußt, mit Gedanken, mit Verstand — also verständig zu reden, und ein Aelterer und Verständigerer müßte deinetwegen schweigen: was schickt sich dann vielmehr für dich? Wer von Beiden wird wohl das Vernünftigste zu sagen haben? Und was wirst du selbst für einen Vortheil haben, wenn er spricht?

Es wäre unbescheiden — unvernünftig, wenn du ihm gleichsam Stillschweigen auferlegen und

ihm

ihm im Reden voreilen wolltest. Wie ist also ein entgegengesetztes Betragen? Warum willst du dem Aeltern und Klügern das Wort gönnen? Nach welchem Grundsatze handelst du? Du denkst: der Aeltere und Klügere muß vor dem Jüngern und weniger Verständigen das Recht, zu reden, haben; und man merkt es deinem bescheidenen Schweigen an, daß du so denkst; man merkt also deinem Betragen an, daß du vernünftig denkst. Du schweigst also mit Vernunft, und würdest, bei aller Vernunft, nicht so vernünftig gesprochen haben, als du schweigst. Ein Betragen, dem ein so vernünftiger Gedanke als Regel (Grundsatz) dient, heißt mit Recht sittsam. Wer ehrgeizig ist, drängt sich gern vor; wird gern laut, um die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zu ziehen. Der Sittsame dagegen zeigt in jeder seiner Bewegungen, also auch in seinem Reden die ruhige Ueberlegsamkeit, die sich allein für die Vernunft schickt. Wie ehrenvoll ist also für einen jungen Menschen ein solches wohl überlegtes Schweigen!

Denke dir zween junge Menschen. Der Eine sagt Alles, was ihm einfällt: der Andere spricht immer mit Ueberlegung. Wie handelt Jener? Wie dieser? Wenn du beide mit einander vergleichst: wie wirst du sagen? Der Eine handelt vernünftig; denn er —: der Andere aber unvernünftig; denn — oder weil er — Mit welchem wolltest du lieber umgehen? Denn was hättest du wohl für einen Vortheil von den Unterredungen mit ihm: weil er Alles, was er sagt, wohl überlegt? Sage das einmal in einemweg:

Ich

Ich will lieber mit demjenigen von meinen Cameraden umgehen, der —: denn durch dessen Unterredungen kann ich selbst verständiger werden; weil er — Wie beträgt man sich im Reden überhaupt vernünftig? Wenn man — Wodurch zeigt man im Reden Vernunft? Dadurch, daß — oder so, daß man — Was fordert die Sittsamkeit, wenn ein Aelterer und Klügerer uns zu gefallen schweigen müßte? Was thut der Sittsame, sobald er sieht, daß ein Aelt. und Klügr. reden will? Sage Beides einmal nach einander! —

4) „Die Wahrheit rede stets, und wag' es nie, zu lügen:
Du kannst den Menschen zwar, doch niemals Gott betrügen.„

Was sollst du allezeit reden? Also: was wahr ist. Aber welche Frage fällt dir nun ein? Was wirklich so ist, wie du sprichst: wie ist das in deiner Rede? Oder, wenn du sagst, was wirklich so ist, wie du sagst: wie sprichst du da? Und was sprichst du also? Zween Knaben wurden mit einander uneins. Gesetzt, du hättest gesehen, welcher von Beiden die Veranlassung dazu gab: was könntest du da aussagen? Du würdest sagen: der und der gab dazu die Veranlassung. Wenn du nun sagst, was du wirklich gesehen, gehört hast: was sagst du da? Wenn du aber den Anfänger nicht weißt: wie sprichst du da? Du weißt ihn wirklich nicht: was du also jetzt aussagst, ist abermals das Wirkliche, dein wirkliches Nichtwissen. Nun siehst du leicht ein, was hier und überhaupt (in allen Fällen) Unwahrheit ist. — Wenn du Gedanken, Empfindungen vorgibst, die du nicht wirklich hast: was sagst du da abermals?

Du sagst einem deiner Cameraden: ich habe dich herzlich lieb — und bist ihm doch gerade nicht gut. Ist das Wahrheit? Warum nicht?

Aber warum ist doch das Lügen eine so schändliche Sache? Wie heißt es weiter? Wen könne der Lügner allenfalls betrügen? Was will er also? Und was ist der Lügner allemal zugleich? Deswegen sagt man ja auch von einem solchen schlechten Menschen: er gehe mit Lug und Trug um. Was weiß der Lügner allemal von sich selbst, indem er seine Lüge ausspricht? Kann er denken: du willst den Andern nicht betrügen? denn, wenn er das nicht wollte: was dürfte er da auch nicht sagen? Also ist er ein recht vorsätzlicher Betrüger. Ob die Lüge dem Andern viel oder wenig schaden wird, darauf kömmt nichts an: genug, daß er betrogen wird.

Aber oft wird schon von den belogenen Menschen der Lügner und seine Lüge entdeckt. Ist also bei dem Lügen Gefahr? Wo Gefahr ist, da muß man allemal etwas wagen — man muß es darauf ankommen lassen, daß man Unglück, Nachtheil, Schande davon hat. Was muß also auch der Lügner? Denn weiß er gewiß, daß seine Lüge dem Belogenen verborgen bleiben wird? Was muß er also fürchten? So kann er also das Vertrauen des Belogenen und auch Anderer verlieren, und die Schande haben, die dem Niederträchtigen, dem vorsätzlichen Betrüger gebührt.

Aber, wenn auch vor Menschen die Lüge verborgen bliebe; wenn auch Menschen belogen und betrogen werden könnten: wer kann es doch nicht? Gott ist allwissend. Aber er ist auch heilig;

lig; er straft den Lügner — er hat es in seiner Welt schon so eingerichtet, daß jeder Böse und also auch der Lügner durch seinen lügnerischen Betrug unglücklich wird.

Sage mir nun den Vorsatz, den du jetzt fassest? Drücke ihn mit den Worten des Gedenkspruchs aus! „Ich will stets die Wahrheit reden; und ich will es nie wagen, zu lügen: ich kann zwar Menschen betrügen, aber nicht Gott.„ „Wenn ich auch M— betrügen könnte: so kann ich doch — Menschen zu betrügen ist nicht unmöglich: aber — Was nicht unmöglich ist: davon kann unter allen Fällen doch wohl einmal einer vorkommen. Es ist also allenfalls möglich. Wie würdest du nun jenen Satz mit diesem Worte ausdrücken? „Menschen kann man allenfalls betrügen: aber Gott gewiß nicht.„ Wenn Menschen sich nicht betrügen ließen: so könnten sie auch nicht betrogen werden. Also:„ Menschen lassen sich zwar — aber —„ Wenn ich sage: der Mensch thut das — heißt dieß soviel, als: der Mensch thut es? Der Mensch — das heißt: dieser M. Aber der Mensch — das ist also nicht dieser; nicht einer, den ich kenne und den ich ausdrücklich zu nennen weiß, sondern ein Mensch, er mag sein, wer er will — der Mensch überhaupt, jeder — alle Menschen. Ein gewisser, vielleicht besonders einfältiger Mensch läßt sich wohl leichter betrügen, als mancher Andere. Aber doch ist kein Mensch allwissend, und keiner kann uns ins Herz sehen. Also liegt die Ursache davon in der menschlichen Natur selbst, nicht in der besondern Beschaffenheit dieses oder jenes einzelnen Menschen, daß der Lügner uns belü-

gen und betrågen kann. Ob ich also sage: der Mensch kann betrogen werden — oder ob ich sage: die Menschen (alle mit einander) — oder ob ich sage: Menschen (sie mögen sein, wer sie wollen — diese und jene — einer, wie der andere; nur einer mehr, oder leichter, als der andere) können betrogen werden — das ist Alles einerlei. Eben so kann ich sagen: der Mensch ist sterblich; die Menschen sind sterblich; Menschen sind sterblich. Wenn du sprächst: das (dieses) Glas ist zerbrechlich: so käme dieß ja so heraus, als ob andere Gläser nicht zerbrechlich wären. Wie kannst du also nach dem vorigen Beispiele sagen? —

5) „Befleißige dich stets, mein Kind, der Reinlichkeit!
Rein sei Gesicht und Hand, und rein sei Wäsch' und Kleid!„

Das Kind, das jetzt einmal oder nur zu mancher Zeit an Gesicht und Händen, in Wäsche und Kleidern rein ist, ist das schon ein reinliches Kind? Ist es aber immer so rein, als möglich, ohne daß es alle Augenblicke gewaschen oder weiß angezogen wird? woher mag das wohl kommen? Wenn es sich nicht vor Schmuz zu hüthen suchte: was würde da gewiß nicht der Fall sein? Wenn es sich aber aus dem Schmuze nichts machte; wenn ihm an einem reinen Gesichte und Händen, an reiner Wäsche und Kleidung nichts gelegen wäre: wovor würde sich's nicht zu hüthen suchen? Dieß Kind ist also gern rein; es liebt das Reine: es ist also reinlich. Dasselbe reinliche Kind kann bisweilen wohl unrein sein, weil es sich nicht genug in Acht genommen hat, oder

Cas

oder weil beständige Reinheit bei aller Vorsicht nicht möglich ist? — aber ist es unrein mit Willen? sieht es die Flecken gern? wird es sie dulden? oder, was wird es vielmehr thun, sobald es nur möglich ist? Also Gefallen an Reinheit, Liebe dafür, Streben darnach heißt — Reinlichkeit. Wenn man sich einer guten Eigenschaft befleißigt — Fleiß darauf wendet: so sucht man sie sich zu eigen zu machen. Welcher Tugend sollst du dich, nach diesem Gedenkspruche, befleißigen? Das Erste und Nächste, was du rein halten sollst, ist Gesicht und Hand, überhaupt dein Körper, und dann Wäsche und Kleider. Sieh! du kannst arm sein — dich schändet Armuth jetzt noch nicht: aber Jedermann wird dich gern sehen, wenn deine noch so ärmlichen, schlechten Kleider, so viel möglich, rein sind. Unreinheit und Unreinlichkeit sind eine Beleidigung der ganzen menschlichen Gesellschaft. —

(Jetzt soll an einigen folgenden dieser vortrefflichen, sinnvollen Denksprüche nur noch der Gang der Entwickelung — wie man sich in den Sinn derselben setzen und selbigen den Kindern deutlich machen müsse — für die Lehrer gezeigt werden.)

6) „Verlangt man deinen Dienst, so öffne schnell dein Ohr,
Und eile liebreich selbst dem Bittenden zuvor.„

Es ist die Rede davon: wenn der Dienst, die Gefälligkeit verlangt wird. Diesem Verlangen sollen wir das Ohr öffnen. Ein offnes, nicht verstopftes Ohr hört in der Regel. Wer eine Bitte nicht hören wollte, würde sich das Ohr verstopfen. Aber wer nicht hört, handelt so, als ob er sich sein Ohr verstopft hätte. Wenn

Wenn man eine Bitte nicht hörte, könnte man sie natürlich nicht erfüllen, und wer sie nicht erfüllt, handelt so, als hätte er sie nicht gehört. Denn so gefühllos sind die Menschen selten, daß sie sich einer deutlichen, ausdrücklichen Bitte entziehen sollten. — Aber sehr bedeutend steht: man solle sein Ohr schnell öffnen — nicht mit der Erfüllung der Bitte zaudern, als thue man es nicht gern; als wolle man die Gelegenheit zum Dienste vorbeigehen lassen, um dann sich mit der Unmöglichkeit zu entschuldigen; als suche man heuchlerische Ausflüchte. („Heuchlerische„ — man stellt sich hinterher, als habe man die Bitte gern erfüllen wollen, und bedaure nun, daß Zeit und Gelegenheit vorbei sei).

Wie eile ich nun dem Bittenden sogar zuvor? Man erweist ihm den Dienst, ehe er noch ausdrücklich darum gebeten hat, weil man ihm angemerkt hat, daß er ihn wünsche. Dieß ist noch mehr, als die vorige Sittenregel wollte. Nicht bloß sollst du eine Bitte schnell — mit allen Zeichen der Bereitwilligkeit erfüllen, sondern sie sogar zu errathen suchen, und der Ahnung eines fremden Wunsches folgen. Dieß thut vorzüglich der Liebreiche — der, der an Menschenliebe reich, dessen Herz von Menschenliebe voll ist. Das „selbst„ geht entweder auf den Dienstfertigen („Du selbst eile zuvor);„ aber es versteht sich wohl, daß von eigner Bemühung des Dienstfertigen die Rede ist; oder es geht auf den des Dienstes Bedürftigen („eile dem Dienstbedürftigen selbst zuvor„); aber dieß versteht sich abermals, ohne daß es erst noch gesagt wird: oder es geht auf das Zuvoreilen („begnüge

dich

dich nicht damit, die Bitte des Andern mit aller Bereitwilligkeit zu erfüllen, sondern erweise ihm den Dienst sogar, ehe er dich noch darum bittet); und diese Auslegung ist offenbar die rechte. —

7) „Ein laut Gelächter kann dich leicht verächtlich machen:
Ein Weiser lächelt nur, indem die Thoren lachen.„

Es heißt nicht, daß jedes laute Gelächter uns verächtlich mache, oder daß ein lautes Gelächter uns allemal und nothwendig verächtlich machen müsse: sondern nur, es könne den Lacher leicht verächtlich machen. Warum aber? verräth dem Nachdenkenden das Folgende. Hier müssen wir erst die einzelnen Worte verstehen lernen. Zuerst ist der Weise dem Thoren — und dann das Lächeln dem Lachen entgegengesetzt. Wenn der Weise so viel ist, als der Vernünftige; so ist der Thor der Unvernünftige: und wenn das Lachen allemal laut ist: so kann das Lächeln nur in der Miene liegen. Nun wollen wir gleich einen einzelnen Fall nehmen, wo der Unvernünftige so lachen wird, daß er sich nicht behelfen kann, der Vernünftige allenfalls nur eine lachende Miene macht (lächelt). Ein erwachsener, gesunder und starker Mensch, der mehr nach dem Himmel, als auf seinen Weg sieht, stolpert und fällt. Ihm sollte das freilich nicht begegnen: es schickt sich nicht zum gesetzten, männlichen Alter, sondern nur zum kindischen Leichtsinne. Es ist unerwartet, daß ein Erwachsener noch nicht einmal recht gehen könne, oder sich nicht besser, als ein Kind, in Acht zu nehmen wisse. Kurz vorher noch der Anblick des geraden, wohl gar steifen

sen Sängers, und nun auf einmal die Positur eines Schwachen, der sich auf ebenen Boden nicht zu halten weiß. Der plötzliche Anblick der possierlichen, kindischen Schwäche ist allemal lächerlich. Wäre nun das Lächerliche der Sache allein dabei zu bemerken: so würde man sich dieß Lächerliche allein auffallen lassen, und sich also darüber recht satt lachen. Das thut denn auch der Unverständige, der weiter keinen Gedanken dabei hat, und bei dem das Lächerliche die einzige, überwiegende Empfindung ist. Aber der Vernünftige, der bei Allem nicht bloß fühlt, sondern denkt und dessen Empfindungen durch die Gedanken gemäßigt und gerichtet werden, sieht die Sache anders an, und gibt sich also nicht bloß dem Eindrucke des ersten, augenblicklichen Anblicks hin. „Wie leicht, denkt er, ist es auch für den gesetzten Menschen möglich, daß er einen falschen Tritt thut, durch eine kleine Unebenheit des Weges das Gleichgewicht verliert und fällt! Und so possierlich ein Fall aussieht: so unglücklich kann er ausschlagen. Du weißt ja nicht, ob dir über Lang oder Kurz auch so was begegnet. Und ein vielleicht sehr würdiger Mensch, der durch einen unversehenen Zufall der Spott der Unverständigen wird, ist allemal zu bedauern.„ Solche Gedanken stimmen den Vernünftigen und den Menschenfreund in dem Augenblicke wieder zum Ernste, da er sich zum Lachen bewogen fand, und das Lachen wird also durch diese Ueberlegungen gleichsam in der Geburt erstickt — es wird ein bloßes Lächeln. Der Unvernünftige, der Thor, der sich gedanken- und lieblos dem ersten lächerlichen Anblicke und der Empfindung dessel-

ben

ben überläßt, weiß sich vor Lachen nicht zu behelfen; macht sich eben als gedanken- und liebloser Mensch dadurch verächtlich, und wird also ein eigentlicher Thor. Er sah den Andern nur von einer spöttischen Seite, und zieht sich dadurch eigentliche Verachtung zu. — Eben so kann Jemand durch einen kindischen Fehler lächerlich werden; zumal, wenn man ihm die Einbildung anmerkt, er habe seine Sachen unverbesserlich „gut gemacht: aber der Menschenfreund findet überhaupt an Fehlern nie einen bloß ergötzenden, sondern immer zugleich einen bedauernswürdigen Anblick. — Auch die bloße Freude vermag den Weisen nicht zum unmäßigen Lachen zu bewegen, denn sein Freudengefühl ist allemal gemäßigt, da er sich nicht kindisch und ausgelassen freuen kann. — Sonst kann es wohl auch Dinge geben, die bloß lächerlich sind; bei denen Vernunft und Menschenliebe nichts zu bedenken haben, und diese belacht wohl auch der Weise aus vollem Herzen; nicht jedes Gelächter macht verächtlich. Aber in den meisten Fällen lächelt der Weise nur, indem die Thoren — die Gedankenlosen, die Schadenfrohen lachen: was für diese Gegenstand einer bloß fröhlichen oder spöttischen Empfindung ist, das regt bei ihm diese Empfindung nur an, ohne sie herrschen zu lassen. —

8) „Gib dein Geschwister nicht um kleine Fehler an,
und laß ihm Zeit, daß ihm der Fehler reuen kann.„

Gibst du dein Geschwister um Fehler an: so willst du ihnen entweder Verdruß machen; oder du

du hast wirklich die Absicht, sie zu bessern. Das Erstere ist wider die Liebe, die du deinem Geschwister schuldig bist. Willst du das Letztere, und willst du dich als einen verständigern und bessern Menschen zeigen: so gib ihnen Veranlassung, daß sie sich aus freier Entschliessung bessern. Denn soll der Mensch im Grunde seines Herzens gebessert werden: so muß er seinen Fehler einsehen, und aus dieser Einsicht den Entschluß fassen, ihn zu lassen. Laß deinem Geschwister zu dieser Einsicht und zu der daraus hervorgehenden, gründlichen Reue Zeit. Erst, wenn du sehen müßtest, daß sie hartnäckig bei ihrem Fehler beharrten — erst dann ist es Zeit, die eindringlichere Zurechtweisung des Vaters zu Hülfe zu rufen. So gibst du zu erkennen, daß du es mit dem Fehlerhaften wirklich gut meinst. Diese Schonung erhält und sichert dir seine Liebe, und diese Liebe macht es dir möglich, künftig mit deinem sanften Tadel desto mehr Gehör zu finden und desto mehr zur Besserung deines Geschwisters beizutragen. Aber durch schadenfrohe Angeberei würdest du sie nur verschlimmern; denn du würdest ihnen dich und andere Menschen, die besser sein wollen, als sie, verhaßt machen, und Liebe ist doch das schönste und edelste Gefühl des menschlichen Herzens; Liebe ist wahre, menschliche Tugend, und Geschwisterliebe ist nothwendig, um Kindern im Hause ihrer Eltern die Vorübung der Tugend zu geben, die sie, wenn sie erzogen sind, in der großen menschlichen Gesellschaft beweisen sollen. —

9) „Verspotte, liebes Kind! nie Armuth und Gebrechen:

Gott

Gott könnt' es einst an dir durch gleiches Unglück rächen."

Du verspottest Menschen um ihrer Armuth und um körperlicher Unvollkommenheiten willen, und weißt nicht, ob sie daran Schuld sind, oder nicht. Und, wenn sie daran Schuld wären: so wären sie zu bedauern, daß sie sich durch Leichtsinn so unglücklich machen konnten — dieser Leichtsinn, dieser Frevel wäre zu bedauern, und müssen sie als Urheber ihres Unglücks, im Bewußtsein ihrer Schuld, bei den Vorwürfen ihres Gewissens nicht doppelt leiden? Aber du, ein Spötter so armer, bedauernswürdiger Menschen, wie unverständig, wie leichtsinnig kannst du werden! wie weit kann es noch mit deinem lieblosen Frevel kommen! wie leicht kannst du dadurch in eben so großes Unglück und in Schande obendrein gerathen! Dann wärest du recht unglücklich: denn du hättest dir selbst durch deine Unbesinnlichkeit dein Unglück zugezogen, und müßtest dir mit dem bittersten Vorwurfe sagen: Ich, Spötter der Unschuldigen! ich, liebloser Frevler! habe mein Elend verdient. Nicht der Menschen, sondern des Gottes, der Menschen aus unbegreiflich-weisen Absichten zeichnet, hab' ich gespottet; seine Vorsehung hab' ich verleugnet; in den edelsten Geschöpfen den Schöpfer verachtet, und die Vernunft, das wahrhaft Göttliche im Menschen, war mir nicht so viel werth, daß ich um ihretwillen äusserliche Unvollkommenheiten übersehen hätte. Wie edel kann der Arme sein! Wie verdienstlich seine und des Gebrechlichen Tugend: eben, weil sie ihnen schwerer wird. Und hat Gott nicht meistentheils den Körperlich-

schwachen desto mehr Geisteskraft geschenkt? Aber müssen sie nicht desto liebreicher behandelt werden, je mehr sie zu dem Argwohne geneigt sind, daß Andere spöttische Blicke auf sie werfen? —

10) „Geh aufrecht; laufe nicht; gaff' nicht umher und sieh'
auf deinen Weg: so fällst und stößest du dich nie.„

Geh aufrecht: zum aufrechten Gange ist der Mensch gebildet; sein Auge soll nicht etwa, wie das Auge des Thieres, bloß sein Futter auf dem Erdboden suchen; er soll sich in der ganzen Gotteswelt umsehen, um die Gottheit zu finden; er soll sich zur unermeßlichen Sternenwelt erheben. Er soll ein gedankenvolles Wesen sein. Selbst seinem Gange soll man Beides, Thatkraft und Besonnenheit, ansehen. Sein Gang soll also nicht träge und schlaff, sondern munter und rasch — aber auch nicht übereilt und muthwillig oder ausgelassen flüchtig sein. Umher gaffen heißt nicht, sich bedächtig umsehen und beobachten. Der Gaffer ist der Affe, der den Kopf auf hundert Seiten hinwendet; und, weil er Alles beguckt, nichts recht sieht; und weiter nichts, als die Beweglichkeit seines hirnlosen Kopfs zu erkennen gibt. Mit Recht heißt ein solches Umherwerfen des Kopfs und des seelenlosen Auges ein Gaffen, ein äffisches Umherblicken. — Du wolltest durch Laufen schneller zum Ziele, und fällst am Ende; hältst dich dadurch länger auf, und machst dir wohl obendrein Schmerz und Plage. Höre das Klagelied eines Kindes, das diese Regel auch nicht befolgt hatte!

„Wie

„Wie Weh thut mir mein Bein!
Ich stieß an einen Stein,
und fiel: allein noch Glücks genug,
daß ich mir nicht den Kopf zerschlug.
Damit ich künftighin
vor Fallen sicher bin:
will ich auf meine Wege sehn,
gerade stehn, behutsam gehn.„
Ist dieser Vorsatz nicht vernünftig?

11) „Mit dem, was man dir gibt, laß dir bescheiden gnügen:
Wer nie zufrieden ist, verdienet nichts zu kriegen.„

Der Bescheidene hat vielleicht eben davon seinen sehr passenden Namen, weil er mit dem zufrieden ist, was Gott und Menschen ihm bescheiden, ihm zutheilen — mit dem, was er haben soll. Dieß zeigt er in Rücksicht seiner Körper- und Geistesgaben, so wie in Rücksicht der zeitlichen Güter und Glücksumstände. Jene sucht er nicht hervorzuheben; sucht Andere nicht von seinen Kräften und Geschicklichkeiten eine bessere Meinung beizubringen, als die Wahrheit erlaubt; zeigt sie nicht bei jeder Gelegenheit, damit er nur bemerkt werde; will Andere mit ihren Geistes- oder körperlichen Vorzügen nicht zurückdrängen, um sie in Schatten zu stellen. Er schlägt mit einem Worte seinen Werth — den Werth alles dessen, was er ist, hat und thut, nicht höher an, als sich's gebühret, und erkennt und ehrt dabei jedes Andern Werth.

Da er also sich nicht jedem Andern vorzieht: so fodert er auch nicht, daß man nur auf ihn und auf ihn allemal zuerst sehe; daß man alle

Aufmerksamkeit auf ihn wende; daß man nur ihm Alles gebe; an ihn alle seine Güte verschwende. Er läßt sich mit dem, was man ihm gibt, bescheiden, das ist: weil er bescheiden ist, gnügen.

Wer nie zufrieden ist: bei dem fällt die Absicht der Güte, ihn zu befriedigen, seine Wünsche zu erfüllen, hinweg. Man gibt ihm nichts wieder, weil ihm doch, was man ihm geben mag und kann, nicht gut genug und nicht satt ist; weil man seine Unzufriedenheit doch durch alle Gaben nur noch immer mehr reizen — seinen Selbstdünkel immer mehr nähren würde; weil man, um seinen Wünschen nur in etwas sich zu nähern, allen Andern um seinetwillen Alles entziehen müßte; weil man ihn durch die Güte nur verschlimmerte. Der Gütige gibt nicht um seinetwillen, damit seine Güte verdankt, gelobt, gepriesen werde – dieß wäre ja auch unbescheiden: aber er will doch auch seine Tugend, Güte und Liebe nicht verächtlich werden, nicht mißbrauchen, nicht als schuldigen Frohndienst betrachten lassen; denn das hieße: die Menschen durch die Wohlthätigkeit der Tugend selbst verderben und also, statt Gutes, Böses thun. —

12) „Du ladest Jedermann zu deinen Spielen ein;
und zankst, sobald du spielst. Geh, Zänker! spiel' allein!„

Du beleidigst die, entfernest die von dir, die du doch zu deinem Vergnügen nicht entbehren kannst. Du verbitterst dir und deinen Mitspielern die Lust. Du willst wohl nur Mitspieler haben, um an ihnen deine stolze Herrschsucht auszuüben;

zuüben; willst zu deinem Vergnügen Andere quälen. Sie können dir nichts recht machen. Du willst alle Augenblicke was Anderes. Du willst nur immer bei'm Spiele befehlen und anordnen. Du willst das Recht haben, Andere in ihrer unterhaltenden Geschäftigkeit zu stören, so oft es dir beliebt. Du verdirbst ja dir und deinen Cameraden das Vergnügen. Du wirst selbst schlimmer, und vergiftest auch die guten Herzen Anderer. In der Gesellschaft hat Jeder seinen Werth für Alle, weil Keiner den Andern entbehren kann. Im gesellschaftlichen Spiele solltest du dich mit Menschen vertragen lernen, weil du künftig mit Menschen leben mußt. So spiele denn allein, damit du fühlst, was du entbehrst, wenn du Andre durch deinen Eigensinn von dir entfernst. —

Uebungen im Erzählen.

1) „Aus dir kann einmal etwas werden, wenn du so fortfährst„, sagte Herr Willmann zu seinem Schüler Christian, nachdem er ihn vier Wochen in der Schule gehabt und kennen gelernt hatte. „Ich will dir auch sagen, warum? Weil ich drei gute Eigenschaften an dir bemerke, die einen wackern Mann versprechen: du hast ein gutes, redliches Herz; du bist wißbegierig, und ein Freund der Ordnung. Heute über vier Wochen will ich dir auch deine Fehler sagen und was noch mehr zu einem braven Knaben gehört.„

Du merkst dir in dieser Erzählung vor allen Dingen die Personen. Sie sind: Herr Willmann

mann und sein Schüler Christian. Jener spricht mit diesem letztern. Was er mit ihm spricht, geht durch die ganze Erzählung fort: nun kömmt es nur darauf an, daß du seine Reden in der Ordnung, wie sie auf einander folgen, behältst, um sie wieder geben zu können. Reden sind ausgedrückte Gedanken. Die natürliche Folge der Gedanken ist die: wie ein Gedanke den andern erweckt. Nun kömmt freilich Alles darauf an, ob derjenige, der spricht und dessen Reden man wieder erzählen — Andern berichten soll, natürlich oder in natürlicher Ordnung — d. h. so denkt, daß jeder Verständige begreifen kann, wie ein Gedanke auf den andern folgt. Denkt er nicht so natürlich; springt er in seinen Gedanken oder Reden von Einem auf das Andere — d. i. kömmt er von dem Ersten auf Etwas, das der Sache nach nicht damit zusammenhängt, nicht damit verbunden ist, weder die Ursache, noch die Wirkung davon ist, ihm gar nicht oder wenig ähnlich ist — und von diesem Zweiten eben so auf ein Drittes u. s. w.: so muß man doch sehen, ob man ihm in seinen Gedanken auf die Spur kommen — ob man finden kann, wie bei ihm ein Gedanke den andern erzeugt hat; was für Aehnlichkeit zwischen den Dingen er sich etwa vorgestellt haben mag. Soll man nun die Folge der Gedanken errathen: so muß man natürlich den ersten Gedanken, also die erste Rede merken — weil man von diesem zu den folgenden gehen muß. Nun ist die Hauptsache, daß man sich die Worte merke, womit er seine Gedanken sagt, — ausdrückt, oder in welche er sie einkleidet. Denn die Art, wie er seine Gedanken

sagt,

sagt, kann ihm gerade eigenthümlich sein — d. i. sie kann bei ihm anders, als bei jedem Andern sein. Ist er z. B. feurigen, raschen Temperaments: so geht er bald auf die Hauptsache über, und hält sich nicht lange bei der Vorrede auf. Wer vergnügt ist, spricht anders, als der Gleichgültige, oder Verdrüßliche. Wenn man erzählt: so muß man in dem Hörenden nicht bloß die Gedanken, sondern auch die Empfindungen hervorzubringen suchen, welche die in der Erzählung vorkommenden Personen hatten. Die Erzählung muß lebhaft sein — sie muß Alles so vorstellen, als ob es vor unsern Augen lebte; sie muß uns Alles gleichsam so sehen und hören lassen, als ob wir selbst dabei gewesen wären, als es geschah. Nun wollen wir einmal bei dieser Erzählung von den Regeln, die ich dir jetzt gegeben habe, die Anwendung machen.

Sage mir, wenn du die Erzählung aufmerksam angehört und überlegt hast: was scheint dir wichtiger zu sein — die Person, die hier spricht — daß Herr Willmann gerade der Redende ist; oder die Worte selbst, die von ihm angeführt werden? Es ist wahr, Herr Willmann war Christians Lehrer, und er vorzüglich hatte das Recht, ihm so etwas zu sagen: aber doch konnte es jeder andere vernünftige, mit Christian bekannte Mann auch; und kann ein Lehrer seinem Schüler nicht gar Mancherlei zu sagen haben? Also, daß er ihm gerade das sagte — also, was er ihm sagte: das ist hier die Hauptsache. Daher fängt die Erzählung gleich mit Hrn. Willmanns Worten an. Aber könnte denn nicht die ganze Rede desselben berichtet werden, ehe man mit der redenden Person

bekannt würde? Aber da müßte man doch auf diese Bekanntschaft zu lange warten. Nicht Jeder konnte dem Christian das sagen und mit so viel Wahrheit sagen, was er aus dem Munde seines Lehrers hörte, der ihn nun schon lange genug beobachtet hatte, um über ihn urtheilen zu können. Denn daß er ihn nun schon eine gewisse Zeit kannte, mußte bald hinzugefügt werden, weil man sonst nicht wüßte, wie er zu einem solchen Urtheile käme. — Zugleich durfte vor der Nennung des Hn. W. nicht mehr, als so viel vorausgehen. Denn diese Worte machen den Hauptsatz in der ganzen Rede des Lehrers aus. Nach der Nennung des Redenden kömmt der Grund des Urtheils: „Ich will dir auch sagen: warum?„ Nun wird erst überhaupt gesagt, daß er drei gute Eigenschaften an Ch. bemerke: dann werden diese Eigenschaften namentlich angezeigt. Warum er vom guten Herzen, als der wichtigsten dieser guten Eigenschaften, anfängt, dann auf die Wißbegierde kömmt u. s. w., und warum diese Eigenschaften gerade ihm gute Hoffnung von dem Knaben geben: darüber kann man noch besonders seine Betrachtung haben. Aber zur Erzählung selbst gehört ja die Frage: ob Hn. W—'s Urtheil wahr und seine Gründe desselben sicher sein? nicht, weil das Urtheil selbst, sei es beschaffen, wie es wolle, nur berichtet — referirt werden soll. Das war nun für Christian und zu seiner Aufmunterung einstweilen genug gesagt. Er sollte von jetzt an sich Mühe geben, dieses Lob zu verdienen. Daher soll er erst in einiger Zeit auch seine Fehler und Mängel erfahren.

Hätte

Hätte nun diese ganze Erzählung nicht auch so lauten können: „Herr Willm. sagte zu seinem Schüler, Christian, nachdem er ihn ———— hatte: „Aus ihm könne einmal etwas werden. Denn er bemerke an ihm drei — Eigenschaften, die einen —— versprächen. Er habe nämlich ein gutes ——, er sei ——— Ordnung. Heute über vier Wochen wolle er ihm auch seine ——, und was noch mehr zu einem braven Knaben gehöre.„ Die Erzählung, ihrem Inhalte nach, bliebe ganz dieselbe; man erführe eben das, was die vorige Erzählung sagte: aber Art (Manier, Ton) wäre anders. Und ich denke, die erstere müßte dir besser gefallen, weil sie lebhafter ist. Es ist, als ob man den Hrn. W. sprechen hörte und selbst dabei wäre, indem er es sagt. So prägt sich die Sache durch diese Erzählungsmanier besser ein, und man erinnert sich jener leichter durch die Lebendigkeit der Darstellung. (Herr W. wird uns in seinen Reden gleichsam vor die Augen hingestellt. Eine Erklärung, die für meine Leser vollkommen hinreicht. Darstellung ist in der erstern, nicht aber in der letztern Erzählungsmanier.) —

2) „In einem sächsischen Orte, bei Saalfeld, wo viele Laboranten oder Verfertiger von gebrannten Wassern, Arzneien u. d. gl. wohnen, geriethen drei Knaben über eine unverschlossene Schublade in ihres Vaters Stubenkammer, worin Brechzucker lag. Sie naschten von dieser gefährlichen Süßigkeit, und gaben einem 12jährigen Nachbarskinde auch davon. Diesem verursachte es bloß ein sehr heftiges Erbrechen: aber sie selbst wurden alle drei, besonders der jüngste

von drei Jahren so auf den Tod krank, daß ihnen der geschwind herbeigeholte Arzt kaum noch das Leben retten konnte.„

Diese Erzählung ist so ordentlich, wie jede Erzählung sein muß. Sie sagt nicht zu viel auf einmal, und was sie einmal sagt, das erfährt man deutlich (man weiß sich bei den Worten sogleich die richtige Vorstellung von der Sache zu machen) und bestimmt (man denkt sich gerade das und kann sich nichts Anderes dabei denken.) Sie besteht aus drei Theilen. Zuerst erwähnt sie die Veranlassung, die die Kinder zu der schädlichen Näscherei hatten; dann die Näscherei selbst; endlich die schädlichen Folgen derselben. Bei der Erzählung der Veranlassung geht der Nebenumstand des Orts, wo die Sache geschah, voraus: denn daß die Kinder Brechzucker fanden, dieser Umstand muß zuletzt erwähnt werden, weil der Eindruck davon am lebhaftesten im Gedächtnisse bleiben soll, um zur Näscherei selbst überzugehen. Vor dem Orte geht die Aufmerksamkeit vorbei zu dieser Hauptsache. Möchte es doch auch an einem Orte geschehen sein, an welchem es wollte, möchte es gerade ein von Laboranten bewohntes Dorf sein, oder nicht. Daß dergleichen da wohnten, macht es freilich noch begreiflicher, wie Kinder über Brechzucker gerathen konnten. Aber warum sollte das nicht auch an jedem andern Orte, wo man etwa dergleichen aufgehoben hätte, möglich gewesen sein? Die Schublade war unverschlossen: dieß einzige Beiwort hebt alle Bedenklichkeit gegen die Möglichkeit der Veranlassung, und man erfährt auch bestimmt, wo die Schublade war.

Wie weitläuftig aber und langweilig hätte es geklungen: da und da geriethen die Knaben über Brechzucker. Dieser lag in einer — Da wäre die Stelle, wo er lag, ganz besonders herausgehoben; man müßte glauben, dieß habe auf die folgende Erzählung einen bedeutenden Einfluß, und die Aufmerksamkeit erhielte also eine falsche Richtung — man erwartete etwas, das nicht vorkäme. Zu sagen: sie geriethen über eine Schublade, die verschlossen war — wäre unnöthiger Weise gedehnt; oder: sie geriethen über eine Schublade in ihres Vaters Stubenkammer, die unverschlossen war — wäre zweideutig; denn es könnte eben sowohl auf die Stubenkammer gehen — oder es wäre undeutlich, wenn es nicht auf diese, sondern auf jene gehen sollte. — Der Brechzucker, den sie nun gefunden haben, giebt gleichsam das Signal zur ganzen folgenden Geschichte: darum ist er das letzte, merkwürdige, im Gedächtnisse haftende Wort. Sie naschten von diesem gefährlichen (um desjenigen willen, der den Brechzucker noch nicht kennt, ist dieß Beiwort sehr weislich zugesetzt, um sogleich die Erwartung irgend eines Unglücks zu wecken) Süßigkeit (das Süße verführte eben zum Naschen: aber wie weitschichtig abermals: sie naschten von diesem Brechzucker, der zwar süß, aber gefährlich ist! Der Brechzucker brauchte nicht noch einmal genannt, sondern konnte sogleich zum Behufe der folgenden Erzählung kurz charakterisirt — in seinen merkwürdigsten Eigenschaften kenntlich gemacht werden). Sie naschten, und gaben einem andern Kinde auch davon. Sie genossen

sen also wohl das Meiste, und man sieht aus dieser Art des Ausdrucks sogleich, warum dieß Kind nicht so krank wurde, wie sie. Nun wird im letzten Theile der Erzählung zwar auch das heftige Erbrechen dieses Kindes in einem besondern Satze erwähnt: aber das geschieht doch nur vorläufig und mit wenigern Worten. Denn die Aufmerksamkeit soll sich länger bei dem Unglücke der drei Knaben selbst verweilen; und dieß soll gleichsam der Stachel sein, der von der Erzählung im Gemüthe des Lesers zurückbleibt. Gleichwohl wäre es ein vergeblicher Aufwand an Worten gewesen, wenn die noch größere Todesgefahr des Jüngsten in einem besondern Satze wäre beschrieben worden: denn der Hauptsache nach war sie doch der Gefahr der übrigen gleich — es war Todesgefahr. Er wird also gleich neben den beiden übrigen mit Auszeichnung genannt. „So auf den Tod krank, daß der — ist kürzer, gedrängter, kräftiger, als: Sie wurden auf den Tod krank. Denn obgleich geschwind ein Arzt herbeigeholt wurde: so konnte er ihnen doch kaum das Leben retten. Wenigere Worte, die eben so viel sagen, also eben so viel zu denken geben, sind auf alle Fälle für den Eindruck der Sache günstiger, als wenn der Erzähler erst noch einmahl ausholt oder Odem schöpft. —

3) „In Danzig hatte eine Familie von 4 Personen sich des Abends mit Pfannkuchen und Branntwein gütlich gethan. Vor dem Schlafengehen machen sie noch Feuer in dem Ofen an, setzen den Ofen zu, ehe es völlig ausgebrannt war, und legen sich zu Bette. Da sich bis zum folgenden

den Mittag Niemand sehen ließ: brach man die Thüre auf, und fand alle vier von dem Dunst und Rauch des Ofens erstickt. Durch die bekannten Mittel wurden drei davon wieder zu sich selbst gebracht: aber eine Mannsperson starb davon 48 Stunden darnach.„

Gesetzt, ich fienge diese Erzählung von hinten an, und spräche: In Danzig wurden von vier Erstickten drei wieder zu sich selbst gebracht: aber eine Mannsperson starb. Denn nur so viel könnt' ich jetzt sagen: weil das „davon„ auf die Ursache des Todes geht, die eigentlich noch nicht genannt ist; und „48 Stunden darnach„ wäre ebenfalls ohne Beziehung auf den Zeitpunct, von welchem an die 48 Stunden zu rechnen sind. Nach einem solchen Anfange wäre doch die Frage: wovon erstickten sie denn? und wie wurde man es gewahr, um die Rettungsmittel an ihnen versuchen zu können? „Die letztere Frage müßte, der Sache nach, zuerst beantwortet werden, weil zunächst von dem Erfolge der angewandten Rettungsmittel die Rede wäre. Nun, würde es heißen: es war nur gut, daß man den Unfall noch zu rechter Zeit gewahr wurde: denn sonst wären wohl auch nicht einmal die drei wieder lebendig geworden. Aber wie waren sie denn erstickt? Sie machten vor Schlafengehen noch Feuer in dem Ofen an u. s. w. Aber in aller Welt! legten sie sich denn alle vier so unzeitig und so leichtsinnig zu Bette? Was vermochte sie dazu? Waren sie denn alle vier zugleich schläfrig? Diese Leute waren gewiß nicht recht bei Sinnen, daß sie noch Feuer anmachten, und sich gleichwohl zu Bette legten.

Denn

Denn war es Zeit zu Bette zu gehen: wozu erst noch Feuer anmachen? War es aber zum nächtlichen Schlafe noch nicht Zeit: wozu denn schon das Bett suchen? Sie hatten gewiß, wenn ihnen auch die Ruhe in den Betten behagen mochte, Willens, noch einmal aufzustehen, und die Ofenwärme wachend zu benutzen. Aber den Ofen setzten sie zu, weil für den ganzen Abend genug angelegt war. Wäre nun eine von diesen Personen wieder wach geworden: so würde sie den Dampf und Rauch schon zu rechter Zeit gemerkt — und das Nöthige vorgekehrt haben. Nun, warum stand denn Niemand, wie sie scheinen gewollt zu haben, wieder auf? Was begrub sie in diesen betäubenden Schlaf, der sie beinahe alle wirklich in den Todesschlaf versenkt hätte? Ja! sie hatten sich mit Pfannkuchen und Branntwein gütlich gethan, und also eine Mahlzeit genossen, die ihnen die gewaltsamsten Magendünste zu Kopfe jagen und sie in die Versuchung führen mußte, bei allem guten Willen, wieder aufzustehen, doch das bequemste Lager, das Bett, zu suchen. Oder wollten sie nach einer gütlichen Mahlzeit sich nun auch noch mit einem warmen Zimmer erquicken — ich weiß es nicht: und es kömmt auf ihre Absicht am Ende auch nicht viel an. Genug, daß du nun wohl die sinnlose Thorheit dieser Leute aus Pfannkuchen und Branntwein vollkommen begreifen wirst. Ja wohl! Aber warum hast du denn damit, als der ersten Quelle alles Uebels, deine Erzählung nicht angefangen? So wäre ich aller meiner Fragen überhoben gewesen, und hätte dir den ganzen Hergang der Sache nicht gleichsam abpressen müssen. So aber war dein Stumpf

von

von Erzählung unordentlich, und eben deswegen dunkel und räthselhaft, und kein Wunder, daß, weil sie so verwirrt war, sie auch nicht angenehm sein konnte. Sie reizte nicht bloß die Aufmerksamkeit: sie strengte sie vielmehr unnöthig und übermäßig an. Es fehlte ihr an Leichtigkeit, Vorbereitung und Zusammenhang. —

4) „Herr Müller fing an, zu handeln, und hatte doch nicht mehr, als 100 Rthlr., für welche er Waaren einkaufen konnte. Gleichwohl hatte er nach 8 — 10 Jahren den ansehnlichsten Laden in der Stadt.

Einer seiner Freunde fragte ihn einmal: wie es nur möglich sei, daß er bei seinem geringen Vermögen in so kurzer Zeit eine so große Handlung hätte anlegen können?

„Das will ich Ihnen sagen, antwortete er. Wenn ich von Jemand Geld oder Waaren bekam: so bestimmte ich jedesmal den Tag, da ich bezahlen wollte. Wenn nun dieser kam: so ruhete ich nicht eher, als bis ich das Geld aufgebracht hatte und es wieder bezahlen konnte. Dadurch habe ich mir in den größten Handlungshäusern ein solches Zutraun erworben, daß ich so viele Waaren bekommen konnte, als ich verlangte. Es kostet mich nur einen Brief: so steht mir für 3 bis 4000 Rthlr. zu Diensten.„

„Kredit, Kredit, lieber Freund! ist so gut, wie baar Geld; und Kredit erlangt man, wenn man Wort hält.„

Diese Erzählung ist in ihrer Einrichtung von den vorigen in etwas verschieden. Sie soll eine Aufgabe auflösen, oder eine Frage beantworten, nämlich die: wie Herr Müller bei einem so

ge-

geringen Anfange ein so ansehnlicher Kaufmann habe werden können. Natürlich fängt sie also davon an, daß sie die Aufgabe hinstellt oder die Frage auswirft. Das hätte nun ganz kurz mit folgenden Worten geschehen können: Herr M. fing seinen Handel mit nicht mehr, als 100 Rthlrn. an. Aber diese Kürze des Ausdrucks hätte doch einige Zweideutigkeit veranlaßt. Es sollte ausdrücklich gesagt werden, daß die 100 Rthlr. Hrn. M—'s eignes Vermögen waren; daß er sie hatte und nicht erst zu borgen brauchte. Dann, wenn es heißt: Er fing seinen Handel mit u. s. w.: so liegt darin, daß jeder Leser das Handelshaus desselben schon kenne; wenigstens kann so etwas in diesen Worten liegen; das „seinen„ kann mit einer gewissen Bedeutsamkeit gesagt sein für „seinen, euch wohlbekannten„ Handel. Das soll aber oder braucht nicht gesagt zu werden; es gehört nicht mit zur Aufgabe; es wäre bei der Kürze der Worte Ueberfluß des Sinnes. Es soll also denen, die das etwa noch nicht wissen, erst bekannt gemacht werden, daß er eine Handlung anfing, und daß er das Geld dazu schon hatte. Auch will der Erzähler recht deutlich zu erkennen geben, daß ein solcher Anfang mit einem so guten Fortgange etwas Befremdendes habe. Daß der Mann anfing, zu handeln, macht also einen eigenen Satz, dem die Meldung, er habe dazu nicht mehr, als 100 Rthlr. gehabt, als ausdrücklicher Gegensatz beigefügt wird: „und hatte doch nicht mehr u. s. w.„ Das Wörtchen „gleichwohl„ verbindet nun den folgenden Satz mit dem Vorhergehenden, so, daß beide vor-

her-

hergehende Sätze darin eingeschlossen sind. Denn es ist so viel, als wenn gesagt wäre: Ob nun dieser H. M. gleich zum Anfange seines Handels nicht mehr, als 100 Rthlr. hatte: so hatte er doch — Aber, daß das schon nach 8—10 Jahren der Fall war, gehört vorzüglich mit zur Aufgabe, und es durfte also ja nicht vergessen werden.

Da H. M. selbst die Aufgabe lösen soll: so muß nun die Veranlassung angeführt werden, die ihm gegeben wurde, sich darüber zu erklären. Ein Freund gab sie ihm. Die große Verwunderung, die er darüber hat, drückt er besonders mit dem „nur„ aus. Daß es möglich war, war keine Frage mehr: aber wie? Drei Umstände machen das Glück des Hrn. M. merkwürdig: der geringe Anfang; die Kürze der Zeit, in der er seinen Handel hob, und die Größe der Handlung selbst. Keiner dieser Umstände durfte vergessen werden: und je näher sie in der Angabe mit einander verbunden wurden; desto mehr fiel die Seltenheit der ganzen Sache auf. Das geschieht hier: bei seinem geringen Vermögen in so kurzer Zeit eine so große Handlung„— „Das will ich Ihnen sagen.„ Darin liegt eine Aufforderung zur Aufmerksamkeit auf die Erklärung der Sache — und zugleich das Versprechen, daß diese Erklärung aufrichtig und befriedigend sein wird. Um den Fortgang der Erzählung lebhafter zu machen, fällt die Rede des Hn. M. sogleich ein, und wird nur beiläufig hinterher bemerkt, daß hier seine Antwort angehe. Denn man würde es selbst ohne die ausdrückliche Bemerkung dem folgenden angehört haben, daß es die Antwort

wort auf die Frage sei. In dieser Antwort ist nun kein Wort vergeblich (müßig). Er bezahlte nicht etwa bloß, nachdem der Gläubiger lange genug gewartet hatte; bezahlte nicht bloß auf den vom Gläubiger bestimmten Termin: sondern er selbst war in der Bezahlung streng gegen sich; er selbst bestimmte jedesmal den Tag, da er bezahlen wollte. Er selbst legte sich die Verpflichtung dazu auf, und das that er nicht bloß für sich, sondern machte sich durch ein ausdrückliches Versprechen seinen Gläubigern verbindlich, vermuthlich, um einen Nöthigungsgrund mehr zu haben. Die folgenden Worte geben zu erkennen, wie theuer ihm sein gegebenes Wort war („nun ruhte ich nicht eher, als bis„), und wie schwer es ihm bisweilen fiel, es zu halten („bis ich das Geld aufgebracht hatte„). „Dadurch„ — Dieß Verbindungswort nimmt das Ganze des Vorigen wieder zusammen: durch diese eifrige Genauigkeit des Worthaltens. Aber die Verbindung der Sätze: „ich habe mir ein solches Zutrauen erworben, daß ich so viel bekommen konnte, als ich verlangte„ ist unrichtig. „Ich habe mir das Zutrauen erworben„, schließt in sich: ich habe es jetzt noch. Das ist etwas Gegenwärtiges. Das Zutrauen muß also noch jetzt seine Wirkung haben: er kann noch jetzt so viel W. bekommen, als er verlangt. Es muß also heißen: ich habe mir ein s. Z. erworben, daß ich — bekommen kann, als ich verlange. Oder sollte der Kaufmann jetzt keinen Kredit mehr nöthig haben: so müßte Alles als etwas Vergangenes ausgedrückt werden: ich hatte mir ein s. Z. erworben, daß ich — bekommen konn-

konnte, als ich verlangte. Aber im Folgenden zeigt er, wie leicht es ihm noch jetzt sei, die größten Waarensendungen auf Kredit zu erhalten. Also der Kredit dauert noch, und die erstere Art des Ausdrucks ist die passende. Jetzt bedarf es nur eines Briefs — nichts mehr, will er sagen: keines bestimmten Versprechens der Bezahlung, keiner Verbürgung; nur eines Briefs, die Waaren zu verschreiben. Und so versteht man aus dem Ganzen, was für ein Brief gemeint sei. Also Kredit hat ihm empor geholfen. „Kredit„ und noch einmal „Kredit„ — das heißt: Kredit und weiter nichts, als dieser; aber auch ein solches Zutraun größerer Handlungshäuser, das von aller Bedenklichkeit frei ist, das ganz ist, was es heißt. „Und Kredit erlangt man u. s. w.„ die nochmalige Wiederholung dieses Worts — wie bedeutend und nachdrücklich! —

5. „Im Jahr 1785 starb in Wien ein gewisser Hasenhard, der vor mehrern Jahren in einem Anfall von Trübsinn seine Frau und Kinder in Lübeck verließ, gegen 1000000 fl. mit sich nahm, vom Kaiser zum Titular-Rath gemacht wurde, und hier für sich ganz allein lebte, wie ein Karthäuser.

Seine Wohnung bestand aus 8 Zimmern, deren jedes mit einem Bette versehen war. In diesen Betten allen schlief er fast jede Nacht nach der Reihe herum. Denn, wenn er sich niederlegte: glaubte er, bemerkt worden zu sein, und schlich sich aus dem Zimmer weg, um sich in einem andern wieder niederzulegen. Nach einer Stunde empfand er dieselbe Furcht, stand wieder auf, und so trieb es der Unglückliche die ganze Nacht

durch,

durch, bei großen Gütern, während daß viele Millionen armer Leute die süßeste Ruhe genossen. Nach seinem Tode fand man endlich nach langem vergeblichen Suchen hinter einer Tapete 9000 Kremnitzer Ducaten. Wo er das übrige Geld hingethan hatte, konnte man nicht erforschen.„

Um gut erzählen zu lernen, muß man sich bemühen, fremde Erzählungen gut nachzuerzählen; und um dieß zu können, muß man sie genau verstehen und jede Art des Ausdrucks und der Wendung gehörig beurtheilen. Darin soll uns auch die gegenwärtige üben. Warum fängt die Erzählung nicht an: Ein gewisser Hasenhard starb in Wien? Es sollte eine Beschreibung seiner Person in mehrern Absätzen hinzugefügt werden. Diese mußte sich sogleich an die Nennung seines Namens anschließrn — „ein gewisser Hasenhard, der„; und man mußte den Namen so stellen, daß er mit allem Nachdruck ausgesprochen würde — mit einem Accente, der bei allen folgenden Bestimmungen bis zur letzten vorhielt. Dieß konnte desto eher die Wendung sein, da nur wenige Worte voranzugehen brauchten. Auch ist die Bemerkung seiner Wohnstadt und seines Todesjahres nicht für die Erzählung wesentlich. Sie kann also mit wenig Worten vorausgeschickt werden. „Ein gewisser„ d. i.: sonst weiter nicht bekannter und weiter nicht merkwürdiger. — Wäre sein Aufenthaltsort ein Dorf: so mußte es durchaus „in„ heißen. Bei einer Stadt kann „in„ so gut, wie „zu„ stehen. Das Dorf hat, wegen seiner Kleinheit und seines geringen Umfangs so wenig Raum, daß Jeder, der

da

da wohnt, auch im Dorfe wohnt: die Stadt aber ist so ausgedehnt, daß nicht gleich vom Innern derselben die Rede sein kann; daher mit dem „zu„ nur die Gegend der Stadt überhaupt angezeigt wird. So kann man in einer Vorstadt wohnen, und wohnt also noch nicht in der Stadt selbst. Nun sollte doch bemerkt werden, wie er nach Wien kam; daß er ein so beträchtliches Vermögen mit dahin brachte, um auf einen Titel Anspruch zu machen, und wie er da lebte. Als sonderbarer oder wenigstens eigner Mann ist er uns nun schon bekannt, und wir sind also auf die folgende, noch größere Seltsamkeit vorbereitet. Dazu muß aber vor allen Dingen sein Logis beschrieben werden. Aber die Schilderung steigt. Es heißt zuerst bloß: er glaubte, bemerkt worden zu sein; dann ist schon von „Furcht„ die Rede; und endlich von einer Furcht, die ihn wirklich unglücklich machte. Ihm, der bei großem Vermögen nicht einmal ruhig schlief, werden sehr gut die Millionen Armer gegenübergestellt, die nicht bloß Ruhe, sondern die süßeste Ruhe genossen. Alle übrige Worte sind sehr sorgfältig gewählt. „Wenn er sich niederlegte„ wenn also an das Einschlafen noch nicht einmal zu denken war: „glaubte er„ nicht etwa „bemerkt werden zu können„ sondern schon „bemerkt worden zu sein„; und „ging nicht„ — denn das wäre für seine Furchtsamkeit viel zu dreust gewesen — sondern„ schlich sich aus dem Zimmer weg, um — „ Hätte man nicht denken sollen, ein so furchtsamer und von Furcht aus einem Zimmer in das andere fortgeschreckter Geiz setzte den möglichen Verlust großer Summen

men voraus, die sich den Augenblick finden müßten, weil er nicht im Stande gewesen wäre, sie hinlänglich zu verbergen? Und „endlich, nach langem vergeblichen Suchen„ findet man „hinter einer Tapete„ also vor den Augen der Lüsternen verborgen genug, einen noch immer mäßigen Schatz. Der letzte Zusatz ist nicht unnütz: denn von diesem Geizhalse ist nicht zu erwarten, daß er so viel verthan haben sollte. Und so ist hiermit der ärgste und eben durch seinen ausschweifenden Grad possierliche Geiz geschildert, der 8 Betten in eben so viel Zimmern stehen hat, den Schlaf in allen diesen Betten sucht und versucht, und nirgends findet, weil er sich Schreckgestalten von Dieben und Räubern schafft, die Niemand sieht, als er — oder vielmehr, die er sieht, weil er sie nicht sieht. —

6) „In Ratzeburg, in Obersachsen, wurde vor einigen Jahren ein 14jähriger Knabe Steckenjunge bei einem Regimente. Seine Mutter war eine arme, kränkliche Wittwe. In seinem Dienste lebte er so sparsam, daß er selten warme Speisen genoß, und bloß mit Brod und Hering sich begnügte. Kaum erfuhr er zu Anfange des Jahres, daß seine Mutter ganz bettlägerig sei: so packte er 4 Rthlr., die er zusammengespart hatte, mit tausend Freuden ein, und überschickte sie seiner Mutter. Denn um ihretwillen hatte er eben so armselig gelebt.„ —

Die Ordnung der Worte im ersten Punct kann hier ziemlich gleichgültig scheinen: aber sie ist es doch nicht ganz. „Seine„ — geht im folgenden Punct auf den Knaben, und es war also deutlicher, wenn das Wort „Knabe„ so wenig

als

als möglich, entfernt wurde. Um die Nothwendigkeit der Unterstützung seiner Mutter einzusehen, mußte diese als hülfsbedürftige Person genannt werden. Ihre Hülfsbedürftigkeit bewog ihn eben zur Sparsamkeit. Jene mußte man also eher erfahren, als diese. Aber völlig krank, bettlägerig war sie jetzt noch nicht, sondern nur kränklich. Wäre seine Sparsamkeit eher, als die Kränklichkeit der Mutter gemeldet worden: so hätte man einen Augenblick denken können, entweder, es solle nur der Charakter des Knaben und zwar von dieser Seite geschildert werden, oder die Erwähnung seiner Sparsamkeit habe irgend einen andern Zweck — etwa um zu zeigen, wie er wohlhabend geworden sei. So aber sind wir darauf vorbereitet, seine Wohlthätigkeit gegen seine Mutter zu erfahren. Vorher war die Mutter nur kränklich: jetzt wird sie ganz bettlägerig, und was der Knabe nun thut, ist ganz einfach, aber in dieser Einfachheit desto rührender erzählt. Ein anderer Erzähler hätte vielleicht hier von der Freigebigkeit des Knaben viel Rühmens gemacht. Aber nein! Die That spricht für sich selbst; sie braucht nur dargestellt zu werden, wie sie ist. Der Augenblick, da er ihre Noth erfährt, ist auch der Augenblick seines kindlich liebevollen Entschlusses. Er packte „4 Rthlr. ein„ für seine, wie für seiner Mutter Armuth eine große Summe! Wir fühlen ihre Größe desto mehr, je kleiner sie uns scheint. Er hatte sie „zusammengespart„ — nicht bloß erübrigt; sie war mit vieler Mühe, in den kleinsten Theilen gewonnen worden. Er packte sie „mit tausend Freuden„ ein — vermuthlich

sehr froh darüber, daß ihm das Werk seiner Wohlthätigkeit so weit gelungen war; sehr froh in der Vorstellung der Erleichterung, der Erquickung und Hülfe, die die Arme nun zur Befriedigung seines Herzens haben sollte. Und man denke nicht, seine Sparsamkeit sei aus irgend einer andern Quelle entsprungen, und die Bestimmung des ersparten Geldes für die Mutter sei nur zufällig — nur durch die Nachricht von ihrer größern Noth veranlaßt worden. Nein! er hatte „nur um ihretwillen so armseelig gelebt.„

(Es ist in diesen Zergliederungen Manches beigebracht worden, was bloß den Sinn der Lehrer schärfen soll. Sobald sie mit mehr Geist und Nachdenken lesen lernen: so werden sie auch im Stande sein, den Geist der Kinder zu bilden und ihr Nachdenken zu wecken). —

Accentuirtes Lesen und Sprechen.

Was man zu beobachten habe, um einzelne Worte gut auszusprechen, ist oben gelehrt worden. Aber eine ganze Rede besteht aus verbundenen Worten, die wirkliche Urtheile ausdrücken. Es muß also auch von der guten Aussprache der Worte in einer ganzen Rede eine Anweisung gegeben werden.

Jedes Wort drückt einen Begriff aus, und das Wort, das keinen Begriff ausdrückt, ist eigentlich kein Wort, sondern ein bloßer Schall. Bei dem Worte „Brod„ denke ich an Brod — an die Sache, die Brod heißt — an

an alle die Eßwaaren, die ich unter dem Namen „Brod,„ begreife. Wenn ich mir eine Vorstellung vom Brode mache: so nehme ich alles das zusammen, was zur Entstehung oder auch zum Bestehen des Brods gehört, und nun nehme ich auch alle Arten des Brods zusammen. Dieß Zusammennehmen heißt „begreifen;„ die Vorstellung, in der alle zu einer Sache gehörige Merkmale oder Bestandtheile (Theile, woraus sie besteht) und alle Dinge, die zusammengehören — z. B. alle Arten von Brod, zusammengenommen werden, heißt ein Begriff (eine Vorstellung, worin begriffen — zusammengenommen ist, was zu dieser Sache oder zu dieser Classe von Dingen gehört). Weil ich nun die Merkmale zweier Dinge zusammennehmen und beachten muß, wenn ich das Eine aus dem Andern einsehen — oder wenn ich verstehen will, wie das Eine aus dem Andern folgt — das Eine die Ursache des Andern ist: so heißt auch diese Art der Einsicht ein Begreifen. „Ich begreife die Wärme des Zimmers aus der Wärme des Ofens im Zimmer, oder aus dem im Ofen angemachten Feuer:„ denn, wenn ich weiß, was Wärme des Ofens ist und wie sie sich vom Ofen aus verbreitet — und weiß, was ich für eine Empfindung in einem warmen Zimmer habe und wie das warme Zimmer für meine Empfindung sich vom kalten unterscheidet; so sehe ich ein, daß durch die Wärme oder Erhitzung des Ofens auch das Zimmer erwärmt werden muß. „Ich begreife die Sterblichkeit des Menschen aus der menschlichen Natur„ heißt: die menschliche Natur müßte ganz anders beschaffen sein, als sie

ist — und man müßte sich auch unter Sterblichkeit etwas ganz Anderes denken, als man sich darunter denkt, wenn diese Sterblichkeit nicht aus dieser natürlichen Beschaffenheit der menschlichen Natur folgte. Beide mit einander verglichen, gegen einander gehalten, zusammengenommen bringt die Beschaffenheit der menschlichen Natur die Sterblichkeit mit sich.

Man setze Buchstaben zusammen, die einen Laut geben — die aber keine Sache, kein Thun, kein Leiden, keinen Zustand, keine Empfindung, keinen Affect — mit einem Worte, keinen Begriff ausdrücken; wobei man sich nichts denken kann: so hat man zwar einen Schall; aber kein Wort. Sind es mehrere articulirte, d. i. solche Schälle, die sich in Buchstaben zerlegen lassen, mithin aus Buchstaben bestehen, aber nicht zu einer ganzen Rede gehören: so hat man „Wörter;„ aber keine Worte. „Ich will, spricht man, mit diesen Worten (nicht: Wörtern), so viel sagen;„ man redet von unverständlichen Worten (nicht: Wörtern), weil man voraussetzt, daß sie, etwas zu bedeuten, erfunden und bestimmt sind: aber man sagt von Jemanden, er lerne wohl Wörter, aber keine Sachen; wenn man zu verstehen geben will, daß er sich nicht um Begriffe bei seinem Lernen bekümmere.

Der Begriff, den das Wort bezeichnet oder wovon das Wort ein Zeichen ist, heißt seine Bedeutung.

Wenn man mit Jemanden redet: so will man ihm gewisse Begriffe mittheilen — diejenigen nämlich, die man selbst hat. Man muß also

die

die Worte, die eine zusammenhängende Rede ausmachen, nicht bloß richtig, deutlich und angenehm aussprechen — die Worte müssen nicht bloß lauten, wie sie sollen, so, daß die Laute deutlich und wohlklingend gehört werden: sondern man muß auch, so gut es angeht, durch die Aussprache ihre Bedeutung anzeigen oder ausdrücken.

Will man die Bedeutung der Worte gehörig ausdrücken; will man eine Stelle in einem Buche gut vorlesen oder im Umgange mit Ausdruck sprechen: so muß man die Rede selbst hinlänglich verstehen.

Man muß also von jedem Worte den Begriff anzugeben wissen, der zu ihm gehört oder mit demselben verbunden wird.

Die kleinste Rede ist diejenige, da man einen Begriff von einem andern bejahet, oder verneinet; z. B. das Wetter ist schön: der Winter ist nicht kalt. Das Wort „Wetter„ ist das Zeichen eines Begriffs — man denkt dabei an die Veränderungen der Luft, die wir mit diesem Namen belegen. Mit diesem Begriffe wird der Begriff „schön„ verbunden. — Von der Sache oder dem Begriffe „Winter„ wird der der „Kälte„ getrennt. — Einen Begriff von dem andern bejahen oder verneinen heißt: urtheilen. Ein Urtheil ist also die Vorstellung, daß ein Begriff dem andern zukomme, oder nicht.

Ein Urtheil, durch Worte ausgedrückt, heißt ein Satz. Ein einfacher Satz heißt derjenige, der sich nicht in mehrere Sätze auflösen und zergliedern läßt. Z. B. die Sätze: „das Wetter ist schön; dieser Winter ist nicht kalt; stehlen ist unrecht-

recht„ sind lauter einfache; denn jeder sagt von einem einzigen Gegenstande etwas aus, und das, was er aussagt, ist auch nur Eins. Jeder enthält also nur ein Urtheil, obgleich mehrere Begriffe. Diese Begriffe sind: Wetter, schön; dieser Winter, nicht kalt — die Kälte wird von ihm verneint; stehlen — unrecht: und verbunden werden diese Begriffe durch „ist.„ Ein zusammengesetzter Satz läßt sich in mehrere Sätze auflösen. Z. B. Stehlen und Morden ist unrecht und strafbar. 1) Stehlen ist unrecht. 2) Stehlen ist strafbar. 3) Morden ist unrecht. 4) Morden ist strafbar.

Die einfachen Sätze können oft bloß mit zwei Worten ausgedrückt werden. Z. B. ich lebe — so viel, als: ich bin lebendig; Cajus darbt — so viel, als: Cajus ist ein darbender oder dürftig; ich esse und trinke (ich bin ein essender und trinkender); Cajus geht und steht (ist ein gehender und stehender).

Mehr braucht man nicht zu wissen, um die Lehre vom Worttone oder Redeton (Accente) verstehen zu lernen. Jedes Wort hat einen besondern Ton auf einer seiner Sylben, und dieser Ton fällt allemal auf die Stammsylbe. Diesen Ton der vielsylbigen (mehr, als einsylbigen) Wörter nennen wir den Sylbenton. Z. B. „Geréchtigkeit; Gebét; gébet„ von „recht; beten; geben.„ Hat man ganze Sätze zu lesen oder auszusprechen: so kömmt, ausser diesem Sylbentone, noch ein anderer Ton oder Nachdruck vor, der auf das Wort gelegt werden muß, für welches man eine besondere Aufmerksamkeit erregen will. Wenn der Satz: Einige

Vögel sind nicht fleischfressend — ohne besondere Veranlassung ausgesprochen wird: so erhält „nicht„ eben keinen stärkern Ton oder Nachdruck, als „fleischfressend„ (Die Sylbe Fleisch ist hier die bedeutendste, merkwürdigste, weil das, was sie fressen, die Hauptsache ist). Hätte aber Jemand behauptet: Alle Vögel fressen Fleisch; und man wollte dieser Behauptung (diesem allgemein, oder von allen Vögeln das Fleischfressen bejahenden Satze) widersprechen: so müßte man das Wort „nicht„ stärker accentuiren — mit stärkerer und mehr gehobener Stimme aussprechen, als die übrigen. — Wenn ich auf der Straße einen Hund mit gesenktem Kopfe und düsterm Blicke vor sich hinlaufen sehe: so sage ich zu Jemanden, der neben mir steht, ohne besondern Nachdruck irgend eines dieser Worte: „dieser Hund ist toll„: denn ich will seine Tollheit nur überhaupt anzeigen. Wenn nun aber mein Gesellschafter sagt: „Toll ist der Hund nicht; er ist bloß scheu:„ so muß er schon auf die beiden Worte toll und scheu einen größern Nachdruck legen. Denn er will dem Hunde die Tollheit absprechen, und dafür etwas Anderes von ihm behaupten: und auf beides also will er mich mehr aufmerksam machen. Hätte er nur gesagt: „der Hund ist nicht toll:„ so wollte er mir bloß widersprechen, und da läge der Nachdruck auf dem Wörtchen nicht. Sobald er aber spräche: „Ach! der Hund ist nicht toll;„ und diesen beiden letztern Worten einen schärfern Accent gäbe: so würde ich gleich fragen: „Nun, wenn er nicht toll ist: was ist er denn?„ Denn durch den größern Nachdruck,

den der Andere hier auf das Wort toll legte, gab er zu verstehn, er wisse wohl, was dem Hunde sonst fehle: als wollte er sagen: „der Hund ist nicht toll; er ist bloß scheu.„ Dieß ist also nicht der Sylben = sondern der Redeton, der Nachdruck besonderer Worte in ganzen Sätzen oder wörtlich ausgedrückten Urtheilen.

Und nun wollen wir die erste, beßte Erzählung nehmen, und den Redeton darin von Satz zu Satz aufsuchen. Es wird sich zeigen, daß man sie nur genau zu verstehen und jedes Wort gehörig zu bedenken braucht, um ihn zu finden.

„Gutmann hörte einst, daß ein Schuhma„cher bloß dadurch in Armuth gerathen sei, „daß schlechte Menschen ihn um beträchtliche „Summen betrogen hatten. Er lieh ihm so „viel, daß er sich einigen Vorrath von Leder „kaufen konnte, und verschaffte ihm durch „seine Fürsprache Arbeit. Dadurch ward „dem armen Manne bald so weit geholfen, „daß er seine versetzten Geräthschaften und „Kleidungsstücke einlösen und nunmehr ohne „drückende Nahrungssorgen leben konnte.„

Das erste Punct besteht aus drei Sätzen: 1) Gutmann hörte einst — nämlich, was im zweiten und dritten Satze folgt 2) ein Schuhmacher sei in Armuth gerathen 3) bloß dadurch, daß schlechte Menschen ihn um beträchtl. S. betr. hatten. Den Accent im ersten Satze werde ich so ziemlich gleich auf alle drei Worte vertheilen müssen. Denn Gutmann ist doch auf alle Fälle in der Geschichte eine Hauptperson: er könnte sich aber nicht so merkwürdig gemacht ha-

ben, wenn er das Unglück des Schuhmachers nicht gehört hätte: und daß die Sache nicht erst vor Kurzem, sondern vor längerer Zeit vorgefallen ist, muß doch auch bemerklich gemacht werden; gerade das ist bemerkenswerth, daß keine Zeit bestimmt ist. Also: Gutmann hörte einst — Verbunden wird dieser mit dem folgenden Satze durch „daß.„ Hier ist nun die Hauptperson ein Schumacher; denn der ganze Verlauf der Erzählung — die Art, wie Gutmann ihn zu retten sucht (daß er ihm Vorschuß zu Leder gibt) bezieht sich auf diesen und keinen andern Handwerker. Das ein ist kein Zahlwort; es bedeutet so viel, als: ein gewisser, weiter nicht bekannter oder merkwürdiger. Indem vor ein schnell vorbeigegangen und nur der Nachdruck auf Schuhmacher gelegt wird: so liegt eben darin, daß er sonst weiter nicht, sondern bloß durch sein Handwerk um der folgenden Erzählung willen merkwürdig ist. Die einzige Ursache seines Verfalls war der Verlust beträchtlicher Summen. Ueberdieß weiset „dadurch„ auf den folgenden Satz hin; muß also hervorgehoben werden. Seine Armuth ist wieder Hauptsache: denn nicht ein wohlhabender, sondern ein verarmter Mann bedurfte Hülfe. Also: daß ein Schuhmacher bloß dadurch in Armuth gerathen sei. — Ueber die nicht „accentuirten Worte „ein,„ „bloß,„ „in,„ „gerathen sei,„ liest man schneller hinweg, um die accentuirten desto mehr hervorzuheben. Daß man in Armuth geräth und gerathen muß, wenn man vorher noch nicht arm war: versteht sich wohl. Aber das Wort dadurch

durch hat desto größern Nachdruck, weil die unverschuldete Verarmung des Schuhm. den Gutmann eben zu seiner vorzüglichen Wohlthätigkeit bewog. Bei dem folgenden, abermals mit daß anfangenden Satze werde ich schon dieses daß etwas verweilend aussprechen, um eben den Anfang eines neuen Satzes und eines der merkwürdigsten anzudeuten: denn in diesem liegt der eigentliche Grund alles Folgenden. Auf das Wort schlechte werde ich keinen besondern Ton legen; denn daß Betrüger schlechte Menschen sind, versteht sich wohl von selbst: aber genau gehört muß die Erwähnung seiner Verderber doch werden, und ich werde also den Ton auf beide Worte: schlechte Menschen — vertheilen. Auch ihn muß deutlich, obgleich nicht eben mit Nachdruck gelesen werden: denn er ist schon im Vorhergehenden ausdrücklich genug genannt und auch dieser Satz kann nur von ihm gelten, weil dieser mit dem vorhergehenden genau verbunden ist. Daß es beträchtliche Summen waren, um welche der Arme betrogen wurde: ist abermals Hauptsache. Also: daß schlechte Menschen ihn um beträchtliche Summen betrogen hatten. Es waren nicht bloß beträchtliche, sondern wirkliche zahlbare Geldsummen, um die man ihn betrogen hatte. Dieß ist etwas ganz Anderes, als wenn von dem Verluste beträchtlicher Vortheile (Gelegenheiten zum leichtern und schnellern Erwerbe) die Rede wäre. Der Verlust von diesen machte nicht sowohl seine Verarmung, als vielmehr nur die Hinderung eines besondern Wohlstandes begreiflich. — Das folgende Punct hat wieder drei

Sätze:

Sätze: 1) Er lieh ihm; 2) und zwar so viel, daß er Leder kaufen konnte; 3) er verschaffte ihm durch Fürsprache Arbeit. „Er lieh ihm„ bezeichnet die Art, wie er ihm half: er lieh ihm eine zur Anschaffung eines Ledervoraths zureichende Summe; aber nur zur Anschaffung einiges, nicht gerade sehr großen Vorraths, und eines Vorraths — Leders, das nicht gleich verarbeitet wurde; daß er also immer fort arbeiten konnte: nun bedurfte er nur Bestellungen, und um ihm diese zu verschaffen, war nicht Geldvorschuß, sondern Fürsprache das Mittel; also auf „verschaffte,„ „Fürsprache,„ und „Arbeit„ liegt der Accent. Also: Er lieh ihm so viel, daß er sich einigen Vorrath von Leder kaufen konnte; und verschaffte ihm durch seine Fürsprache Arbeit. „Dadurch„ durch diesen Vorschuß und die Fürsprache (es erinnert also kurz an das Vorige, ohne welches das Folgende nicht verständlich ist) „ward dem armen Manne„ (dem bisher, aber nun bald nicht mehr armen — das Wort „arm„ führt dem Leser zu Gemüthe, wie wohl hier die Edelmuth angewandt war; es fodert ihm gleichsam zum letzten Male sein Mitleid ab) „so weit„ (weist auf das Folgende, und bestimmt den Grad der Hülfe. Daß er „bald„ Hülfe dadurch erhielt, wird jedem Menschenfreunde merkwürdig und lieb zu hören sein) „geholfen„ (Wird der Grad der Hülfe bestimmt: so ergibt sich die Hülfe selbst ohnedieß), „daß er„ (daß ist wieder nothwendiges Bindewort beider Sätze) „seine„ (daß sie sein Eigenthum sein mußten, wird vorausgesetzt) versetzten Geräthschaften und Kleid.„ (Das Versetzen bei-

der

der war eben Beweis seiner großen Armuth) „einlösen und nunmehr ohne dr. N. l. k. (Auf einlösen und nunmehr und ohne drückende Nahrungssorgen leben konnte kömmt der Accent: denn daß er sie einlösen und jetzt ohne dr. N. leben konnte, war eben der Erfolg von Gutmann's geleisteter Hülfe, und dieser muß auf alle Fälle durch den Redeton bemerklich gemacht werden.

Bis jetzt ist von demjenigen Redetone die Rede gewesen, den das bloße Verstehen eines Satzes oder eines aus mehrern Sätzen bestehenden Punctes — mithin der bloße Verstand oder das ruhige Nachdenken gibt. Aber gewisse Reden, wie sie mit Gefühl gesagt oder niedergeschrieben werden, so muß man sie auch mit Gefühl lesen oder wiedersagen; oder vielmehr: sie rühren, wenn man sie nur ganz versteht, das Gefühl von selbst; wecken von selbst den gehörigen Ton des Gefühls; was vom Herzen ging, geht wieder zu Herzen. Und, wer mit Gefühl sich selbst oder Andern etwas vorspricht oder vorliest: macht zugleich die Rede sich und andern weit behaltsamer und eindringlicher; versetzt sich und sie so recht in die Gemüthslage des Redenden, und wird dadurch zugleich unterhaltender (gibt dem Geiste und Herzen durch die Rede mehr Beschäftiguug.) Nur der ist ein rechter Leser, der durch sein Lesen im Augenblicke des Lesens in sich oder Andern dieselben Gedanken, Gefühle und Gesinnungen weckt, mit welchen die Stelle niedergeschrieben wurde. Der ganze Mensch — der denkende, fühlende und wollende — muß durch das accentuirte Lesen beschäftigt, in-

interessirt werden, so weit es der Gegenstand der Aufmerksamkeit mit sich bringt; man muß, was die Natur verbunden hat, nie trennen; also auch vor allen Dingen nicht trennen die Kräfte der menschlichen Natur. Wer den angenehmen oder unangenehmen Affect mitfühlt, den der Sprechende oder Schreibende fühlte, der versteht erst die Wichtigkeit des Gesagten ganz.

Da ich das Gefühl des Redenden nicht haben kann, wenn ich ihn nicht ganz verstehe: so ist die natürlichste Regel: suche nur, was du liesest, ganz zu verstehen; und das Gefühl wird sich von selbst bei dir einfinden und in den Ton deiner Stimme übergehen. Du wirst in dem, bei dir aufgeregten Gefühle fremde Worte ungefähr so wiedergeben, wie du in deinen eignen Angelegenheiten sprichst. „Ungefähr„ nicht ganz so — sag' ich; denn es wird zwischen dem, was uns selbst angeht und unmittelbar aus unserm Herzen kömmt — und zwischen einer fremden Angelegenheit, die wir nicht unmittelbar erfuhren, sondern in die wir uns erst durch eine besondere, das Gefühl schwächende Aufmerksamkeit versetzen müssen, allemal ein Unterschied bleiben. Das Nachgefühl muß schwächer sein, als das ursprüngliche. Wer aber jenem dieselbe Lebendigkeit geben will, die dieses natürlicher Weise hat; wer das Ansehen haben will, mit derselben Stärke zu fühlen, wie der Redende selbst: der wird sich Zwang anthun müssen und diesen Zwang verrathen; er wird also gezwungen oder affectirt lesen.

Das Gefühl findet sich bei dem fühlenden Leser

Leser mit dem Verstehen von selbst. Aber obgleich der angenehmen und unangenehmen Gefühle mehrere sind: so wollen wir jetzt nur bei diesem Unterschiede zwischen angenehmen und unangenehmen Gefühlen überhaupt stehen bleiben, und den Ausdruck derselben angeben. Jene kann ich unter dem Namem der Fröhlichkeit — diese unter dem der Traurigkeit zusammenfassen. Fröhlichkeit hat einen andern Ton, als Traurigkeit. Der Ton der Fröhlichkeit ist hell, munter, rasch, abgestoßen: der Ton der Traurigkeit dumpf, hohl, langsam, gezogen. Man darf also nicht lustig nachlesen oder nachsprechen, was der „zuerst„ Redende traurig sprach. So lange bei diesem die Betrübniß dauerte: so lange muß man sie auch dem Lesenden anmerken. Das Gefühl der Verachtung spricht im gleichgültigen, wegwerfenden — das der Achtung im ernsten, feierlichen, erhabenen Tone.

Derjenige Ton des Vortrags, der die Gefühle ausdrückt, heißt der pathetische Ton der Rede oder des Vortrags. Läßt man von diesen Gefühlen, wo der Redende sie hatte, nichts merken; sagt man solche pathetische oder mit Gefühl gesprochene oder geschriebene Stellen so her, als ob sie bloße Wahrheiten und Betrachtungen für den Verstand, für das gefühllose Nachdenken wäre; so sagt man, der Vortrag sei kalt oder nicht lebendig genug. Ich soll mich ja mit dem Fröhlichen freuen, und an der Betrübniß des Betrübten Antheil nehmen: also kann ich zwar nicht ganz so gefühlvoll sprechen, wie er; aber mein Mitleiden und meine Mitfreude muß man

man mir doch anhören. Solche Gefühle, die nicht aus eigner Freude oder Leid, sondern nur daher entspringen, weil ich an Anderer Freude und Leid Antheil nehme, nennt man Mitgefühle oder sympathetische Gefühle. Man muß also zwar hören lassen, daß man mit dem Redenden fühle; daß man sich in die Lage desselben zu versetzen wisse: aber man muß doch auch das sympathetische Gefühl so zu mäßigen wissen, daß es nicht so klingt, als ob man selbst in der Lage desselben wäre; man muß seine Person nicht mit der des Redenden verwechseln und vermischen. Es muß doch wohl auch ein Unterschied sein, ob ich meine eignen Gefühle vor Jemanden ausschütte, oder nur die gefühlvolle Rede eines Andern erzähle.

Wir wollen jetzt den Ton des Gefühls in folgendem schönen Liede uns zu eigen zu machen suchen, um ihn bei'm Lesen wieder auszudrücken. Das Lied handelt von der beseeligenden Schönheit der Tugend. Tugend soll die eigne Sache jedes Menschen sein. Hier soll also der Leser kein schwächeres Mitgefühl — sondern die ganze Lebhaftigkeit des eignen Gefühls hören lassen. Zwar würde er, wenn er aus seinem Herzen und mit seinen Worten von dieser Schönheit der Tugend spräche, nicht so affectvoll sprechen: aber Alles, was der Dichter von derselben sagt, hat keine nähere Beziehung auf den Dichter, als auf den Leser; geht diesen so gut an, wie jenen, und wenn er in das Gefühl des Dichters nicht ganz einstimmte, nicht ganz davon durchdrungen würde; so müßte er durchaus ein weniger gutgesinnter und weniger fühlsamer Mensch sein.

V. 1. Schön ist die Tugend, mein Verlangen,
und meiner ganzen Liebe werth.
Mit aller Kraft ihr anzuhangen,
hat meine Seel' auch oft begehrt.
Ach! könnt' ich's: wie würd' ich mich freun!
Wer heilig ist, muß seelig sein.

Sage mir erst von Strophe zu Strophe (denn eine Verszeile heißt Strophe) deine Gedanken. Schön ist, was gefällt: wenn es auch keinen Einfluß auf unser zeitliches Wohlbefinden hat — keine sinnliche Begierde jetzt oder künftig befriedigt (weder jetzt vergnügt, noch künftig nützt). Was schön ist, ist so beschaffen, daß es Jedem gefallen muß, sobald er es kennen lernt. Drücke nun einmal nach dieser Erklärung den Satz: Schön ist die Tugend, mit andern Worten aus: „Die Tugend muß jedem Menschen, der sie einmahl recht kennen lernt, gefallen.„ Was von Allen gilt, ist allgemein, und was gefällt, heißt Gegenstand des Gefallens oder Wohlgefallens. Ist nun die Tugend bloß Gegenstand des Wohlgefallens einiger Menschen, oder aller? Also: sie ist Gegenstand eines allgemeinen Wohlgefallens; Jedermann muß ihr oder dem Menschen, der sie an sich hat, Beifall geben, sie und den Tugendhaften loben. Wende dieß einmal an auf die Bescheidenheit. Ernestine z. B. hatte viel Vorzüge — ein ansehnliches Vermögen; war wohl gebildet; besaß viel Verstand; war sehr geschickt: aber sie war gar nicht stolz darauf — sie suchte sich nicht in Kleidern hervorzuthun; hörte Andern, wenn sie sprachen,

chen, aufmerksam zu; widersprach selten, wenn sie auch etwas besser wußte; hüthete sich, ihre Vorzüge blicken zu lassen, und war äußerst gefällig und freundlich gegen Jedermann. Was kannst du von diesem Betragen Ernestinens mit Zuversicht behaupten, wenn du sie gleich nicht gekannt hast? —

Du sagst mit dem Dichter nicht bloß, die Tugend sei schön, sondern nennst sie auch dein Verlangen: nennst sie werth deiner ganzen Liebe. Ist sie das Verlangen, die Sehnsucht, der Wunsch selbst? Wie verstehst du's denn, wenn ich sage: dieses schöne Buch ist mein ganzer Wunsch? Was heißt also: die Tugend ist mein Verlangen? Aber es liegt doch noch etwas mehr darin. „Diese Kenntniß ist sein Verstand„ heißt offenbar: sie macht seinen Verstand aus. Alles, was er versteht und weiß, besteht bloß in dieser Kenntniß. Was heißt nun: die T. ist m. V.? Es ist also so viel, als stände: „Sie ist mein ganzes, mein einziges Verlangen; ich verlange, wünsche nichts, als sie; auf sie geht mein ganzes Bestreben.„ Daher heißt es ja auch im Folgenden: sie ist meiner ganzen Liebe werth. Der erste allgemeine Satz von der Schönheit der Tugend überhaupt wird nun angewandt auf mich, oder dich, auf jeden Leser des Liedes. — Jeder Gutgesinnte wünscht sich Tugend: aber ist er deswegen immer wirklich tugendhaft? Aber, wenn die Tugend einmal der Gegenstand seines ganzen Strebens ist: was muß er dann auch immer sein wollen oder zu sein streben? Wie wird dieß ausgedrückt? Wenn ich einen Freund habe, den ich innig liebe:

werde ich mich oft von ihm entfernen? Vielmehr ich werde ihm nicht von der Seite gehn. Wie könntest du das mit dem Worte des Lieds ausdrücken? Liebst du nun die Tugend so innig: was wird der Fall sein? Du wirst dich nicht von ihr entfernen; also ihr anhangen, so sehr du kannst, oder, wie das Lied sagt, aus — — Was hättest du oft begehrt? Was wäre schon dein Wunsch und Wille gewesen? Du hast, bei aller Liebe für die Tugend, oft gefehlt: aber bei allen Fehlern ist doch nie die Liebe für die Tugend aus deinem Herzen gewichen. Kannst du, mit deiner menschlichen Schwäche, immer tugendhaft handeln? Wie sagt das Lied? Wenn würdest du dich freuen oder glückseelig sein? Wer heilig ist — erkläre das mit den vorhergehenden Worten des Lieds. Muß seelig sein — wie hieß es vorhin? Ich bemerke nun bei diesem Verse bloß den pathetischen Accent. Gleich die erste Strophe muß den innigfrohen Ton haben: Schön ist die Tugend (ist die — schneller auszusprechen: aber auf den folgenden Worten brütet gleichsam die Wärme des Affects; sie werden, um das Verlangen gleichsam durch den Ton zu sättigen, langsam und mit Inbrunst gelesen) mein Verlangen und meiner ganzen Liebe werth. — — Ach könnt' ich's (ist gleichsam ein tiefer Seufzer der Sehnsucht nach beständiger Tugend) wie würd' ich mich freun! (die drei mittlern Worte schnell: die Freude ist munter, rasch) Wer heilig ist, muß seelig sein — ist die laute, aber ruhige, feste Sprache der Ueberzeugung; muß also mit möglichst starker Stimme gelesen werden. Eben

diese

diese Sprache und mithin auch eben dieser Ton herrscht in dem ganzen folgenden Verse.

V. 2. Gott ist der Seeligkeiten Fülle
von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Denn sein Verstand ist Licht, sein Wille
ist Ordnung und Vollkommenheit.
Von Ewigkeit her war er gut:
und recht ist immer, was er thut.

Die Fülle der Seeligkeiten, wie viel Seeligkeiten sind das? Wenn wir sagen: Er ist voller Kenntnisse; was heißt das? Wovon sei er voll? Wie könnte man das mit den Worten des Verses ausdrücken? Wie erklärst du also die erste Strophe? Und wenn Gott voller Seeligkeiten ist: was für ein Wesen ist er? Seit wann und wie lange ist er das seeligste Wesen? Im Folgenden wird der Grund davon angegeben. Welches Verbindungswörtchen zeigt das an? Was müssen wir haben, wenn wir Gegenstände deutlich sehen sollen? Licht ist also die Bedingung, das Mittel zum Sehen für das Auge. Das Auge sieht die Gegenstände: der Verstand sieht sie ein. Wenn er sie einsieht: so hat er Licht — Licht, wie es der Verstand zu seiner Einsicht haben muß. Wenn er die Gegenstände nach ihrer wahren Beschaffenheit erkennen, einsehen soll: so muß er die Wahrheit besitzen, wonach diese wahre Beschaffenheit derselben erkannt und beurtheilt wird. Was ist also das Licht des Verstandes? Gott irrt sich nie; sieht keine Sache falsch; sieht keine Sache mit Vorurtheil und Täuschung. Kann er also irrig, falsch, unrecht wollen und handeln? Wie ist bei diesem seinen untrüglichen Verstande sein Wille?

Wird er das Schlechtere jedem Bessern, das Unwichtigere dem Wichtigern, den niedern Endzweck dem höhern vorziehen? Wenn er die Dinge so unter einander würfe, wäre das Ordnung? Was will er dagegen jedesmal statt des Schlechteren? u. s. w. — Gottes Wille ist Vollkommenheit. Darf er da etwas Unvollkommnes an sich haben? Wäre er da Vollkommenheit? Und wenn er von aller Unvollkommenheit frei ist: wie ist er da? Was will der vollkommenste Wille? Und wie lange will er das Gute? Warum ist also Gottes Wille der vollkommenste? — Dieß wird mit den folgenden Worten nur auf eine andere Art gesagt. Hat Gott je etwas Unrechtes wollen und beschließen können? Warum nicht? Und wenn er selbst immer gut war: wie waren also und wie werden alle seine Handlungen sein? Also: weil Gott selbst — so —

V. 3. Wie schnell umhüllen Finsternisse
mich, wenn ich auch erleuchtet bin!
Dann fliehn die heiligsten Entschlüsse,
den Morgennebeln gleich, dahin.
Bald wähl' ich, was dem Herrn gefällt:
bald wieder deinen Dienst, o Welt!

Bin ich auch immer so heilig, und handle ich auch immer recht, wie Gott? Warum nicht? Wenn ich auch das, was gut und recht ist, einsehe: bleiben meine Einsichten immer hell? Schleicht sich in meinen Verstand nie ein Irrthum ein? Ich erkenne den hohen Werth der Tugend, also auch der Wahrhaftigkeit; aber was dünkt mir doch in manchen einzelnen Fällen erlaubt, und sogar recht?

Und dann lasse ich mich zur pflichtwidrigen Unwahrheit und zur Unredlichkeit verführen. Der Entschluß, immer die pflichtmäßige Wahrheit zu sagen, wenigstens nie aus bloßem Eigennutze Unwahrheit zu reden, ging mir über Alles. Wenn aber die Unwahrheit mir nützlicher und eben deswegen besser scheint: was wird dann aus einem so heiligen, mir vorher so theuern Entschlusse? Wie sagt unser Vers? Womit werden solche Tugend-Entschlüsse verglichen? Warum? In welcher Rücksicht? Welche Nebel sind gewöhnlich am leichtesten und zerstreuen sich am schnellsten? Wie zeigt sich meine Veränderlichkeit im Sittlichen? Wie sagt der Vers? Wie ist das, was Gott gefällt? Und hingegen das, was die gewöhnlichen verdorbenen Menschen von uns verlangen? Also ich thue bald das Gute; bald — Eine solche Unbeständigkeit im Guten — ist sie nicht traurig? Ist das Geständniß nicht ein wehmüthiges? Und also den Ton der Niedergeschlagenheit und Wehmuth wird man hier hören. Die Stimme wird matter tönen; es wird die Stimme der Klage sein; sie wird die Festigkeit des vorigen Tons der Ueberzeugung verloren haben. Nun lies mir einmal diesen Vers! Lies ihn in dem Gefühle, daß er die Schilderung auch deines Gemüthszustandes sei!

V. 4. Ich Armer! darum kömmt kein Friede
in mein verschmachtetes Gebein.
Wie bin ich dieses Wechsels müde!
Wann werd' ich fest im Guten sein?
wann nicht mehr straucheln, allezeit
nur deinem Dienste, Gott! geweiht?

Warum nenne ich mich denn mit dem Dichter einen Armen?

Armen? Erkläre mir doch das aus dem vorhergehenden Verse? Da wurde die Unbeständigkeit, der Wankelmuth in der Tugend beschrieben. Nenne ich mich also im eigentlichen Verstande arm? An was für Gütern hat der Arme eigentlich Mangel? Ist von dem Mangel dieser Güter die Rede? Aber wer diese Güter entbehrt, ist allemal unglücklich, und wie kann ich also jeden Unglücklichen nennen? Vielleicht ist es nicht recht, daß man jeden Armen unglücklich und jeden Unglücklichen einen Armen nennt: denn der Arme kann sehr zufrieden leben — also nach dem gewöhnlichen Ausdrucke sehr glücklich sein, und ein Mensch, der sonst sehr unglücklich ist, hat doch wohl an Geld und Gut Ueberfluß. Aber „arm„ heißt nun einmal so viel, als „unglücklich;„ und an gewissen Gütern ist der wahrhaft Unglückliche allemal arm. Welches Gut entbehrt der unbeständige Tugendfreund? Der Schwache, der nach dem dritten Verse bald das Gute, bald das Böse wählt, und, durch Irrthum und Verblendung getäuscht, die heiligsten Entschlüsse aufgiebt; der nach dem ersten Verse sich nur nach der Tugend und nach der Festigkeit in der Tugend sehnt, aber bis jetzt vergeblich darnach sehnt; der einsieht und fühlt, wie seelig er sein werde, wenn er heilig wäre, und also die Größe des von ihm entbehrten Glücks zu seiner desto größern Qual schätzen kann — welches Gut fehlt ihm, nach den folgenden Worten unsres Verses? Wo der Friede, der Friede mit sich selbst, die Zufriedenheit fehlt: was herrscht da statt ihrer? Denn was ist das Gegentheil der Zufriedenheit? Welcher Ausdruck gibt eine recht qualvolle Unzufriedenheit zu erkennen?

nen? Der Mensch verschmachtet vor Durst, wenn ihm alle Säfte, die den Schlund anfeuchten, weggetrocknet sind. In welchem Sinne kann ich vom Verschmachten der Beine, der Knochen reden? Aber die Knochen sind die innersten Theile des Körpers. Wenn also ihr Mark ausgetrocknet ist, welche Theile des Körpers sind da angegriffen? Das kann die Selbstqual; sie kann allerdings den Körper in seinen festesten Theilen aufreiben und auflösen. Aber der Körper des Menschen ist der äußere Mensch; der Körper und körperliche Theile des Menschen können also überhaupt den Menschen andeuten, die innersten körperlichen Theile den innersten Menschen, das Innerste der menschlichen Natur, das Gemüth selbst. „In dem durch Unzufriedenheit zerquälten Gemüthe des Unbeständigen haftet keine Ruhe, kein Friede mehr; das Gemüth hat keine Kraft mehr, Zufriedenheit zu genießen„ — ungefähr so, wie der, der gar zu müde ist, durch die Anstrengung gar zu viel Kräfte verloren hat, vor lauter Müdigkeit nicht schlafen —; der gar zu Ausgehungerte sich nicht ordentlich sättigen —; der gar zu Durstige wegen Trockenheit des Schlundes nicht sogleich mit einem vollen, labenden Zuge trinken kann. Die Unzufriedenheit des Menschen, der der Tugend so untreu war, läßt keine Zufriedenheit bei ihm aufkommen: denn er kann sich selbst nicht mehr trauen; kann seinen heiligsten Entschlüssen nicht trauen; muß sich den Vorwurf, daß auch sie werden gebrochen werden, machen, ehe sie noch gebrochen sind; muß sich schon wieder verurtheilen, ehe er noch gesündigt hat. Wenigstens kann das bisher

durch

durch Selbstqual ausgemergelte Herz jetzt nicht gleich zufrieden werden: denn dauernde Zufriedenheit gibt es nicht ohne wahre Tugend, und wahre Tugend fodert standhafte Uebung der Pflicht — dessen, was Gott gefällt — Wahre Tugend ist die regelmäßige Ordnung aller Neigungen und des ganzen menschlichen Willens durch eine Alles hell bestrahlende Vernunft. Der Tugendhafte muß die Gegenstände, mit denen er's zu thun hat, stets ohne Vorurtheil ansehen; er muß sich den lautern Anblick derselben durch keine sinnliche Neigung trüben lassen, um immer recht zu handeln. Du weißt z. B. einmal, daß du deinen Eltern Gehorsam schuldig bist. Darfst du dich nun durch die geringste Empfindlichkeit gegen sie, wenn sie etwa einmal ungerecht gegen dich scheinen, verführen lassen, sie mit einem gleichgültigen, wohl gar verachtenden Blicke ansehn und ihnen den Gehorsam versagen zu wollen? Nein! sie bleiben für dich immer die ehrwürdigsten Personen, und so wirst du nie in deiner Pflicht gegen sie wankend werden. Wenn du nun durch diese Erklärung dich ganz in den Sinn und das Gefühl des Dichters versetzt hast: wirst du nicht seine Worte mit dem Tone des verzagenden, trostlosen Unmuths lesen müssen? Was für ein centnerschweres Gewicht liegt in den beiden Worten: Ich Armer! Schon mit diesen paar Worten wirst du dein ganzes Herz gleichsam in einem langen Strome ausgießen wollen; sie werden sehr langsam verhallen; du wirst besonders die erste Sylbe des Worts „Armer„ mit einer seufzenden Dehnung aussprechen, und, wenn auch das Wort aus der Tiefe des Herzens herauf über die Zunge ist, doch in deinem nieder-

schlagenden Selbstgefühle versunken länger, als bei jedem Unterscheidungszeichen, ruhen. Das folgende „Darum„ erhält einen sehr bedeutenden Ton, weil es auf den ganzen vorigen V. zurück weist. Das Wort „kein„ wird mit langsam gehobener Stimme gesprochen, ob es gleich eine kurze Sylbe ist. Das Gefühl überwältigt das Versmaaß, und befriedigt sich gleichsam an der Unordnung, die es anrichtet. Der Schmerz kennt kein Gebot. Bei dem Worte „verschmachtetes„ müssen die beiden letzten Sylben gegen die zweite sehr schnell gelesen werden, und bei der ersten muß man sich so recht gefaßt machen, diese zweite — die bedeutende Stammsylbe — mit vollem Nachdrucke auszusprechen. — Was heißt das folgende „wie„? Soll es fragen: wie, auf welche Art man dieses Wechsels des Guten mit dem Bösen müde geworden —; wie es zugehe, daß man dessen müde sei? Schickte sich für diesen Schmerz eine so sonderbar-neugierige Frage? Und läßt sich mit Verstand fragen, wie es zugehe, daß man eines niederdrückenden Gefühls müde sei? Versteht sich das nicht von selbst? Und steht hier ein Fragzeichen? Wie erklärst du also das „wie„? Was heißt es in dem Satze: wie träge ist er! Es gehört hier zu dem Wort „träge„: nicht zu „ist„; es soll also auf die Bedeutung jenes Worts Einfluß haben. Ist nun Jemand einmal träge: so kann nicht von Art und Weise der Trägheit, sondern nur von ihrem Grade die Rede sein; denn Trägheit ist Trägheit und „wie träge„ könnte nach unsrer Sprachweise nicht heißen: „auf welche Art träge.„ Die Ordnung der Frage müßte immer sein: wie ist er t.? Das

„wie„

„wie„ müßte allemal nicht zu „träge„, sondern zu „ist„ gezogen werden. Also: „wie„ so viel, als „wie sehr.„ Aber doch liegt auch in dieser Bedeutung in dem Worte etwas von Art und Weise. „Wie bin ich dieses W. so ganz, so auf alle Art und Weise müde! Ich habe ihn gleichsam auf alle Art, in allem dem Verdrüßlichen, das er mit sich führt, empfunden; und bin also seiner auf alle Art müde geworden.„ Die folgenden Fragen sind Fragen des muthlosen Zweifels, der ungefähr sagt: Wann darf ich, der ich bisher nach so viel guten Entschließungen immer so schwankte, die beruhigende Festigkeit in der Tugend hoffen? Und diese Muthlosigkeit muß man dem gefühlvollen Leser anhören. Doch endlich findet das zagende Herz Trost und Haltung.

V. 5. Unwandelbar ist deine Wahrheit,
Herr! aller guten Gaben Quell!
Sie leuchte mir in voller Klarheit
beständig unbefleckt und hell;
daß nie der Sünde Täuscherei
gefährlich deinem Kinde sei.

Wir wollen einmal die Gedanken dieses Verses in ihrer Folge hinstellen. Wenn den Wankenden der Gedanke trösten soll, daß Gottes Wahrheit unwandelbar ist: an wem muß sie diese ihre unveränderliche Kraft beweisen? Aber das kann sie doch nur an dem Besitzer dieser unveränderlich- und ungeschwächt-kräftigen Wahrheit. Wann wird sie also den Wankenden in der Tugend befestigen? Und wird Gott ihm diese Wahrheit schenken? Warum darf er das von Gott hoffen? Und von wem darf er nur solche Wahrheit hoffen? Aber wann wird er wirklich im Besitze der-

derselben sein? Wenn er noch halb und halb daran zweifelt? Wenn sie ihm noch dunkel und trübe, mit Irrthum, Vorurtheil, Täuschung vermischt ist? Wenn er noch die Würde und Wohlthätigkeit der Tugend in dem Werthe der Nützlichkeit und im sinnlichen Genusse sucht; wenn er also Tugend und Pflicht noch immer auf Eigennutz, auf zeitliches Wohlsein zieht? Nein! die Wahrheit der Tugend — die immer Wahrheit bleiben und bei allen Vorspiegelungen auch des feinsten Eigennutzes sich doch immer am Verstande des Menschen als Wahrheit bewähren wird, an der der Mensch unbefangen und im Ernste nie zweifeln — die er seinem Gewissen nie streitig machen kann — diese Wahrheit der Tugend muß dem Menschen, seinem Verstande in voller Klarheit leuchten; sie muß seinen Verstand ganz erhellen; jeden Irrwahn daraus vertreiben; er muß sie ganz, wie sie ist, wie sie Gott durch die Vernunft gibt, einsehen. Und wenn er sie nun auch jetzt, da seine Begierden eben in Ruhe sind, da er eben keine Reizung zum Bösen hat, so ganz klar einsähe: aber ihre Deutlichkeit, ihre überzeugende Kraft verlöre sich wieder: könnte sie da die Tugend unwandelbar und fest machen? Wie muß diese völlig-klare, deutliche, überzeugende Wahrheit beständig dem Verstande leuchten? Wie muß das geistige Auge des Menschen sie immer, in allen Fällen, bei allen Versuchungen sehen? Ihr helles Licht muß die Schönheit der Tugend und die Häßlichkeit des Lasters immer ganz darstellen; sie muß der reine Spiegel sein, der uns immer vor Augen steht.

„Da-

„Damit die Täuscherei, das Verführerische der Sünde — wenn es auch lockt — wenigstens dem guten, Gottgefälligen, aber schwachen Menschen nie gefährlich sei.„ Ich habe dir die Gedanken dieses Verses der Reihe nach erklärt. Aber laß sehen, ob du diese Erklärungen gemerkt hast. 1) Wodurch kann die Tugend des Menschen fest werden; durch was für eine Wahrheit? 2) Was heißt: die Wahrheit ist unwandelbar? 3) Warum hoffe ich von Gott, daß er mir diese Wahrheit schenken — daß er mir zur Einsicht derselben helfen wird? 4) Durch welche Kraft meiner Seele gibt er mir sie? 5) Was heißt: diese Wahrheit leuchtet mir? Sie leuchtet mir in voller Klarheit? Wodurch wird sie befleckt und dunkel? 6) Was ist die Täuscherei der Sünde? 7) In welchem Verstande heißt der Schwache ein Kind Gottes? 8) Verführen — zur wirklichen Sünde bringen wird ihn das Verführerische derselben nicht mehr, wenn er die Tugend, ihre Würde und Wohlthätigkeit einmal recht kennt und immer vor Augen hat: aber wie könnte es ihm doch werden? Und wenn ihm nun um seine Tugend bange sein müßte: könnte da der Friede in seinem Innern bleiben? Welche Furcht vertreibt ihn? So denke du beständig und bitte Gott, daß er dir ihn bewahre — den Gedanken: Nur durch Tugend bin ich ein wahrer Mensch. Mag also eine sündliche Handlung noch so unschuldig, noch so nützlich, noch so vergnügend scheinen; oder mag sie mir unbedeutend — der Schade, den sie anrichtet, leicht ersetzbar vorkommen: sie ist doch Sünde; ist erniedrigend; für mein wahres, bleibendes, ewiges Wohl allemal schädlich.

lich. — Nun verwandelt sich der Wunsch, daß diese Wahrheit dem Verstande beständig gegenwärtig bleiben möge, in das Gebet, daß Gott mittelst unsres so erleuchteten Verstandes unsre ganze Seele bilden möge — in das Gebet um den Segen dieser Wahrheit. Ja! Gott muß sie seegnen; Gott die Seele durch sie bilden. Wer muß mir, um nur Eins anzuführen, die Kraft meines Verstandes bewahren, daß ich diese Wahrheit recht und oft genug bedenken kann? Wer muß die Umstände so fügen, daß sie mir eben zu der Zeit in ihrer ganzen Stärke vorgehalten wird; wann ich recht für sie vorbereitet, gestimmt bin, damit sie gleich zum ersten Male einen tiefen, unvertilgbaren Eindruck auf mich mache? Wer muß mir den eindringlichen Prediger dieser Wahrheit senden? Sie kann mich überzeugen, rühren: aber sie bildet mich darum noch nicht. Wenn dieß geschehen soll: so muß meine Vernunft nach u. nach immer mehr Stärke gewinnen; es muß eine Begierde nach der andern geschwächt werden und sich der Herrschaft der Vernunft unterwerfen. Ich muß also oft Veranlassung finden, an die Wahrheit zu denken; sie auf mich anzuwenden; ich muß liebreich-ernstlich warnende Freunde an meiner Seite haben; die Versuchungen dürfen für meine jedesmaligen Kräfte nie auf einmal zu stark werden. Ich muß also beständig unter der leitenden und bewahrenden Vorsehung Gottes stehen. Und also noch einmal: Wer muß mich durch jene Wahrheit bilden und erziehen? — Nicht bloß die Wahrheit der Tugend, sondern die Religion — die durch sie gewirkte Liebe zu Gott selbst kann mich vor der Sünde bewahren. Die Liebe

Got-

Gottes gegen mich und meine Liebe zu Gott muß mir das höchste Gut werden. Die Liebe Gottes gegen mich: denn, wenn Gott mich liebt; so kann ich bei der Tugend nie verlieren — die Schätze der allmächtigen Weisheit, die mein sind, wiegen Alles auf. Meine Liebe zu Gott: denn wenn Gottes heilig-weise Güte und Allmacht mir erst über Alles theuer ist; so erwarte ich mein ganzes Glück von ihr auf dem, von ihr vorgezeichneten Wege der Tugend, und ich kann von Gott, dem Urbilde der Tugend, dem höchsten Freunde derselben, nur Seeligkeit durch Tugend erwarten wollen. Schon die Vernunft und das Gewissen zwingen mich, die Tugend über Alles zu achten. Was wird das Anschaun der lebendigen Tugend, der Gottheit, wenn sie mir einmal mein Herz abgewonnen hat, bei mir wirken? Ich kann durch keine, noch so widrige Erfahrung an ihr irre werden: denn ihre Vernunft, von der die meinige ein bloßer Abdruck ist, ist in ihren weitern Absichten unerforschlich. Meine Vernunft muß wahre Vernunft sein; muß mit der ihrigen übereinstimmen; sie muß die Weisheit enthalten, die mir zu meiner Bestimmung nothwendig ist: aber die ihrige ist gleichwohl höher, als sie, und sie kann mir also in ihren Verfügungen bisweilen räthselhaft sein. Aber eben diese Räthsel unsrer hiesigen Schicksale bürgen mir für die Ewigkeit, in der sie sich lösen werden. Je weniger der Mensch hier gilt: desto mehr muß er dort gelten. — Hab' ich mich, durch eine so unüberwindliche Liebe zu Gott, ihm erst ganz hingegeben: dann handle ich auch ewig zu seiner Ehre;

dann

dann wird kein Reiz der Sünde mich mehr verführen. In jedem Gedanken, jedem Wunsche, jedem Wollen wird sich's mir — in jeder meiner Thaten Andern zeigen, was mir Gott werth ist; die in mir und durch mich wirkende göttliche Kraft wird sich in meinem ganzen Wesen offenbaren.

V. 6. O bilde, Vater! meine Seele:
in deiner Liebe mache mich,
daß ich kein andres Gut mir wähle,
gewiß und unveränderlich.
Denn, bin ich erst dein Eigenthum:
so bin ich ewig auch dein Ruhm. —

Sprüchwörter mit Erläuterungen.

Rom ist nicht in einem Tage gebaut.
Begonnen ist halb gewonnen.
Alle Dinge müssen einen Anfang haben.

Rom ist eine große Stadt. Das versteht sich ja von selbst, wirst du sagen, daß die nicht in einem Tage gebaut ist. Aber jetzt steht sie doch, und hat schon lange gestanden. Warum wird in diesem Sprüchworte nicht eine kleine Stadt oder gar ein Dorf genannt? Wenn du diesen Ausspruch im Gespräche anwenden wolltest, und, statt Rom zu nennen, eine andere, nicht so bekannte Stadt nenntest, gesetzt auch, sie wäre eben so groß, als Rom: warum würde dich nicht Jeder verstehen? Wenn er z. B. nicht so die Größe der von dir genannten Stadt kennte? Aber Rom war und ist noch eine weltberühmte Stadt, von der Jedermann

mann weiß, daß sie groß ist. Wenn R. in einem Tage gebaut wäre: wäre da seine Erbauung so merkwürdig? Wenn sich eine gehörige Anzahl Menschen vereinigte: meinst du nicht, daß sie in einem Tage eine Menge Hütten bauen könnten? Aber wäre ein solches Hüttendorf auch von Dauer? Aber eine große, feste Stadt — die will Zeit haben. Wenn nun die ersten Erbauer Rom's gedacht hätten: In Einem Tage — also in kurzer Zeit wird der Bau der ganzen Stadt doch nicht fertig; also wollen wir ihn lieber gar nicht anfangen: was wäre dann ganz unterblieben? Aber, als einmal der Anfang und ein guter Anfang gemacht war: was geschah dann weiter? Und warum steht also nun wirklich das große Rom da? War hier nicht der gute Anfang so gut, wie der halbe Bau selbst? Wie wahr also: Begonnen ist halb gewonnen! Und umgekehrt: Wenn nie ein Anfang gemacht wird: was kann da auch nicht geschehen? Also: Alle Dinge müssen einen Anfang haben. Wenn von Dingen die Rede ist, die Menschen mit aller ihrer Anstrengung und Kraft nicht zu Stande bringen können, die aber doch da sind ohne Wunder: wie muß ich da von ihnen denken? Das trockne Land, das sonst Meeresgrund war, konnte das auf einmal entstehen? Oder wenn von großen, menschlichen Unternehmungen die Rede ist, die Zeit haben wollten: wie muß ich davon mit Anwendung auf mich denken? Wenn die Menschen eine noch so nützliche Sache nicht anfangen wollten, weil sie dächten: Ihr werdet doch die Freude nicht haben, sie fertig (vollendet) zu sehen; ihr werdet doch

den

den Nutzen und das Lob davon nicht einärnten; ihr werdet mit Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen haben, wenn ihr die Sache auch nur in Gang bringen wollt, und am Ende verdankt man's euch doch nicht: käme sie da zu Stande? Und kann doch wohl für alle künftige Geschlechter ein sehr nützliches Werk sein. — Ueberlege nun noch einmal alle drei Sprüchwörter in Verbindung! 1) Der Bau einer großen, festen Stadt war gewiß schwer; foderte Zeit und Kräfte: aber sie kam doch in aller Größe und Herrlichkeit zu Stande. Welche Bedenklichkeiten dürfen uns nun nie von einer nützlichen Unternehmung abhalten? 2) Ein guter Anfang ist so gut, als wäre die Sache schon halb vollendet. Welche Hoffnung darf ich also hegen, wenn ich eine Sache mit Vorsicht und Eifer — d. h. gut anfange? Worauf darf ich mich also schon im voraus freuen? Wer sich zum voraus freut über etwas, das er selbst zu Stande bringen kann: was wird der desto lieber thun? selbst thun? Oder wird er darauf warten, daß und bis ihm Andere diese Freude wirklich verschaffen? Das heißt: die Hoffnung, die er sich machen darf, ermuntert ihn, seine Kräfte selbst anzustrengen. 3) Wenn Niemand den Anfang macht, wird aus der ganzen Sache nichts: und wenn auch der Anfang noch so gering ist; so ist er doch selbst zum größten Werke unentbehrlich. Bin ich nun der, der die Wichtigkeit und Nützlichkeit der Sache einsieht — vielleicht eher, als jeder Andere; bin ich vernünftig und edel genug, nicht das Lob vom ganzen Werke haben zu wollen; und ist mir's

M nicht

nicht um den Dank und das Lobpreisen der Welt zu thun: wozu werde ich mich entschließen?

Wenn du etwas lernen willst, oder kannst, dessen Erlernung Mühe und Geduld fodert: wie willst du denken? Wenn du einmal ein einsichtsvoller, erfahrner, rechtschaffener, patriotischer (dein Vaterland, deine Mitnachbarschaft und Mitgenossenschaft liebender) Mann und überhaupt ein Menschenfreund geworden bist, und du kannst ein gutes Werk stiften, eine gute Ordnung einführen, einen schädlichen Mißbrauch abstellen — wenn du vielleicht, nach deiner Ueberzeugung, gerade der rechte Mann dazu bist: was willst du thun? Aber gesetzt, kein Mensch erwartete so was von dir; keiner muthete dir's zu; man verdächte dir's sogar; du zögest dir damit Widerwillen zu, der dich aber darin nicht hindern könnte; du hättest Nachtheil davon, der aber nicht so bedeutend wäre, als die Nützlichkeit deines Werks für Andere; du hättest am Ende weniger Ehre und Vortheil davon, als deine Nacharbeiter: was wolltest du gleichwohl thun? Wie denken gewöhnliche kleine Menschen, wenn es darauf ankömmt, etwas Gutes zu stiften? Aber wie willst du, als braver Mann, nicht denken? —

Man soll nichts Neues auf- und nichts Altes abbringen.

Das Alte ist gut zu behalten.

Zuerst mußt du das Wort „sollen„ verstehen. Wenn ich sage: du sollst das und das thun — heißt das: du kannst, du magst, wenn du willst — es steht bei dir? Aber gezwungen wirst du doch auch nicht mit Gewalt dazu. Denn, wenn du es ohnedieß thun müßtest; wenn ich

z. B.

z. B. deinen Arm nähme und ihn nach meinem Willen bewegte: was brauchte ich da nicht erst zu dir zu sagen? Eine äußerliche unwiderstehliche Nothwendigkeit ist nicht da; aber deiner Willkühr ist die Sache auch nicht überlassen: was für eine Nothwendigkeit muß also statt finden? Eine innere Nothwendigkeit kann nur in der Vernunft liegen. Denn, muß wohl eine Neigung, eine Begierde befriedigt werden? Wer hat erst zu urtheilen, ob sie jetzt befriedigt werden darf? Welche höhere Seelenkraft? Ein Trieb zwingt innerlich, und ebenfalls so, daß man nicht widerstehen kann. Dein Lebenstrieb z. B. zwingt dich, die Gefahr eines Sturzes zu meiden. Aber überlegst du da erst, ob die Sache gut sei, oder nicht? Oft hast du zu einer solchen Ueberlegung bei Lebensgefahren gar nicht einmal Zeit. Aber bei dem, was du sollst, kannst du doch fragen: warum du sollst? Wenn dir deine Eltern etwas befehlen: so kannst du doch fragen: ob du ihnen gehorchen sollst, und warum? Und, wenn dein Gewissen oder deine Vernunft sagt: Ja! warum ist dir's dann nothwendig? Wie handeltest du, wenn du es nicht thätest? Was für ein Mensch wärest du?

Was nun durch Vernunft nothwendig ist, ist recht, und was durch deine Vernunft für dich nothwendig ist, deine Pflicht. Wie könntest du nun das erste Sprüchwort anders ausdrücken? Man soll, oder: es ist recht, nichts N. — abzubringen; oder: es ist nicht recht, etwas N. — abzubringen.

Was fällt dir aber gleich für ein Zweifel ein? Ist denn alles Neue verwerflich, und alles Alte

lobenswerth? Wenn nun das Neue besser wäre, als das Alte? Wie sprichst du da? Wenn alles Alte gut wäre: was brauchte ich da nur zu wissen, um es gut zu finden? Worin läge da der Grund seiner Lobenswürdigkeit? Kann aber dieser Grund darin liegen, daß es alt ist? Wenn die Alten gar nichts Ungescheutes eingeführt hätten: was für Menschen wären alle Alte gewesen? Und wenn die Neuen — jetzt Lebenden gar nichts Kluges zu machen wüßten: wie müßten sie da alle sein? Warum dünkt es dir unvernünftig, von allem Alten und allen Neuen so zu denken? Wenn du nun dächtest: das ist neu, darum ist es nicht gut: das ist alte Sitte, darum muß sie auch gut sein — fragtest du da erst nach der Beschaffenheit der Sache selbst, ehe du urtheiltest? Du urtheiltest von beiden schon vor der Kenntniß von der Beschaffenheit der Sache: das nennt man ein Vorurtheil. Das Urtheil, die Meinung, der Glaube: alles Neue ist schlecht; alles Alte ist gut — stände bei dir schon fest — du hieltest es ganz gewiß für wahr. Wenn du nun hörtest: das und das ist neu — wie urtheiltest du da von dieser Sache? Und, wenn du hörtest: das und das ist alt — wie urtheiltest du abermals gleich, ohne die Sache weiter zu kennen? Du urtheiltest so aus Vorurtheil. Urtheiltest du dann vernünftig? Warum nicht? Denn wonach fragtest du nicht? Und worauf kömmt es gleichwohl bei jeder Sache an?

Die Umstände in der Welt ändern sich, und ob eine Einrichtung nützlich oder schädlich sein soll, kömmt vielfältig auf die Umstände an.

Doctor

Doctor Luther schaffte manche Kirchengebräuche nicht ab, die gleichwohl der bessern Kenntniß von Gott zuwider waren, weil sich der gemeine Mann einmal zu sehr daran gewöhnt hatte, und weil viel wichtigere Dinge geschehen mußten. Jetzt ist das Wichtigere geschehen, und die Leute sind nicht mehr so erpicht aufs Alte: was könnte man also jetzt gar wohl thun? Etwas Altes könnte also, da man es einführte, recht gut gewesen sein. Warum? Und jetzt wäre doch wohl zu rathen, daß man es abstellte. Warum? Wie würdest du in diesem Falle sagen? Es ist allerdings recht, etwas Neues auf- und das Alte abzubringen.

Aber ist das allemal recht? Worauf kömmt es an? Wie muß das Neue beschaffen sein, das auf„ — und das Alte, das abgebracht werden soll? Wenn aber das Neue an und für sich noch so gut — das Alte an und für sich noch so verwerflich wäre: soll man die Aenderung gleich vornehmen? Worauf kömmt es noch überdieß an? Die Umstände der Sache heißen eben alles das, was die Sache nicht selbst ist: sondern was in der Zeit, der Beschaffenheit des Orts und der Menschen liegt, wann, wo und für welche die Aenderung gemacht werden soll. Der Reformator, der wirkliche oder vermeinte (sich selbst dafür haltende und von Andern dafür gehaltene) Verbesserer, der nicht erst fragt: ist meine Verbesserung wirklich besser, und paßt sie auch zu den Umständen? übereilt sich (handelt zu schnell, weil er nicht die Ueberlegung anstellt, die er doch hätte anstellen sollen und können). Wovor soll uns also das Sprüchwort warnen?

Wirst

Wirst du aber sagen: Es darf nichts Neues eingeführt werden, weil man das Alte einmal gewohnt ist und also weiter keine Mühe hat, sich darein zu schicken? Wie nennst du den, der sich nicht gern um etwas bemüht, weil es ihn in seiner Bequemlichkeit stört? Was liebt er: denn worin läßt er sich nicht gern stören? Er ist gern bequem: wie heißt er daher? Warum fragt dieser Mensch nicht nach der Güte (guten Beschaffenheit) einer neuen Einrichtung? Aber läßt sich das Neue nicht auch gewohnt werden? Ob also gleich das Alte gut zu behalten ist: ist es deswegen an sich so gut, daß es stets bleiben soll? Wem mag es allenfalls lieb sein, wenn es immer bei'm Alten bleibt? Aber wenn soll es nur dabei bleiben? Denn unter welchen Bedingungen darf man nur an eine neue Einrichtung denken? Wenn würdest du also gegen das Neue sein? Wenn wirst du gern dazu helfen?

Was dich nicht brennt, das sollst du nicht löschen (das blase nicht).

Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Ein Jeder für sich: Gott für uns Alle.

Wenn eine Feuersbrunst entstanden wäre, die dich und dein Eigenthum nicht in Gefahr setzte (gefährdete): sollst du nicht löschen helfen? Wenn ich also Schaden und Gefahr für Andere verhüthen kann: was soll ich thun? „Was du vernünftiger Weise willst, daß dir die Leute thun sollen, sollst du auch Ihnen thun.„ Und kannst du Andern einen Schmerz ersparen (machen, daß sie davon frei bleiben) oder lindern (machen, daß

er für sie linder, gelinder wird — daß sie ihn nicht so sehr fühlen): was ist da deine Pflicht?

Was ich nicht weiß, macht mir keinen Kummer, keine Verlegenheit, keine Angst. Mit der ängstlichen Unruhe ist immer verbunden, daß uns das Blut nach Kopf und Herzen gepreßt wird; daß wir also eine fieberhafte Hitze fühlen. Bekümmern wir uns nun um die Noth Anderer: so macht sie auch uns bange. Dieser Bangigkeit weichen wir aus, wenn wir Jeden gehen lassen, wofür er gut ist — ihn allein für sich sorgen lassen. Ist es aber recht, menschenfreundlich, so unbekümmert um Andrer Wohl zu sein? Sollen wir es geflissentlich vermeiden, fremde Noth genauer kennen zu lernen, damit sie uns nur nicht an's Herz greife, und unser schon durch den ersten Anblick gerührtes Herz uns dringe, daß wir uns um den ganzen elenden Zustand des Leidenden bekümmern? Dann könnten wir sagen: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß; dann könnten wir uns damit entschuldigen: wir hätten doch das Elend unsres Mitbruders nicht ganz gekannt; es hätte uns also auch nicht tiefer zu Herzen gehen können; wir hätten uns zur thätigen Hülfe nicht gedrungen gefühlt. Aber, wenn ich einen Leidenden nur von fern kenne: soll ich ihn nicht aufsuchen, um zu sehen, ob ich ihm helfen kann oder nicht? „Ich will dem Leidenden nicht nahe kommen, damit mich sein Leiden nicht ganz rührt„ — heißt das nicht: „ich will mich der Barmherzigkeit mit allem Fleiße entziehen?„

„Ein Jeder sorge für sich: Gott für uns Alle„. Wir empfehlen uns Alle Gott, weil Keiner sich um den Andern bekümmert.

mert. Aber wie will denn Gott für uns Alle sorgen? Will er es ohne Mittelspersonen thun? Will er nicht eben durch Menschenfreunde, durch unsere wechselseitige Liebe unser Glück gründen und befördern? Dazu hat er uns ja theilnehmende Herzen gegeben, und uns von einander abhängig gemacht (gemacht, daß Keiner den Andern ganz entbehren — daß Einer dem Andern so viel helfen — daß Jeder durch helfende Freunde desto zufriedener, bequemer, glücklicher leben kann.) Was dünkt dich also zu diesem Sprüchworte?

Wir sollen also für Andre sorgen und uns ihrer Noth annehmen: aber wie weit? und wie sehr? Soll ich Andern helfen: wenn ich selbst elend bin? Freilich; so gut ich bei meinem eignen Elende noch kann: denn vielleicht bin ich doch nicht so unglücklich, wie der Andere; vielleicht hab' ich noch Kräfte für ihn übrig. — Aber welchen Unglücklichen soll ich mich widmen? Allen kann ich ja nicht; sonst würde ich mich bald selbst zum hülfsbedürftigsten Menschen machen. Also in der Regel nur denen, die mir die nächsten sind — meinen Verwandten und Bekannten. Ist eines Fremden Noth dringender, als die ihrige: dann diesem Fremden. — Und wie viel soll ich für denjenigen thun, dessen ich mich einmal annehme? Wenn ich ihn, ohne daß ich mich selbst sogleich oder in der Kürze hülfsbedürftig mache, ganz aus seinem Elende herausreißen kann: so soll ich, was ich ganz thun kann, nicht halb thun. Aber ich soll nicht thun, was er selbst für sich zu thun im Stande ist. Dadurch beraubte ich ihn ja der Zufriedenheit, seine Pflicht

für sich selbst zu thun, und ich beförderte den Leichtsinn — ich machte den äußerlich Elenden noch innerlich elend dazu. Ich soll ihn also durch meine Rettung nur in den Stand setzen, sich seine noch übrigen Bedürfnisse durch seine eigne Thätigkeit zu verschaffen. Soll also das Sprüchwort vor übertriebener Gutwilligkeit warnen: so hat es recht. Wenn würde, nach dem Gesagten, die Gutwilligkeit übertrieben sein?

Aber das Sprüchwort kann auch auf andere Fälle gehen. Man soll sich z. B. nicht unberufen in fremde Streitigkeiten mischen. „Unberufen„ d. h. ungerufen (wenn uns Niemand zu Schiedsrichtern bestellt hat) — oder: wenn wir dem Verstande und Herzen der Streitenden vorgreifen würden (wenn wir nicht wissen, ob unsre Vermittelung nöthig, oder ob sie ihnen annehmlich ist; (ob sie so viel Zutraun zu unsrer Einsicht und Unpartheilichkeit haben, daß sie sie annehmen wollen.) —

„Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.„ Wenn ich eine Sache mit Fleiß nicht wissen wollte, um die ich mich doch hätte bekümmern sollen: so bin ich deswegen nicht von der Verantwortung frei. Aber, wie da: wenn ich etwas nicht weiß, was ich nicht wissen konnte? Welche Uebertretung eines Gesetzes hast du zu verantworten: welche nicht? („Verantworten„ — dem Richter, der Uebertretung des Gesetzes wegen, auf die Frage antworten: warum thatst du das? und, wenn man die Uebertretung nicht entschuldigen — seine Unschuld dabei nicht zeigen kann, sich das Urtheil des Richters: du bist schuldig; du verdienst Strafe —

ge-

gefallen lassen). Du wärest nur dann unschuldig, wenn du das Gesetz durchaus nicht hättest wissen können. „Verantwortlich„ wegen einer Vergehung heißt der, der sich deshalb verantworten soll; dessen Pflicht die Verantwortung ist.

„Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß„ ich will also lieber Manches nicht wissen; z. B. nicht wissen, was manche Leute von mir urtheilen, um nicht dadurch beunruhigt zu werden. Wenn du also denkst, daß Anderer Reden über dich dir nicht gleichgültig sein werden: wie sprichst du da zu dem, der sie dir hinterbringen will? Wenn du aber gern wissen wolltest, wie die Leute mit deinem Verfahren zufrieden sind, um dich darnach zu richten: wie sprichst du da nicht? Gesetzt, du hättest nach deinem besten Wissen und Gewissen (so gut du die Sache selbst und deine Pflicht dabei kanntest) gehandelt: so sollen dir zwar die Urtheile Anderer deine Zufriedenheit nicht stören; aber du kannst doch vielleicht mehr Klugheit für ein ander Mal daraus lernen. Wie sprichst du in diesem Falle abermals nicht?

Wenn z. B. in Feuersgefahr Jeder auf seine Rettung denkt und denken muß: da heißt es sehr wahr: „Jeder für sich; Gott für uns Alle„. — Jeder sorge für sich; Gott sorgt für uns Alle. Oder soll hier Jeder nicht für sich sorgen, sondern für einen Andern, und erwarten, daß ein Anderer wieder für ihn sorge? Was würde daraus für Nachtheil entstehen, wenn nicht bestimmt wäre, wer des Andern Eigenthum retten sollte? Würde da nicht Mancher zu viel helfen=

sende Hände und Mancher zu wenig haben, oder gar verlassen sein? Und wenn die Personen selbst in Gefahr sind: was thut Jeder, so gut er kann? Soll er erst erwarten, daß ein Andrer ihn flüchte? Jeder ist ja sich selbst der Nächste: er kann Nichts für Andere thun; wenn er nicht selbst lebt und Kräfte hat — so sorge er also vor allen Dingen für sich, um dann auch für Andre sorgen zu können. —

Des Guten kann man nicht zu viel thun.

Gut hat mancherlei Bedeutungen. Wenn dir ein Braten gut schmeckt: so ißt du gern davon. Aber ob er dir eben bekommen wird? Was gut schmeckt, ist für den Geschmack angenehm; oder ist für den Essenden durch den Geschmack angenehm: aber daraus folgt nicht, daß er dir gesund — deiner Gesundheit zuträglich — also nützlich ist. Ich sage also: ob er dir gleich gut (angenehm, lieblich) schmeckt: so ist er dir doch nicht gedeihlich, gesund, stärkend — also nicht nützlich. Wenn du eben einen schwachen Magen hättest: so würdest du ihn dadurch noch mehr schwächen. Da würde also die Folge — das, was aus dem Genusse entsteht, wieder nicht angenehm sein. Wie viel Bedeutungen des Wortes „gut„ sind das? Was heißt 1) gut (angenehm); und 2) — (nützlich); und was heißt nun wieder „nützlich?„ Wenn du gesund bist und bleibst: so kannst du arbeiten und dabei wieder manches Vergnügen genießen; dadurch gewinnt dein und Anderer Bestes; du kannst das besser sein und leisten und genießen, was du sein und

leisten und genießen sollst. Was heißt also eigentlich nützlich, wenn es auch nicht gerade angenehme Folgen für dich hätte?

Kann man nun des Guten oder des Angenehmen nicht zu viel thun? Nicht zu viel essen, trinken, sich Vergnügungen machen?

Aber kann man des Nützlichen nicht zu viel thun — z. B. zu viel lernen? sich in einer nützlichen Geschicklichkeit zu viel üben? Wenn man aber darüber etwas noch Nützlicheres und Wichtigeres (woran um seiner selbst und um seiner Folgen willen noch mehr gelegen ist; was nicht aufgeschoben werden darf) versäumt? Wenn man sich zu wenig Ruhe und Erholung gönnt, und dadurch auf einmal unbrauchbar macht — wenn man also, um einen guten Zweck zu erreichen, sich die Erreichung aller guten Zwecke unmöglich macht? Wie könntest du z. B. in deinen Schreib-Uebungen zu viel thun, ob es gleich sehr nützlich ist, wenn man recht fertig schreiben kann?

Aber gut heißt auch Pflicht und Tugend. Sie sind gut, wenn sie auch weder angenehm, noch nützlich wären; denn die Vernunft befiehlt sie. Gut ist also so viel, als recht — vernünftig. Aber kann man nicht aus Wohlthätigkeit gegen Arme ein Verschwender werden; durch Arbeitsamkeit seine Kräfte vor der Zeit abstumpfen? Aber ist denn eine verschwenderische Wohlthätigkeit und eine thörichte, geizige, oder ehrgeizige Arbeitsamkeit noch recht, tugendhaft, pflichtmäßig? Kann man also in der Tugend selbst zu viel thun? Denn schreibt die Vernunft nicht zugleich vor, wie, in welcher Maaße,

unter welchen Umständen Jeder das Angenehme genießen und das Nützliche thun soll? Wer sich also im Genusse des Vergnügens, das ihn aufheitern und stärken — und in den Bemühungen, wodurch er sich oder Andern nützlich werden soll, nicht genau nach den Regeln der Vernunft richtet: handelt der noch pflichtmäßig? (der Pflicht gemäß, nach der Pflicht): und wer nicht genau so handeln will, wie es seine Pflicht (das, was für ihn, nach seinen Umständen, recht ist) mit sich bringt, ist der noch tugendhaft? Kann man also in Pflicht und Tugend zu viel thun — (d. i. mehr, als die Regel der Pflicht vorschreibt, mit Wissen und Willen thun) und dabei noch tugendhaft bleiben?

Du hast vorhin gehört, daß man im Essen und Trinken leicht zu viel thun kann, obgleich essen und trinken gewiß etwas Gutes — d. h. Angenehmes und Nützliches ist. Aber soll man dann gerade aufhören, wenn's am beßten schmeckt? Und doch sagt das ein anderes Sprüchwort.

Wenn's am beßten schmeckt, muß (soll) man aufhören.

Es gibt viel Leute, die essen ohne Hunger. Ist das natürlich: oder widernatürlich? Warum schickt sich's also nicht für den Menschen? Und was wider die menschliche Natur ist: kann das recht — vernünftig sein? Denn die Vernunft ist doch Vernunft des Menschen. Für wen müssen sich also ihre Vorschriften schicken? Wessen Natur — welche Natur kann die Vernunft nicht verderben — schwächen, zerstören wollen? Wenn sie aber die Erlaubniß gäbe, ohne Hun-

Hunger zu essen, ohne Durst zu trinken? Wenn mich nicht hungert: was verlangt da mein Magen nicht? Also er verlangte keine Speise und bedürfte sie nicht, und ich gäbe sie ihm doch — d. h.: ich dränge sie ihm auf; ich zwänge ihn, sie anzunehmen. Wie viel Speise wird er dann wohl ordentlich verdauen? Und was er nicht gut verdauen kann: ist das dem Körper gesund? Was ihm nicht gesund ist: muß ihn ja schwächen. Was würde also die Erlaubniß der Vernunft, ohne Hunger zu essen, zur Folge haben?

Wenn der Mensch recht hungrig ist: verlangt er da etwas Delikates (Köstliches, vorzüglich Wohlschmeckendes)? Warum gibt er jetzt nicht auf den Wohlgeschmack Achtung? Was fühlt er jetzt vor Allem? Sobald nun aber sein Hunger gestillt ist: was merkt er dann, und worauf kann er nun merken? Und sobald er auf den Wohlgeschmack der Speise merkt; sobald ihm das Gemeinste nicht mehr gut genug ist: was ist dann gestillt? Bedarf nun die Natur noch Speise? Was sie nun nicht mehr bedarf: das ist überflüßig; das muß dem Magen aufgedrungen und aufgezwungen werden. Und das kann er dann nicht gut verdauen; das ist nicht gesund u. s. w. In welchem Augenblicke wird es wohl am allerbeßten schmecken? Wenn die erste Empfindung des Wohlgeschmacks eintritt: oder wenn man diese Empfindung schon eine Weile gehabt hat? Nur Eins von Beiden ist doch möglich, und wenn du bei'm zweiten Bissen den Wohlgeschmack zum zweitenmal empfindest; so hast du ihn doch bei'm ersten Bissen schon einmal empfunden.

den. Nun ist diese Empfindung doch was Altes; sie kann nicht mehr ganz den Eindruck machen, den sie zum allerersten Male machte. Kannst du mir nun sagen, wann — in welchem Augenblicke es am beßten schmecken muß? wann die Empfindung des Wohlgeschmacks den allerstärksten Eindruck machen muß? Diese allererste und stärkste Empfindung folgt dann, wenn der Mensch eben gesättigt ist.

In diesem Augenblicke soll man zu essen aufhören. Weißt du aus dem Vorigen noch: warum?

Aber wird man auch ganz genau den Augenblick wissen, da man gesättigt ist; so, daß man sagen könnte: dieser Bissen war zur Sättigung noch erforderlich, der folgende ist überflüßig? Man könnte also in der Pünktlichkeit, gerade nur zur Sättigung essen zu wollen, leicht zu ängstlich werden (so, daß man die Ueberschreitung der Regel ängstlich fürchtete). Man könnte, anstatt mit Ruhe und Vergnügen zu essen, sich seine Mahlzeiten zu Angstmahlzeiten machen. Wären sie da gedeihlich? Wann würde man also jene Mäßigkeit übertreiben, und warum darf man das nicht? —

Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen.
Sieh für dich: Trauen ist mißlich.
Trau, schau: wem?
Trauwohl reitet das Pferd weg; oder führt die Kuh aus dem Stalle.

Diese Sprüchwörter sagen so ziemlich einerlei. Aber erst muß ich dir eine Geschichte erzählen, von der das letzte hergenommen sein soll. Zu Leunenburg

burg in Preußen war ein sehr geschickter und listiger Pferdedieb. Er wettete: daß er das Pferd eines Dorfpfarrers stehlen und alsdann seine Laufbahn beschließen wolle. Der Pfarrer erfuhr dieß, und verschloß sein Pferd sehr sorgfältig, um die Absichten des Diebes zu vereiteln. Als der Geistliche einmal nach der Stadt reiten wollte: traf er unterweges den Dieb in Bettlerskleidern unter einem Baume liegend an, und die Krücken auf dem Baume. Nachdem der Pfarrer ihn gesehen hatte, rief er ihm zu: Bruder! auf! auf! es kömmt die Nacht herbei; du möchtest in Unglück kommen. Der Dieb antwortete: Ach! lieber Herr! es waren böse Buben hier, die haben mir meine Krücken auf den Baum geworfen, nun muß ich hier umkommen; denn ohne Krücken kann ich nicht von der Stelle. Der Pfarrer erbarmt sich seiner, springt vom Pferde und gibt es dem verstellten Bettler zum Halten. Er zieht seinen Reitrock aus, legt ihn auf das Pferd und steigt auf den Baum, um die Krücken zu holen. Der Dieb springt inzwischen aufs Pferd, wirft die Bettlerskleider ab, reitet davon und läßt den Pfarrer zu Fuß nach Hause gehn. Der Dieb wurde nachher erwischt und gehenkt.

Eine ähnliche Geschichte ereignete sich in einem Dorfe, zwo Meilen von Köln. Ein Fremder kehrte daselbst bei dem Wirthe ein. Dieser fragte ihn: wohin er wolle? Nach Köln auf den Markt. Das ist mir lieb, sagte der Wirth: denn da will ich auch hin. Sie machten also aus, daß sie den nächsten Morgen einander wecken wollten. Als Alles schlief: schleicht der Fremde in den Stall, führt die Kuh des Wirths hinaus, bindet sie unter-

terweges an einen Baum, geht wieder in's Wirthshaus zurück, und legt sich wieder in sein Bett. Früh treten der Fremde und der Wirth mit einander den Weg nach Köln an. Als sie an den Ort kommen, wo der Dieb die Kuh angebunden hatte, sagte dieser zum Wirth: er solle langsam vorausgehen; er habe auf dem nächsten Dorfe eine Schuld einzutreiben, und wolle bald wieder bei ihm sein. Vor der Stadt wartet der Wirth auf seinen Reisegefährten, welcher mit der Kuh nachkömmt und vorgibt: er habe sie für seine Schuld an Zahlungs Statt annehmen müssen. Der Wirth sagt: er solle zufrieden sein, es wäre eine gute Kuh und der seinigen so ähnlich, daß er schwören wollte, sie wäre es, wenn er sie nicht erst gestern Abends spät noch in seinem Stalle gesehen hätte. Der Dieb durfte sich nicht wohl auf dem Markte sehen lassen. Er beredete also den Wirth, daß dieser seine eigne Kuh um ein Trinkgeld verkaufte und ihm das gelöste Geld zustellte. Da hieß es also: „Trauwohl führt die Kuh aus dem Stalle.„

Aber vielleicht siehst du doch noch nicht ein, warum das Sprüchwort gerade so lautet. Könnten denn in beiden Geschichten die Diebe oder die Bestohlnen Trauwohl heißen? Denn wer beging den Fehler, Andern zu wohl, zu sehr zu trauen? Aber ritt denn der bestohlne Pfarrer das Pferd weg? und führte der Wirth die Kuh aus dem Stalle? That es also die Person, die Trauwohl heißen müßte? That es Trauwohl selbst? — Aber was war beider, sowohl des Pfarrers, als des Wirths Fehler? Sie trauten zu sehr; ihre gutherzige, aber unkluge Regel, die sie sich selbst gegeben hatten, war: Trau' du

nur! habe nur zu Jedermann gutes Zutraun! „Wohl„ h. so viel, als: ganz: „Traue nur ganz! hege nicht das geringste Mißtraun!„ Dieses gänzliche, ganz unbedenkliche Zutraun — diese gutherzig-unkluge Maxime (Regel, die sie zu der ihrigen gemacht hatten) ritt also eigentlich das Pferd weg; führte die Kuh aus dem Stalle. (Ich nehme mit dieser Classe der Kinder, so wie mit ihren Lehrern die Erklärung gern genau, weil diese Genauigkeit das Nachdenken vorzüglich schärft, und weil es nicht sowohl auf Kenntnisse und auf die Menge des Erklärten und die Mannigfaltigkeit der Begriffe, als auf den Gewinn an Aufmerksamkeit und Verstand ankömmt. Ich will also auch ein Beispiel geben, woraus die Richtigkeit der Bedeutung des Wörtchens „wohl„ erhellet. Was heißt jenes Bekannte: „Wohl aus den Augen, wohl aus dem Sinne?„ Heißt es etwas Anderes, als: Ist die Sache oder die Person, die man bisher so sehr liebte, nur einmal ganz aus den Augen: so schlägt man sie sich auch ganz aus dem Sinne — denkt nicht mehr an sie; fühlt Nichts mehr für sie. Kinder, denen die vorigen Denkübungen (für die erste und zwote Classe) nützlich gewesen sind, müssen einer solchen Genauigkeit fähig sein.

Wenn du die Worte eines Andern für wahr hältst: so glaubst du. Aber was mußt du dem, dem du glauben sollst, zutrauen? Denn, wenn du ihm nicht zutraust, daß er ehrlich und aufrichtig gegen dich ist, was mußt du bei seinen Worten fürchten? Woraus entspringt also der Glaube, den man Jemandes Worten beimißt? Hätten der Prediger und der Wirth nicht so viel Vertrauen

trauen auf die Ehrlichkeit der Leute gesetzt, mit denen sie's zu thun hatten: was hätten sie da gewiß auch nicht gethan? Und hätten sie ihnen nicht so geradezu geglaubt: was wäre dann der Fall nicht gewesen? Durch ihr zu großes Zutraun wurden sie betrogen; dieses Zutraun war eigentlich der Dieb: Trauwohl reitet das Pferd weg u. s. w.

Ist es also gut, Jedermann so geradezu zu trauen; jeden für einen ehrlichen Mann zu halten? Darf man aber Niemanden trauen? Ist das Zutrauen zu Andern allemal schädlich? Also es kann übel ausschlagen: aber es muß nicht. Wenn du indessen einen Fremden noch gar nicht kennst, was könnte dir mit ihm doch sehr leicht begegnen? Eben dein allzugroßes, unvorsichtiges Zutraun könnte ihn verführen, dein gutes Herz zu mißbrauchen. Wie heißt nun die Sache, die sehr leicht übel ausschlagen — Gefahr bringen kann? Das Wort steht im zweiten Sprüchworte. Was wird da vom Trauen, vom Zutraun gesagt? Und weil es so mißlich — leicht gefährlich ist: was wird deswegen für eine Regel gegeben? Wenn man auf einem unebnen Wege geht, was muß man thun, um nicht zu fallen? Wenn du den Stein, der auf deinem Wege liegt, siehst, was wird dann nicht geschehen? Also muß man, um nicht zu fallen, vor sich hinsehen, um jeden Anstoß, der kommen kann, gewahr zu werden, mithin vorsichtig sein. Du könntest also sagen: „Sei vorsichtig: (denn) Trauen ist mißlich.„

Wie soll man aber vorsichtig sein? Worin soll die Vorsicht bestehen? Wie lautet das dritte

Sprüchwort? Soll man gar nicht und gar Niemanden trauen? Wie heißt es? „Trau'.„ Aber Allen und immer und gleich trauen? Was folgt nun für eine Vorsichtsregel? „Schau: wem?„ Wenn du einen Mann vor dir hättest, der dir schon Beweise seiner Ehrlichkeit gegeben hätte, oder einen Mann, dem an seiner Ehre viel gelegen sein müßte, oder einen gebildeten Mann, oder einen Mann, den zum Betruge keine Noth dränge: hättest du hier einen Grund, mißtrauisch zu sein? Ohne Grund, ohne vernünftige Ursache soll der Mensch nie handeln. Du fürchtetest, von ihm beleidigt zu werden: und was könntest du leicht selbst thun? Drücke nun einmal die Vorsichtsregel des Sprüchworts mit deinen eignen Worten aus?

Wer nicht so leicht Andern traut, was wird der auch nicht leicht thun, wenn man ihm etwas versichert? Denn woraus entspringt die Leichtgläubigkeit? Also, um nicht zu schnell und ohne vernünftigen Grund Andern zu glauben, muß man ihnen nicht ohne vernünftigen Grund trauen. Denn, wie lautet das erste Sprüchwort? Oder aus und durch Leichtgläubigkeit kann man leicht betrogen werden. —

Gedanken sind zollfrei.

Weißt du wohl, wann man Zoll gibt? Könnte also ein Fuhrmann mit seinen Waaren frei vor der Zollstätte vorbei fahren? Er wird angehalten; er wird gefragt, was er für Waaren hat; sie werden von den Zolleinnehmern untersucht. Sind die Gedanken der Nachfrage Anderer auch so ausgesetzt, wie die Frachtwaaren? Denn wie könnte ein Anderer meine Gedanken erfahren?

Kann

Kann er es ganz sicher aus meinen Mienen? Also müßte ich sie ihm geradezu wörtlich entdecken: aber kann er mich dazu zwingen? Warum kann mich nun meiner Gedanken wegen Niemand zur Rechenschaft ziehen? Dieß darf ja auch nicht geschehen, weil Gedanken an und für sich — d. i. wenn sie nur bloße Gedanken bleiben, wirklich nicht strafbar sind. Kannst du dir allemal verwehren, daß gewisse Gedanken nicht in deine Seele kommen? Ist es doch auch mit den Neigungen und Begierden so. Wir sehnen uns nach Etwas, wünschen Etwas, und diese Sehnsucht, dieser Wunsch ist uns selbst nicht recht; aber wir wissen nicht, wie wir dazu kamen. Wenn dir nun ein Gedanke, oder eine Begierde, die sich so wider deinen Willen in die Seele gedrängt hat, nicht recht ist: was kannst du thun? Und wenn du ihn, den Gedanken, unterdrückst, was beweisest du damit? Wenn du ihn aber selbst mißbilligst, kann man deswegen mit dir unzufrieden sein? Wer an seinen Gedanken Gefallen hat, was wird der thun, sobald er sie Andern mittheilen kann? Sagt er sie aber nicht, hält er sie mit Fleiß zurück, was darf man in diesem Falle von ihm glauben? Und ist er nun seiner Gedanken wegen strafbar? Indessen könnte man doch einen beleidigenden Gedanken von Jemanden haben, und man könnte ihn sogar mit Wohlgefallen hegen, warum kann uns deswegen gleichwohl Niemand zur Verantwortung ziehen? Wer weiß aber alle unsere Gedanken? Wer weiß untrüglich, ob wir dabei unschuldig sind, oder nicht? Und vor wem sind also auch die Gedanken nicht zollfrei? —

Wer

Wer viel redet, der lügt gern.
Wer Etwas gern thut, thut es selten? hüthet sich davor? Oder vielmehr —? Was heißt also, der Schwätzer lügt gern? Also kann man immer vermuthen, daß unter seinen vielen Reden Unwahrheiten vorkommen. Wer viel Neues erzählen will, muß viel Neuigkeiten wissen. Wenn er nun wenig weiß, und doch viel erzählen will: was muß er thun? Wenn er viel über eine Sache sprechen will, von der doch wenig zu sprechen ist: was muß er abermals thun? Gesetzt nun, man zweifelte an seiner Erzählung, und er wollte ihr doch Glauben verschaffen: wie wird er sich zu helfen suchen? Man würde sie glauben müssen, wenn er die Sache selbst gesehen —; die Reden Anderer, die er anführt, selbst mit angehört hätte; oder wenn er Leute nennen könnte, die das Erzählte gesehen und gehört hätten. Wie führt also eine Lüge zur andern? Muß denn aber Jeder, der viel redet, auch lügen? Wie würde da das Sprüchwort lauten? Welches Wort müßte wegfallen? Denn, wie haben wir das Wort „gern„ erklärt? Man kann ja wohl das Eine Mal wirklich viel zu reden oder zu erzählen haben, was wird in diesem Falle nicht geschehen? Wie wolltest du es nun machen, um nie zu lügen? Welche Regel wolltest du dir vorschreiben? „Wenn ich wenig weiß, so will ich auch wenig —.„ „Wenn ich von der Sache, von der ich rede, wenig weiß, so will ich auch von dieser Sache —.„ — „Was willst du nur von jeder Sache sagen? Wenn du überhaupt nur, was wahr und gewiß ist, erzählen willst, so wirst du Alles ordentlich überlegen. Und wenn du Alles wohl überlegst,

was

was wirst du dann nicht thun? Aber darf man denn von keiner Sache reden, die man nicht ganz gewiß weiß? Wie muß man von dieser reden? Was muß man von ihr sagen? Also immer so reden, wie man mit gutem Gewissen kann. Wenn du etwas nur vermuthest, wie wirst du da sprechen? Wirst du also deshalb gerade unwahr reden, weil du viel sprichst? Warum nicht? Und wenn man dir anmerkt, daß du in deinen Reden so überlegsam bist, nur das sagst, was du weißt; nur so viel von jeder Sache sagst, als du von ihr weißt; nur so von ihr sprichst, wie du von ihr denkst oder urtheilst: so wirst du mit Aufmerksamkeit und Achtung gehört werden. —

Gleich und Gleich gesellt sich gern. Wenn die erste Sache der zwoten gleich ist, wie verhält sich da die zwote wieder gegen die erste? Wende dieß auf zween Menschen an. Was heißt also hier: Gleich und Gleich? Worin können Menschen einander körperlich gleich sein? Bemerkst du wohl, daß Menschen von einerlei Größe gerade zusammenhalten? Denn, was heißt: sich gesellen? Wenn aber Menschen einerlei Neigungen oder Gesinnungen haben: was pflegt da der Fall zu sein? Mit welchen geht der Ordentliche am liebsten um? Aber der Lüderliche — zu wem hält sich der? Denn woran hat der Ordentliche Gefallen? Wozu würde aber der Ordentliche den Lüderlichen anhalten, wenn er mit ihm oft zusammen sein sollte? Und würde das diesem recht sein? Denn wozu hat er sich einmal gewöhnt? Wer sich nun zu schlecht gesinnten Leuten hält (Gesellschaft mit ihnen macht): wie ist der wahrscheinlich auch? Aber ich könnte einen

sol-

solchen Menschen bessern wollen. Kann ich das, wenn ich ihn ganz meide? Vielleicht suche ich in dieser guten Absicht sogar seine Gesellschaft. Was wird er aber nicht thun, wenn er merkt, daß er anders werden soll? Paßt also unser Sprüchwort auf diesen Fall? Und der Ordentliche, der einen Unordentlichen zu recht bringen will, sucht er seine Gesellschaft um des Vergnügens willen? Gesellt er sich gern zu ihm? Er muß ohne Zweifel manche Unannehmlichkeit von ihm abhalten; er gienge lieber nicht mit ihm um: aber warum thut er's doch? Wenn es darauf ankäme, eine Pflicht gern zu thun: so geschähe sie wohl manchmal nicht. Warum muß sie aber doch geschehen?

Man urtheilt: Gleich und Gleich geselle sich gern. Was könnte man nun auch von dir denken, wenn du dich zu unartigen, thörichten Menschen hieltest? Wäre es eine Ehre für dich, wenn man so von dir dächte? Wie willst du also künftig für deine Ehre sorgen?

Wenn man dich aber für einen schlechten Menschen hielte: warum würden ehrliebende Menschen nicht gern mit dir umgehen? Was sucht sich der Ehrliebende zu bewahren? Warum müßte er fürchten, seine Ehre zu verlieren, wenn er mit dir umgienge? Warum willst du dich also vor schlechter Gesellschaft hüthen?

Aber du könntest in derselben auch leicht verdorben werden. Wenn du etwas, das dir widrig ist, zum ersten Male siehst: wie wird es dir da gewiß sein? Siehst du es aber öfter: warum wird es dir immer weniger verdrüßlich sein? Anfangs, will ich setzen, scheutest du dich, dich mit kaltem Wasser zu waschen. Woran bist du aber

nun gewöhnt? Warum scheust du dich also nicht mehr davor? Was könntest du jetzt gar nicht unterlassen. Sieh! so ist es auch mit fremden Thorheiten. Anfangs fühlst du vielleicht Abscheu davor: aber wie wird es in der Folge gehen? Warum würdest du sie am Ende sogar mitmachen?

Und warum braucht Ein Thor sich vor dem andern nicht zu scheuen? Was üben also beide ungescheut vor einander aus? Und wozu reizt Einer den Andern? Müssen also ungezogene Menschen in ungezogener Gesellschaft nicht noch ungezogener werden? Jeder Mensch hat Schwächen und Unarten an sich; du wirst die deinigen auch haben: warum willst du nun dich zu den Bessern gesellen? Und so werde dir dieß Sprüchwort zu einer heilsamen Regel der Klugheit. —

Noth hat kein Gebot.

Noth hat kein Gesetz.

Man muß aus der Noth eine Tugend machen.

Wie heißt das Wort, das von dem Worte „Noth„ abgeleitet ist? Nöthig; also nothwendig. Was hätte denn also die Noth für ein Gebot oder Gesetz; oder: wonach müßte man sich in der Noth richten? Ich soll das thun, was nothwendig ist; also fällt freilich das hinweg, was sonst Pflicht gewesen wäre, wenn der Nothfall nicht statt gefunden hätte. Was ist nun im Nothfalle Pflicht? Was ist im Nothfalle dem Menschen von Gott und der Vernunft geboten; was ist für ihn Gesetz? Braucht man auf diese Art erst aus der Noth eine Tugend zu machen? Was ich thue, weil ich es für meine Pflicht halte, das ist für mich schon Tugend.

Was

Was ich also in der Noth thue, weil ich es in diesem Nothfalle für meine Pflicht halte, das ist in diesem Nothfalle für mich Tugend. Wie kehrst du nun diese Sprüchworte, wenn sie wahr sein sollen, um? „Noth hat allerdings ein Gebot — ein Gebot, ein Gesetz, das eben in der Noth gilt. „Und:„ Man braucht aus der Noth nicht erst eine Tugend zu machen, sondern was im Nothfalle Pflicht ist, das ist die unter diesen Umständen auszuübende Tugend.„

Du sollst den Feiertag, den zur öffentlichen Andacht bestimmten Tag, heiligen — heilig halten — durch Religionsübung von den Arbeits- oder Wochentagen unterscheiden. Das ist deine gewöhnliche Pflicht für solche Tage. Wenn es aber an einem Sonntage in deinem Orte brennt: was ist nun deine Pflicht? Und welche Pflicht muß jetzt dieser Nothpflicht weichen? Oder dürftest du es ruhig brennen lassen, um deine Andacht in der Kirche oder zu Hause zu verrichten? — Es ist Pflicht für dich, dein Leben zu erhalten und also auch zu schonen. Wenn aber ein Kind ins Wasser gefallen ist, und es ist für dich die geringste Wahrscheinlichkeit, daß du es retten könnest: was ist hier deine Pflicht? Wenn du aber dein Leben oder wenigstens deine Gesundheit darüber einbüßen solltest? Wagtest du hier Leben und Gesundheit nicht: so wäre das eben so viel, als wenn du dächtest: Dieß Kind mag immerhin umkommen; es ist am Leben desselben nichts gelegen; oder: es ist an seinem Leben nicht so viel, als an dem meinigen gelegen. Aber dieß Kind ist doch so gut ein Mensch, wie du; und du kannst in diesem Falle gerade nur das

Gute thun, daß du dieses Kind zu retten suchst. Alles andere Gute ist nicht so nothwendig, so dringend, als dieses. Du hättest also in diesem Augenblicke nicht für deine Pflicht gelebt; du hättest dein Leben auf eine gewissenlose Art geschont. Ein Anderer brauchte auch zu deiner Rettung sein Leben nicht zu wagen. Kein Mensch brauchte es für den Andern zu thun. Also die ganze Menschheit wäre der ganzen Menschheit nichts werth. Kann eine solche Denkungsart eine wahrhaft menschliche heißen? Ist sie dem hohen Werthe der Menschheit gemäß? Wolltest du etwa dein Leben schonen, weil du glaubtest, es sei nützlicher, als das Leben dieses Kindes; an dem Kinde sei nicht so viel gelegen, als an dir? Aber das kannst du ja nicht wissen; du kannst nicht wissen, ob Gott nicht durch dieß Kind einst viel wichtigere Absichten in der Welt ausführen will, als durch dich. Und dir wäre also der Mensch gerade nur so viel werth, als er Andern nützt. Also in deinen Augen wäre er um seiner selbst willen oder an und für sich nichts werth. So wäre deine Menschheit ja auch nichts werth. So wären ja die Menschen überhaupt nicht werth, daß Menschen für sie oder zu ihrem Beßten lebten. Du siehst also: In diesem Falle ist es deine Pflicht, dein Leben zu wagen; und es ist also nicht deine Pflicht, es zu schonen, weil du sonst nicht bloß die Menschheit des Kindes, sondern auch deine und die ganze Menschheit überhaupt verachtest, und durch Gewissenlosigkeit die Würdigkeit, zu leben, verlierst. Denn der Mensch soll für Vernunft und Tugend und also für seine jedesmalige

Pflicht

Pflicht leben — d. i. für sie seine Kräfte brauchen', weil die Vernunft über alle seine Kräfte gebietet, da sie einmal die oberste menschliche Kraft ist. Sobald der Mensch etwas thun kann, wodurch er sich als vernünftiges Wesen beweist; oder wodurch er zu erkennen gibt, daß ihm Vernunft und Menschheit über Alles geht: sobald soll er mit allen seinen Kräften dazu bereit sein. Dann braucht er seine Kräfte und sein Leben so, wie es dem hohen Werthe seiner Menschheit und der Menschheit überhaupt gemäß ist.

Darf man aber aus Noth stehlen oder rauben? Gesetzt: ich müßte verhungern, wenn ich mir nicht Nahrungsmittel zueignete, die dem Andern gehören — oder erfrieren, wenn ich dem Andern nicht seine überflüßige Kleidung zu meiner nothdürftigen Bedeckung allenfalls mit Gewalt abnähme (da mich etwa Räuber ausgezogen hätten). Hier setze ich nach aller Vernunft voraus, daß mir der Andere gern zur Fristung meines Lebens sein Eigenthum zu Gute kommen lassen wird, sobald er nur in Etwas menschlich denkt: und wäre er so unmenschlich, mir es zu versagen; so kann ich um seiner offenbaren Unvernunft und Unmenschlichkeit willen mein Leben nicht aufopfern. Er würde es gewiß thun, wenn er sich ganz in meine Lage versetzen — wenn er die Größe und den Drang meiner Noth ganz fühlen könnte; und ich kann ja dem Drange meiner Noth nicht ausweichen — ich kann sie nicht weniger empfinden, als ich sie wirklich empfinde; ich kann nicht erst lange Zeit

damit

damit zubringen, ihn durch Vorstellungen menschlicher zu machen. Die einzige Art, die Menschheit zu achten, ist hier: daß ich um der Unvernunft eines Unmenschen willen ein menschliches Leben nicht verderben lasse. Denn Eigenthum muß in Ehren gehalten werden nur dann und nur so lange, als es Eigenthum bleiben darf. Eigenthumsrecht ist nicht das Recht der Ungerechtigkeit, der Unbarmherzigkeit und Unmenschlichkeit. Das würde es hier sein. Denn, wer mit seinem Eigenthume einen Mitmenschen retten kann, und es geflissentlich versäumt, der hat ihn getödtet. Hier hat also Noth kein Gebot, kein Gesetz; oder vielmehr; hier hat sie das allerwichtigste Gebot — nämlich der dringenden, unaufschieblichen Selbsthülfe.

Darf ich aber aus Noth einen Menschen tödten; ist Nothwehr erlaubt? Mein Leben ist in der höchsten Gefahr: ich kann nicht fliehen; ich darf, will ich nicht augenblicklich getödtet sein, die Flucht nicht einmal versuchen; ich kann noch weniger um Hülfe rufen. Wie kann ich hier einzig und allein Achtung gegen die Menschheit beweisen? Der Mensch soll leben, so lange keine unaufschiebliche Pflicht sein Leben fodert. Hier soll ich das Leben verlieren ohne allen vernünftigen Endzweck; ich soll es verlieren der Ungerechtigkeit oder einer andern vernunftwidrigen Leidenschaft zu gefallen. Hier muß ich also mein Leben um der Vernunft und Menschheit willen gegen die Unvernunft schützen. Kann ich das nicht anders, als durch Tödtung des Ungerechten, der mich anfällt, und

hab' ich im Drange der Noth kein Mittel, das mein Leben sichert und zugleich das Leben des Angreifers schont: so ist Tödtung desselben meine Pflicht. Ein Menschenleben wäre hier allemal verloren gegangen. Wäre ich getödtet worden: so hätte mein Mörder den Willen der Ungerechtigkeit — d. i. der Unvernunft vollbracht: er hätte nur Menschen-Verachtung gezeigt. Ich tödte ihn: weil ich nur so Menschenachtung beweisen — den hohen Werth der Vernunft und Menschheit geltend machen kann. Ich handle also einzig vernünftig und menschlich. Wie wirst du nun von der Noth auch hier sagen müssen?

Darf ich aus Noth lügen, und gibt es eine Nothlüge? Die Wahrheit ist die Sache der Vernunft, und, wenn es keine vernünftigen Wesen gäbe — wenn die Menschen nicht vernünftige Geschöpfe wären; so gäbe es auch keine Erkenntniß der Wahrheit und die Wahrheit hätte keinen Werth. Die Wahrheit soll also nicht und nie ein Mittel für die offenbare Unvernunft werden; und ich soll nie die Wahrheit sagen, sobald ich überzeugt bin, daß ich dadurch eine unvernünftige oder widervernünftige Absicht befördern würde. Helfe ich zur Unvernunft: so helfe ich zur Erniedrigung, zur Verschlechterung der Menschheit. Kann ich nun durch eine Unwahrheit, oder durch Verschweigung der Wahrheit, durch Anstellung oder Verstellung z. B. einem Menschen das Leben retten: so ist Unwahrheit u. s. w. meine Pflicht. Denn sie zu sagen ist hier die einzige Art, vernünftig — oder vielmehr nicht unvernünftig zu handeln; die offenbare Un-

vernunft nicht zu befördern. Eben so bin ich zur Unwahrheit verbunden, wenn sie nach meiner ehrlichen Ueberzeugung das einzige Mittel ist, die Vernunft zu befördern. Aber dem Wohlbefinden und allen äußerlichen Gütern geht die Wahrheit vor: denn ehe der Mensch glücklich oder glücklicher wird, soll er erst vernünftig sein und werden, und das kann er nicht ohne Wahrheit. Dürftest du also lügen, um dir Reichthum oder Gunst und Freundschaft zu erwerben? oder, um dir aus einer Geldverlegenheit zu helfen? Darfst du je die Obrigkeit, die dir die Aussage der Wahrheit abfordert, belügen? Ohne Obrigkeit könnten die Menschen gar nicht als Menschen, als vernünftige Geschöpfe leben: denn sie hätten keine Sicherheit vor Räubern und Mördern. Der Stand der Obrigkeit ist also die nothwendige Bedingung des vernünftigen, menschlichen Zustandes. Sie belügen — hieße: an seinem Theile den Stand der Obrigkeit, den Zustand des vernünftigen, menschlichen Lebens hindern und unmöglich machen. — Nun sage mir, was du zu folgendem Falle denkst: Einer verfolgt den Andern in der größten Hitze des Zorns mit einem tödtlichen Gewehr. Ich weiß, wo der Verfolgte hingelaufen ist. Der Zornige fragt mich: ob ich ihn nicht gesehen habe. Sage ich hier die Wahrheit: so helfe ich zu einem Morde; ich mache durch die aufrichtige Aussage den Mord einzig möglich — denn ohne sie würde der Verfolgte dem Verfolger entgehen. Wollte ich ihm geradezu die Wahrheit verweigern: so ist bei seiner Wuth m e i n Leben in Gefahr. Welches ist also hier die einzige Art, Achtung gegen die

Mensch-

Menschheit zu beweisen? Wie beweise ich sie gegen den Verfolger? Wie gegen den Verfolgten? Wie gegen mich selbst? Wie ehre ich den Verfolger, weil er Mensch ist? Wie helfe ich ihm dazu, daß er als ein wahrer, vernünftiger Mensch handelt? u. s. w. Auch hier kann ich also nicht sagen: die Noth habe kein Gebot, kein Gesetz; sondern: wie muß ich vielmehr sagen?

Aber den Ausdruck verstehst du vielleicht noch nicht: „Aus der Noth eine Tugend machen.„ Was einmal nicht Tugend wäre, oder was allemal unrecht wäre: wozu könnte das auch nimmermehr werden? Denn was unrecht ist, ist unvernünftig. Wofür muß es also jeder Vernünftige halten? Kann ich machen, daß der Vernünftige das Unvernünftige für vernünftig halte? Warum kann ich also, was einmal nicht Tugend ist, nicht zur Tugend machen? Oder könnte ich mir etwa vorstellen, es sei Tugend, es sei recht, da ich doch vom Gegentheile überzeugt wäre? Also ich thue so, als ob es recht wäre, ob ich gleich das Gegentheil weiß. Ich dürfte eigentlich nicht so handeln: aber ich handle doch so, und warum? Wann hätte ich's doch nicht gethan? Also ich handle so aus Noth; ich thue aus Noth das Unrecht so unbedenklich, so frisch weg — als ob es recht wäre; als ob die Vernunft es mir geböte. Macht man nun aus der Noth selbst eine Tugend? Woraus vielmehr? Erkläre mir nun die Redensart mit deinen eignen Worten. Aber soll man in der Noth unrecht handeln? Wie waren die Nothhandlungen sämmtlich, die ich dir genannt habe? Ist also das letzte Sprüchwort wahrer, als die ersten?

Was ist aber wohl am öftersten Pflicht: die Wahrheit zu sagen, oder Unwahrheit? Jedem das Seinige zu lassen, oder ihm etwas davon zu nehmen? Menschen zu tödten, oder Menschenleben zu schonen? Denn sind die Nothfälle die gewöhnlichsten?

Wann kann man am ruhigsten über seine Pflicht nachdenken? Aber wie ist einem in der Noth um's Herz? Was kann man da nicht? In der Noth muß augenblicklich gehandelt werden: was kann man also in einer solchen Lage nicht erst lange überlegen? Was also die Noth dem Menschen auf der Stelle eingibt, das muß er thun, ohne erst lange zu überlegen, was recht ist; das muß er für recht ansehen. Es ist dringend-nothwendig, daß ich mein Leben mit Gefahr des Angreifers vertheidige: so thue ich denn, was noth ist, ohne erst zu überlegen. Aber darf ich's darauf ankommen lassen, ob ich in einem Nothfalle recht handle, oder nicht? Was muß ich also auf den Fall der Noth vorher wissen? vorher schon überlegt haben? Brauche ich also aus der Noth eine Tugend zu machen? nur so zu thun, als ob ich recht handelte? mir ein Rechthandeln bloß einzubilden? Aber in allen Nothfällen ist dasselbe recht und Pflicht, was das Gefühl und der Trieb fodert. Wir haben einen Trieb, unser Leben zu erhalten. Nach diesem Triebe handeln wir, ohne uns lange zu besinnen: und eben so fodert's auch die Vernunft und Pflicht, wenn unser Leben meuchlerisch angegriffen wird. Ist also das letzte Sprüchwort richtig, oder nicht? Warum nicht? —

Je ärger Schelm: je besser Glück.

Sage mir deutlicher, wie das ausgedrückt sein müßte! Verdient ein Schelm, ein böser Mensch, glücklich zu sein? Aber oft ist er's doch, und je böser ein Mensch oft ist, desto glücklicher wird, oder ist er. Ist das nun immer so? Sind alle Bösewichter glücklich? Aber kann das Laster nicht bisweilen dazu beitragen, Menschen äusserlich glücklich, angesehen, reich zu machen, ihnen Freunde zu verschaffen? Nun, wenn das ist: so wäre ja wohl das Laster der Weg zum Glücke. Wie lautete meine vorige Frage? Hast du genau darauf gehört? Tugend bewirkt allemal Selbstzufriedenheit. Tugend ist also der Weg — wozu? Warum kann man nun nicht sagen: das Laster sei der Weg zum Glücke?

Daß nun einem noch so bösen Menschen bisweilen Alles nach Wunsche geht: woher mag das wohl kommen? Ein noch so redlicher und guter Mann ist vielleicht dabei einfältig; begeht manche Unklugheit und Unvorsichtigkeit; versäumt aus Unachtsamkeit manche Gelegenheit, seine Glücksumstände zu verbessern; ist nicht betriebsam, nicht thätig genug, sich einen Vortheil zu Nutze zu machen: kann er da glücklich werden? Der Eigennutz und Ehrgeiz eines Bösewichts setzt alle Mittel, alle seine Kräfte in Bewegung; er hält seine Absichten geheim; er weiß schlau jedem Andern den Vorsprung abzugewinnen; er weiß durch Schmeichelei, durch Lug und Trug Jeden für sich zu gewinnen; ist zu rechter Zeit freigebig, dienstfertig u. s. w.: kann er nicht glücklich werden? Aber könnte der Tugend-

gendhafte nicht eben so klug und thätig sein? Liegt also in dem Sprüchworte für dich eine Regel? —

Was Hännschen nicht lernt, lernt Hanns nimmermehr.

Worin sind Hanns und Hännschen von einander unterschieden? Wie könntest du also diesen Ausspruch mit andern Worten sagen? Der Name Hanns war sonst ein sehr gewöhnlicher deutscher Name; so wie es der Name Johann noch ist, und so kann also immer jeder Knabe Hännschen, und jeder Erwachsene Hanns heißen. Aber Luther hatte ein Söhnchen, das Hännschen hieß, und das er einmal in einem Briefe, fleißig zu lernen und zu beten, ermahnte, und von diesem könnte das Sprüchwort auch hergenommen sein.

Wenn man im Alter etwas lernen will: so muß man es doch wohl lernen können. Wie ist es nun mit dem, der keine Fähigkeiten dazu hat? Denn: „er hat Fähigkeit zur Musik, oder zum Schreiben„ u. s. w. — was heißt das? Fähigkeit kömmt von fahen, fassen — etwas auffassen, auf- oder annehmen. Meinst du, daß ein Erwachsener so gut und so leicht die Buchstaben malen lernt, wie ein zartes Kind? Jener ist schon nicht mehr so gelenk, als dieses: er wird sich also nicht so gut gewöhnen, die Feder leicht zu halten und frei zu führen, wie dieses. Was ist das Gegentheil von „gelenk„? Richtig: seine Knochen sind steif; lassen sich nicht gut biegen. Also jede Geschicklichkeit, wozu die Gelenkigkeit und Geschmeidigkeit der körperlichen Gliedmaaßen erforderlich ist, erwirbt man sich am leichtesten und

besten von Jugend auf; und das, was man darin in den frühern Jahren versäumt, läßt sich im Alter nicht wieder einbringen. Wenigstens hält es da viel schwerer; man lernt es nicht so gut und nicht so leicht.

Keine einzige Kenntniß und Fertigkeit läßt sich erwerben ohne das Gedächtniß. Aber in der Jugend — das kannst du mir und vielen erfahrnen Männern glauben — in der Jugend ist das Gedächtniß am frischesten und lebhaftesten. Und bei vielen Kenntnissen kömmt es darauf an, daß man genau gewisse Worte merkt. So kann man z. B. die Beschreibung der Länder, der Künste und Handwerke nicht merken und nichts davon wieder erzählen, ohne daß man sich viele Namen einprägt. Also schon deswegen muß man Kenntnisse, wozu das Gedächtniß vorzüglich nöthig ist, sich in der Jugend zu erwerben suchen. Aber wenn man das Gedächtniß in der Jugend geübt hat: so wird es in spätern Jahren leichter fassen und sichrer behalten. Warum soll man es also in der Jugend üben? Wird sich diese Uebung in höhern Jahren so leicht anstellen lassen? Je mehr eine Kraft schon geübt ist; desto leichter läßt sie sich fortüben: so wie derjenige leichter und schneller fortlernt, der schon weiß und kann. Weißt du also nun den zweiten Grund, warum man in der Jugend das Gedächtniß stärken soll?

Wenn ich dir einen Begriff, z. B. den der Ordnung, erkläre: so lernst du ihn verstehen und anwenden. Aber es wäre gewiß gut, wenn du sogar meine Worte behieltest. Denn in den behaltenen Worten stehen die Gedanken gleichsam fest. Begriffe und das Verstehen derselben sind die

die Sache des Verstandes. Also auch um des Verstandes willen hat man das Gedächtniß und ein gutes Gedächtniß nöthig. Nun soll der Erwachsene vor allen Dingen verständig sein und nachdenken: mithin muß man auch deswegen die Uebung des Gedächtnisses in der Jugend nicht versäumen. Wie willst du z. B. eine Predigt verstehen und dir einprägen, wenn du die Begriffe und Beispiele, die der Prediger beibringt, nicht merkst? Und wie willst du sie merken ohne die Worte?

Und was du in der Jugend nicht lernst, wirst du im Alter auch deswegen nicht lernen, weil du andere Geschäffte hast. Du wirst also sehr wohl thun, wenn du jetzt lernst, was du nur kannst, und wozu du nur Gelegenheit hast, und wenn du alle deine Seelenkräfte möglichst übst. Dann kannst du späterhin desto mehr zu lernen und desto mehr leisten. —

Jugend hat nicht Tugend.
Man muß die Jugend vertoben lassen.

Wird in dem erstern dieser beiden Sprüchwörter etwas geboten? Also wird bloß etwas gelehrt. Aber wie ist es mit dem letztern? Wird da bloß etwas gelehrt? Also ist es eine Regel, die man befolgen soll. Beide Sprüchwörter gehören aber zusammen. Welches muß wohl dem andern vorangehen? Der Mensch soll verständig und vernünftig handeln. Was thut er mit seinem Verstande? Eine Sache verstehen — heißt: wissen, was sie ist. Also wissen ist die Sache des Verstandes. Soll ich nun verständig handeln: so muß ich erst wissen, wie eine Sache be-

schaffen

schaffen ist, und dann nach dieser erkannten Beschaffenheit handeln. Welches dieser beiden Sprüchworte sagt mir, wie die Jugend beschaffen sei? Welches sagt mir, wie man sich gegen die Jugend zu verhalten habe? Also das erstere gibt einen Grundsatz des Handelns an, und das zweite die Regel zum Handeln selbst.

Ich will einmal voraussetzen, beide wären richtig. Nun frage ich: Wie muß man sich gegen die Jugend verhalten? Wie muß man mit jungen Leuten verfahren? Welches gibt die Regel dazu an? Aber warum, nach welchem Grundsatze soll diese Regel gelten? Wie lautet dieser Grundsatz, dieser der Regel zum Grunde liegende Satz?

Aber was könnte man, ohne auf die Regel zu sehen, die hier gegeben ist, für eine andere aus dem Grundsatze herleiten? Tugend soll jeder Mensch haben, und, wenn er sie noch nicht hat — sich zu eigen machen. Weil nun die Jugend noch keine Tugend hat: so soll sie also sich zur Tugend bequemen. Das wird sie aber nicht gern und nicht von freien Stücken thun: was bleibt nun den Erziehern übrig? Wer nicht will, und doch soll: wie kann man den dazu bringen, wenn er auch nicht will? Richtig! durch Zwang. Also folgte aus dem Grundsatze, daß man jungen Leuten scharf sein müsse, damit sie sich zu dem Guten gewöhnen, das ihnen zuwider ist. Aber soll diese Regel aus jenem Grundsatze folgen? Was soll vielmehr nach dem zweiten Spr. die Regel sein? Wer die Jugend vertoben oder austoben läßt; wer sie machen läßt, was sie will; wer ihr erlaubt, so ausgelassen zu sein, als wie sie Lust hat: der ist gewiß nicht streng gegen sie; und

dieß

dieß verlangt das zweite Spr. Also muß das erste etwas Anderes heißen. Nach dem vorigen Sinne gab es eine ganz entgegengesetzte Regel. Soll nun die hier stehende statt finden: so muß der Sinn des Grundsatzes dem vorigen ganz entgegengesetzt sein. Es muß ein Sinn sein, aus dem folgt, daß man gegen die Jugend nicht streng sein dürfe. Die Strenge sei der Jugend nicht angemessen — muß es sagen: denn bei ihr dürfe man doch keine Tugend suchen; man werde sie doch nicht besser machen.

Wie willst du nun, daß deine Eltern und Lehrer mit dir verfahren? Willst du tugendhaft — fleißig, bescheiden, enthaltsam, gesetzt und ernsthaft werden, wenn du es auch noch nicht bist? Warum willst du das? Welche Gesinnung und Handlungsweise ist die wahrhaft menschliche, und welche macht uns mit uns selbst zufrieden? Nun hast du wohl selbst schon oft die Erfahrung an dir gemacht, wie leichtsinnig man in der Jugend ist. Wodurch werden aber Fehler immer größer und wurzeln sich immer mehr ein? Meinst du also, dein Leichtsinn und deine Ausgelassenheit werde durch die Nachsicht dagegen von selbst aufhören? und bald oder zu rechter Zeit aufhören? O vielmehr zur Leidenschaft könnten sie werden, und du hast also Gott zu danken für Eltern und Aufseher, die dich zu deiner frühern Besserung einschränken. —

Jung gewohnt, alt gethan.

Bemerke auch bei diesem Sprüchworte zuerst die Art, wie es ausgedrückt oder gefaßt (nämlich in Worte gefaßt) ist. Wird denn die Person oder werden die Personen genannt, die sich jung gewöh-

wöhnen sollen, um das Gewohnte im Alter zu thun? Wenn nun gar keine Person besonders genannt wird: von welchen und wie vielen gilt es wohl? Es würde doch nur auf die genannten gehen, und die übrigen würden ausgeschlossen sein. Sind hier gewisse Personen ausgeschlossen? Warum nicht? Welche müßten da genannt sein? Wenn nun Niemand ausgeschlossen ist: so ist also Jedermann gemeint. Wenn hier mehrere Kinder sitzen, und ich sage: Geschrieben! Welche von ihnen sollen nun schreiben, und welche nicht? Richtig! Alle: eben weil Keiner ausgenommen sein kann, da Keiner besonders genannt wird.

Jetzt wollen wir das Sprüchwort einmal im Ausdrucke etwas anders fassen. „Wer sich jung gewöhnt hat, der hat es im Alter gethan? Vielmehr: der thut's im Alter. „Oder: Wenn man sich jung gewöhnt hat: so hat man's alt gethan? Vielmehr: so thut man's.„ Warum ist denn im zweiten oder im Nachsatze der Ausdruck so, als ob es schon geschehen wäre im Alter, da doch der Sinn ist: es geschieht im Alter oder wird geschehn, wenn man sich jung dazu gewöhnt hat? Wenn Etwas schon geschehen ist: kann man erst noch daran zweifeln, ob es geschehen werde, oder nicht? Daß es also wie schon geschehn, vergangen ausgedrückt wird, bedeutet die Gewißheit, daß es geschehen wird. Der Sinn ist also: Woran man sich jung gewöhnt, das thut man im Alter gewiß; denn man kann es nicht lassen.

Das ist ja auch der Sinn der Redensart: das und das ist mir zur andern Natur geworden. Dem hitzigen Temperamente ist die Hitze für jetzt unvermeidlich: warum? Nun wird die andere

Natur

Natur freilich nicht die erste sein; sie wird nicht die Kraft und Gewalt haben, wie die erste; was in der andern liegt, wird nicht so durchaus nothwendig sein, als das, was die erste, eigentliche Natur mit sich bringt: aber doch auch nothwendig, geläufig, ohne Schwierigkeit, ohne besondere Anstrengung. Ich könnte mir's allenfalls wieder abgewöhnen: aber doch müßte ich mir Gewalt anthun, wenn ich's jetzt lassen sollte — z. B. alle Morgen oder Abende ein Glas Wasser trinken; mich mit kaltem Wasser waschen u. s. w.

Aber warum heißt es gerade: Jung gewohnt u. s. w. Was thäte man also im Alter ganz unfehlbar? Und wenn man sicher sein wollte, im Alter etwas zu thun, eine gewisse Stimmung und Beschaffenheit, Richtung und Fertigkeit zu haben: wann, in welchem Alter müßte man sie sich beilegen?

Das bezeugt die Erfahrung, und es liegt in der Natur der Sache. Im Alter ist es schwer, sich an etwas zu gewöhnen: aber je früher und ununterbrochner man etwas gethan hat; desto fester und bleibender ist es im Alter. Warum reden so viele Personen unvernehmlich, oder stottern gar? Woher rührt die Uebereilung und Unüberlegtheit im Handeln, Reden, Urtheilen? Woher haben so Viele ihre Genäschigkeit, Zärtlichkeit, Lüsternheit, ihren Hang zum Müßiggange, ihre Lügenhaftigkeit u. s. w.? Ich kannte einen achtzigjährigen Greis, der immer schnur gerade stand und saß, und der sich würde haben Gewalt anthun müssen, wenn er dem Körper hätte eine Stellung und Lage geben sollen, die wir Andern bequem nennen und womit wir uns

güt=

gütlich zu thun glauben. Er versicherte: er sei es von seiner frühen Jugend auf nicht anders gewohnt. Getraust du Dir den alten Baum, nachdem er schon stark und dick geworden ist, noch gerade zu ziehen? Wann mußt du damit anfangen? Aber wäre denn z. B. ein Mensch, der sich noch so sehr an's Lügen gewöhnt hätte, gar nicht mehr zu bessern? Steht das im Sprüchworte? Wie heißt es nur? Also Fehler und Unarten, an die man sich in der Jugend gewöhnt hat — aber auch eben sowohl gute Fertigkeiten verlieren sich im Alter nicht von selbst, hängen uns an, und es ist schwer, sich wieder davon loszumachen. Aber ganz unmöglich? Was ist also für ein Unterschied zwischen dem, der sich in der Jugend schon an Etwas gewöhnte, und zwischen dem, der das nicht that? z. B. im Essen und Trinken durchaus nicht mehr zu thun, als die Natur verlangt, oder alle seine Geschäffte mit einer genauen Ordnung zu verrichten. Wem wird dieß leichter? wem schwerer? Wie ist ihm zu Muthe, wenn er es einmal unterlassen soll? Würde es ganz unmöglich sein, ihn an das Gegentheil zu gewöhnen? Aber würde diese gegenseitige Gewöhnung schwer oder leicht sein? Freilich, es würde anfangs immer sein, als ob ihm etwas fehle; er würde mit seiner bisherigen guten oder schlechten Gewohnheit immer kämpfen müssen; sie würde alle Augenblicke wieder kommen. Wenn der Lügenhafte, der Unordentliche einmal die Schändlichkeit und Schädlichkeit seiner Unart recht lebhaft eingesehen — recht innig gefühlt, und sich ganz überzeugt hätte, es müsse anders werden, welchen Entschluß würde er nun fassen? Worauf

wür-

würde er nun alle seine Aufmerksamkeit richten? Warum würde er sich alle mögliche Gewalt anthun? Wozu würde er mit der größten Sorgfalt alle Gelegenheiten meiden? Mit welchen Menschen würde er durchaus nicht mehr umgehen? Und doch würde es sehr schwer halten, sich seinen Fehler abzugewöhnen, und er würde immer in Gefahr sein, wieder in denselben zurückzufallen. Ich kannte einen Menschen, meine Kinder! der sich an das Kartenspiel gewöhnt hatte. Allemal 3 Uhr Nachmittags konnte er nicht ruhen: er mußte in die Spielgesellschaft. Da er schon einen Theil seines Vermögens verspielt hatte: so setzte er sich oft früh morgens vor, heute nicht zu gehen. Es schlug 3 Uhr. Er wurde verlegen, ängstlich, mürrisch, sogar bitter und unleidlich gegen die Personen im Hause. Er kämpfte mit sich selbst. Kein Gespräch, kein Besuch unterhielt. Immer stand der Spielgedanke bei ihm gleichsam Schildwache, um nichts bei ihm einzulassen, was seine Sehnsucht hätte zerstreuen können. Er war ganz zerstreut, völlig kindisch; bis er sich ermannte zu dem Entschlusse, nur heute noch einmal, aber zum letzten Mal zu gehen. Nun war er wieder heiter, wieder er selbst. Man bat ihn um Gottes willen. Er zog sich einige Wochen zurück. Unglücklicher Weise gerieth er ganz zufällig wieder in eine Spielgesellschaft. Der Spielgeist wachte auf einmal in aller seiner Lebendigkeit wieder bei ihm auf, um ihn ganz zu Grunde zu richten. Er verspielte in kurzem sein ganzes Vermögen, und endigte mit der Schande des Bettelstabes. Sieh! so schwer hält es, sich von alten, durch Gewohnheit eingewurzelten Suchten

zu heilen. Es ist, als ob der Fehler, oder die gute Fertigkeit mit den Fasern jedes Nerven gleichsam verwüchse. Und was willst du dir nun aus diesem sinnvollen und bedeutenden Sprüchworte für eine wichtige Regel ziehen? Was willst du bei Zeiten mit dem Guten und Bösen thun? Das Gute soll deswegen nicht bloße Gewohnheit bei dir werden, und das Böse sollst du nicht als eine bloße halbnatürliche Unbequemlichkeit meiden. Du sollst von beiden als vernünftiger Mensch wissen, daß und warum es gut oder böse ist; und es üben oder meiden, weil es das ist. Du sollst dich eben darum an das Gute bei Zeiten gewöhnen und vom Bösen entwöhnen. Das Gute soll dein frühes, alltägliches Geschäfft werden, weil es dein einziges Geschäfft sein und bleiben soll. Tugend ist unsre natürliche Bestimmung. So werde sie uns denn auch natürlich, leicht, angenehm, unentbehrlich. So schickt sich's für Menschen. Sie sollen sich nicht wohler befinden, als bei dem, was ihre wahre Ehre ausmacht. — Aber kann dir der geringste Fehler jetzt, da du noch jung bist, gleichgültig sein? was könnte leicht geschehen, wenn du ihn nur ein paarmal nach einander begiengest? —

Wer sich nicht mit Worten ziehen läßt, an dem helfen auch keine Schläge.

Wenn ein Kind durchaus nicht folgen will: was versucht man da für ein Mittel? Aber Eltern haben doch gewiß ihr Kind lieb, und Schläge machen ihm Schmerz. Womit würden sie also das Kind wohl gern verschonen? Ich rede von gutgesinnten Eltern, denen es ein Ernst ist,

das

das Kind zu bessern. Warum schlagen sie es also? Was könnte das Kind denken, wenn es die Eltern immer nur bei Worten — Vorstellungen und Ermahnungen bewenden ließen? Was muß durchaus ihr Wille sein, weil sie sogar zu schmerzhaften Mitteln schreiten? Das Kind kann also nun an ihrem Ernste durchaus nicht mehr zweifeln. Und bei einem kleinen, noch ganz unverständigen Kinde möchte ein solcher Beweis des elterlichen Ernstes wohl nöthig und nützlich sein. Denn um die Wahrheit und Wichtigkeit der Vorstellungen und Ermahnungen recht einzusehen — was müßte das Kind haben? Aber so viel Verstand hat es noch nicht. Zweifelst du an dem Ernste deiner Eltern, wenn sie dich zum Guten ermahnen? Siehst du nicht ein, daß sie damit recht haben? Wenn man bei dir nun noch schärfere Mittel anwenden müßte, was müßtest du durchaus nicht wollen? Kann denn ein bloßes Zwangsmittel dir guten Willen machen? Was kann es nur: denn was ist es für ein Mittel? Du müßtest dir wohl die harte Zucht gefallen lassen; und — denn du könntest ja nicht anders — vor den Augen deiner Aufseher ihren Willen thun. Aber wenn du ohne Ueberzeugung, ohne guten Willen, ohne Liebe für das Gute dich ihrer Gewalt entziehen kannst; wenn du ihre Strenge nicht mehr zu fürchten hast: wirst du nun ein guter Mensch sein? Aus Liebe für das Gute? Aus Scheu vor dem Ernste deiner Eltern? Jene hättest du nicht: dieser fällt ja jetzt bei dir hinweg. Unglückliche Menschen also, bei denen die Ermahnungen nicht fruchten! denn Schläge werden

den sie eher betäuben, verhärten, erbittern — als zum Guten willig machen und bessern. —

Lust und Liebe zu einem Ding
macht alle Müh und Arbeit
gering.

Zu welcher Berufsart willst du dich also entschließen? Warum? Welche wirst du am leichtesten lernen und treiben? Ein anderes Berufsgeschäfft könnte dir vielleicht vortheilhafter, nahrhafter, ehrenvoller scheinen: wenn willst du es gleichwohl lieber nicht wählen? Warum arbeitest du in dem Berufe, den du aus Lust und Liebe wählst, ohne Zweifel am meisten, und nährst dich also doch auch sehr gut? Aber wie, wenn du die Lebensart, die dir jetzt gefällt, noch nicht recht kennest, und sie nun ohne genaue Kenntniß dessen, was mit ihr verbunden ist, wähltest: was könnte davon die Folge sein? Um welche Kenntniß willst du dich also vor deiner Entscheidung bekümmern? Warum willst du dich nicht zu früh zu einer Kunst oder einem Handwerke entschließen? Mit welchen Menschen willst du erst darüber sprechen? Welche Werkstätte besuchen? Zu jedem besondern Geschäffte gehören besondere Kräfte. Wonach willst du nun bei dir in Absicht einer Lebensart fragen? Denn welche wirst du am leichtesten lernen und treiben? Wenn du deine Kräfte kennen lernen und prüfen willst: was für welche mußt du überhaupt kennen? Wer mit den menschlicher Kräften überhaupt unbekannt ist, kann der insbesondere seine Kräfte kennen lernen? Du wüßtest z. B. nicht, was Verstand, Gedächtniß, Beobachtungsgabe ist: kannst du nachforschen, ob eine dieser Kräfte

dir

dir eigen sei? Du mußt ja freilich wissen, was der Verstand z. B. thut; oder was der Mensch kann, weil er Verstand hat: sonst kannst du nicht so schließen: Ich habe die Kraft, die Fähigkeit, das und das zu thun; also habe ich einen geübten Verstand, oder kann ihn wenigstens noch erhalten. Nun darf ich mich auch einer Kunst oder einem andern Gewerbe widmen, wozu vorzüglich Ueberlegung und Verstand nöthig ist. Willst du z. B. ein Zimmermeister werden, der den Bauherrn Rath und That an die Hand gibt, und der ein Gebäude anzuordnen versteht: so mußt du eine Reihe von Folgen und Wirkungen übersehen — mußt wissen, was diese oder jene Lage eines Zimmers für Vortheile und Bequemlichkeiten oder umgekehrt mit sich bringt. Es muß dir leicht werden, dir ein Ganzes in allen seinen Theilen vorzustellen u. s. w. Was machst du also von diesem Spr. für Anwendungen auf dich? Wenn Lust und Liebe Mühe und Arbeit erleichtert: so will ich nur ein solches Geschäfft wählen, wozu ich bei mir Lust und Liebe spüre. Aber ohne die gehörigen Fähigkeiten dazu kann mir das Geschäfft nicht leicht werden. Wenn ich nun doch Lust dazu habe: so will ich jeden möglichen Versuch mit mir machen, um mir die Fähigkeiten dazu zu verschaffen — d. i. mich gehörig dazu vorbereiten und zu dieser Absicht mich um einen guten Rathgeber bekümmern. Oder gelingt mir das nicht: so will ich lieber glauben, daß die Lust, die ich dazu fühle, mich täuscht; ich will also ein anderes Geschäfft wählen, das diesem etwa ähnlich ist. Auf jeden Fall aber soll der Gedanke: Gott hat mich nicht zu jenem, son-

sondern zu diesem, oder zu einem andern Berufe bestimmt — zum Fleiße in dem letztern ermuntern. —

Vom Briefschreiben.

Man schreibt einen Brief an diejenige Person, der man nicht mündlich sagen kann, was man ihr zu sagen hat.

Sagte man's ihr mündlich: so würde man ohne Zweifel vorher überlegen, wie man es ihr sagen müßte, um seine Absicht zu erreichen.

Die Absicht muß sein: daß sie erstlich das Gesagte genau so verstehe, wie wir's uns denken — und daß bei ihr kein Mißverständniß veranlaßt werde (daß sie es nicht falsch verstehe); daß zweitens das Gesagte bei ihr den gehörigen Eindruck mache oder daß diejenige Gemüthsbewegung bei ihr hervorgebracht werde, die man wünscht. Ich will z. B. um etwas bitten; ich muß es also mit Höflichkeit und mit Zutrauen thun; muß die Wichtigkeit — Nützlichkeit und Nothwendigkeit, die das Gebetene für mich hat, zu erkennen geben; muß meine Dankbarkeit und Bereitwilligkeit zu Gegendiensten versichern — auf eine so ungezwungene Art, daß ich Glauben finden kann. Ich will trösten; ich muß also herzliche Theilnahme zeigen, und die Beruhigungsgründe, womit ich dem Leidenden zu Hülfe kommen will, so auszudrücken wissen, wie ich sie selbst fühle. Ich will etwas berichten oder erzählen; ich muß es also in der Ordnung thun, wie es wirklich vorgefallen ist — nichts hinzusetzen

setzen und nichts weglassen — für jede Begebenheit und jeden Umstand die rechten Worte brauchen — und durch die Lebhaftigkeit meiner Erzählung die gehörige Aufmerksamkeit zu erregen wissen (mir die Sache selbst so recht vorstellen, wie sie sich zugetragen hat und diese meine Vorstellung davon in meine Worte übergehen lassen).

Wer richtig spricht, kann auch richtig schreiben. Wer Herz und Gefühl hat und es in seinen mündlichen Unterredungen zeigt, wird auch einen herzlichen, gefühlvollen, anziehenden (gern gelesenen) Brief schreiben. Wer eine lebhafte Einbildungskraft hat, wird auch lebhaft — so, als ob man die Sache selbst erführe, erzählen.

Der einzige Unterschied zwischen dem Mündlichen und Schriftlichen ist der: Bei'm Schreiben hat man Zeit, für seine Gedanken die Worte noch besser zu wählen, als bei'm Sprechen; und es ist schon der Achtung und Höflichkeit, die man Andern schuldig ist, gemäß, daß man dieß thue. Auch kann man die Sätze mehr in Verbindung bringen, damit die Gedanken nicht so zerstreut sind, sondern besser übersehen werden.

Gesetzt, du hättest deinen eignen Haushalt, und wolltest bei einer entfernten Person anfragen, ob sie sich zu dir als Dienstmagd vermiethen wolle: so würden folgende Gedanken in deinem Briefe, der Reihe nach, vorkommen müssen:

1) Ich brauche eine Dienstmagd.

Wenn es eine Person ist, der du einen solchen Dienstantrag machen darfst: so wirst du auch das Wort „Dienstmagd„ geradezu brauchen

dürfen, und es wird nicht unhöflich sein, ihr den Antrag ohne Umschweife zu machen.

Warum wendest du dich aber gerade an sie? Du mußt doch einen Grund dazu haben. Der natürliche, der eine Person zum Hausdienste empfehlen kann, ist ihre Ehrlichkeit, Geschicklichkeit und bisherige gute Aufführung. Also:

2) Ich habe viel Gutes von Euch gehört; oder: Eure Ehrlichkeit, Geschicklichkeit und gute Aufführung ist mir gerühmt worden.

Nun sind die Beweggründe, warum ich mich jetzt überhaupt um eine Dienstmagd bewerbe, und warum ich mich namentlich an diese Person wende, angeführt, und nun muß der Antrag selbst kommen.

3) Ich frage also hiermit (weil es nicht nöthig sein wird, noch einmal zu schreiben) an: ob Ihr in meinen Dienst gehen wollt, oder könnt?

Hat sie überhaupt Lust, in Dienste zu gehen: so wird es nun vorzüglich auf die Geschäfte ankommen, die ihr bei dir obliegen — und auf den Lohn, den sie erhalten soll. Aber die Angabe der Geschäfte ist vielleicht noch eher nöthig, als die des Lohns: denn es könnte sein, daß sie sich zu gewissen Geschäften durchaus nicht verstände, wenn auch der Lohn noch so annehmlich wäre. Du sagst ihr also

4) entweder: daß sie sich jede Arbeit gefallen lassen müsse, wie sie vorkömmt;
oder du nennst ihr die Arbeiten, die ihr obliegen werden, ausdrücklich.

Und nun

5) machst du ihr den Lohn bekannt, den du geben willst. Endlich

6) bittest du dir baldige Nachricht aus, und bestimmst ihr etwa die Gelegenheit, wodurch dir die Nachricht zukommen kann — oder erklärst deine Erwartung, daß sie bald selbst zu dir kommen und sich persönlich zeigen werde.

Daß die Gedanken sehr vereinzelt sein würden, wenn du sie so hinsetzen wolltest, wie sie da numerirt sind: siehst du wohl selbst. Sie müssen also mehr in Verbindung gebracht werden. Nun sind aber N. 1 und 2 die Ursachen oder Beweggründe zu N. 3. Also kannst du anfangen:

Liebe Freundin!

Da ich eine Dienstmagd brauche (benöthigt bin), und viel Gutes von Euch gehört habe (oder: und Eure Ehrlichkeit und Geschicklichkeit und gute Aufführung mir gerühmt worden ist): so frage ich hiermit an, ob ihr in meine Dienste gehen wollt, oder könnt. (Aber das dreimalige und nimmt sich nicht gut aus, und nun kömmt es darauf an, ob du die Ehrlichkeit, weil sie bei Dienstboten so wichtig ist, besonders erwähnen, oder ob du sie unter der guten Aufführung überhaupt begreifen willst. Im erstern Falle würde es heißen: und Eure Ehrlichkeit und Geschicklichkeit, so wie Eure übrige gute Aufführung mir gerühmt worden ist). Das Lob, das du ihr gibst, wird sie freuen, und dir deswegen nicht nachtheilig sein, weil sie daraus sieht, daß du zum voraus ein gutes Zutraun zu ihr hast. Aber

Eins von beiden: ob sie will, oder kann — scheint auch überflüßig. Denn, ob sie will — wird darauf hauptsächlich ankommen, daß sie kann: und wenn sie kann — wenn ihre Umstände es ihr gestatten; so wird sie auch wollen. Auch ist der Abfall der Rede zu kurz, und du wirst dich zugleich deutlicher so ausdrücken (denn auf den Umständen beruht doch das Können): so frage ich hiermit an, ob die Umstände euch erlauben, meinen Dienst anzunehmen (den Dienst bei mir anzunehmen — in meine Dienste zu gehen).

Ob sie den Dienst annimmt, oder nicht, ist noch ungewiß, und es geradezu als gewiß vorauszusetzen, wäre selbst gegen einen Dienstboten unbescheiden, da er von seinem, oder wenigstens nicht von deinem Willen abhängt. Ehe du ihr also die Geschäfte nennst, mußt du diese Ungewißheit um der Bescheidenheit willen bemerklich machen.

> Wenn Ihr Euch dazu entschließen könnt (oder: weil das Können schon da gewesen ist — wenn Ihr — wollt): so erwarte ich, daß Ihr alle Arbeiten thut, wie sie in meinem Hause vorkommen; oder: daß Ihr besonders die und die Geschäfte — Abwartung des Viehes u. s. w. verrichtet. Der Lohn, den ich gebe, besteht in so und so viel Geld; Tuch u. s. w. Ich hoffe, daß Ihr damit zufrieden sein werdet; (so kannst du abermals der Höflichkeit wegen hinzusetzen, und zugleich gibst du ihr zu erkennen, daß sie in ihrer Antwort sagen soll, ob sie mit diesem Lohne zufrieden sei, oder nicht) und

und erwarte nun eine baldige Antwort, die durch die und die Gelegenheit sicher an mich gelangen wird. Am liebsten wäre mir aber freilich, wenn Ihr bald selbst zu mir kommen könntet.

Ich bin übrigens

Euer

Frankenroda, den 16. Octobr., 1808.

dienstwilliger (oder aufrichtiger)
N. N.

Die Aufschrift ist hier: An Jungfer N. N. Tochter des Inwohners N. N., wohnhaft in
N.

Dir wird es, wenn du mit den Titulaturen nicht bekannt bist und doch nothwendig an einen vornehmen Herrn zu schreiben hast, dieser Herr wohl schwerlich übel nehmen, wenn du ihn geradezu mit seinem Titel — z. B. Hochzuverehrender Herr Amtmann u. s. w. anredest, und ihn allenfalls um Verzeihung bittest, wofern du ihm nicht seine ganze Ehre gegeben haben solltest. Und die Aufschrift lautet wieder:

An den Herrn Amtmann N. ꝛc.
in
N.

Der Vor- oder Taufname wird bei vornehmern Personen nicht genannt, weil sie schon durch ihren Rang und Charakter bekannt genug sind, und weil die Anführung jenes Namens sie unbekannten — d. h. zugleich: unbedeutenden Menschen gleichsetzen würde.

Ein Empfangschein oder eine Quittung sieht folgender Maaßen aus:

Sechs Reichsthaler Zinsen von 150 Rthl. Ca-

Capital habe ich für das Jahr von Michaelis 1807 bis dahin 1808 von dem Commissär, Herrn N. N. unten gesetztem Dato baar und richtig erhalten, welches ich mit meiner Namens-Unterschrift quittirend bescheinige.

Gotha, den 30sten Sept., 1808.

6 Rthlr.

Friedrich Eberhardi,
Waldmieth-Einnehmer.

Schuldschein. Ein Hundert Reichsthaler, sage 100 Rthlr. in vollwichtigem Golde, sind mir von dem hiesigen Inwohner und Anspänner N. N. Dato als ein Darlehn baar ausgezahlt worden: welches ich hierdurch nicht nur bescheinige, sondern auch zugleich verspreche, diese 100 Rt. in Golde nach Einem Jahre baar und in Einer Summe richtig zurückzubezahlen, bis dahin aber mit 6 pro Cent zu verzinsen.

Bornstädt, den — März 1808. (Siegel)

Friedrich Hermann,
Schreinermeister.

Miethscontract.

Zwischen Herrn N. als Vermiether, und Herrn M. als Miether ist folgender, zu Recht beständiger und unwie-

unwiederruflicher Contract geschlossen worden:

1) Herr N. als Vermiether überläßt Herrn M. auf sechs Jahre, von heute an, folgende Theile seines Hauses zur Nutzung, als a, b, c, d, u. s. w.
2) Dafür bezahlt Herr M. jährlich Sechzig Thaler, welche in halbjährigen Terminen, zu Ostern und Michaelis vorauszubezahlen sind.
3) Die Reparaturen übernimmt Vermiether, ausgenommen a, b, c, u. s. w.
4) Dieser Contract muß ein halbes Jahr vor seinem Ablaufe von beiden Seiten aufgekündigt weden.
5) Sollten unterdessen Veränderungen vorfallen: so — — —
6) Dieser Contract soll doppelt ausgefertigt, und jedes Exemplar von beiden Seiten eigenhändig unterschrieben und besiegelt werden.

Waltershausen, den 5. Nov. 1808.

(Siegel.) N. N.
(Siegel.) N. N.

Denkübungen für die zwote Classe.

1) Was mußt du täglich haben, wenn du leben sollst? Was mußt du haben (bedarfst du), wenn dich hungert? durstet? Womit schützest du deinen Leib vor allzugroßer Hitze und Kälte? Aber könntest du, wenn du auch Kleidung hättest, immer auf der Gasse bleiben? Wann würdest du dich nach einer Wohnung sehnen (das Bedürfniß davon fühlen)? Kann dich die Kleidung immer genug

schützen

schützen vor der Witterung? In welcher Jahrszeit ist es bisweilen sehr kalt? In welcher sehr heiß? Wo kann deine Mutter am leichtesten (bequemsten) das Essen zubereiten? Wo kannst du am beßten schlafen und ausruhen? Wer gibt dir jetzt Nahrung, Kleidung und Wohnung? Wem gehört das, was deine Eltern dir schenken? Warum sagst du: dieser Rock ist mein?

2) Du bist jetzt von deinen Eltern abhängig. Würde sich dein Hut dort an der Wand halten, wenn er nicht am Nagel hienge — vom Nagel herab hienge; wenn der Nagel ihn nicht hielte? Wenn könntest du nicht leben; nicht gesund bleiben; kein Vergnügen genießen; nichts lernen? Wessen Hülfe kannst du also jetzt nicht entbehren? Wer könnte aber ohne dich vielleicht noch bequemer leben?

3) Was thun deine Eltern, um sich ihren und deinen Unterhalt zu verschaffen? Was gehört zu ihrem und deinem Unterhalte? s. 1. Wird ihnen die Arbeit immer leicht? Was noch so leicht ist, aber doch nicht bloß um des Vergnügens willen geschieht: wie heißt das (ein solches Geschäfft) allemal? Wer arbeitet also jetzt für dich?

4) Warum kannst du jetzt noch nicht so viel und so gut arbeiten, als deine Eltern? Wie nennt man den, der nicht viel Kraft hat? Schwach. Und den, der seine Kräfte nicht so, wie sich's gehört, wie es eine Arbeit erfodert, zu brauchen weiß? Ungeschickt. Wie bist du also jetzt noch?

5) Wann wirst du dir einmal Alles, was du be-

bedarfst (alle deine Bedürfnisse) selbst durch Arbeit (durch nützliche, nicht bloß angenehme Beschäftigung) verschaffen müssen? Wenn du z. B. den Acker bauest: wem ist das zuerst (zunächst) nützlich? Wem weiter: wenn du dein Getreide zu Markte führst? Oder, wenn du Kleider machen lernst: wem ist das zunächst nützlich? Und wenn dir die Mühe davon bezahlt wird (Macherlohn, Arbeitslohn): wem dann?

6) Kannst du arbeiten, wenn du es nicht vorher gelernt hast? Damit du's also kannst: so mußt du's — Warum lassen also deine Eltern dich schon jetzt manche Geschäffte verrichten? Schwere Arbeiten? Was für welche? Warum? Was sollst du an diesen leichten Geschäfften lernen? s. 4.

7) Nenne mir doch solche Arbeiten, die du jetzt schon verrichten kannst? Die Stube aufräumen (damit es Raum in der Stube gibt, jede Sache an seinen Ort und, was nicht in die Stube gehört, weglegen); einen Auftrag (etwas Aufgetragenes, Anbefohlenes) ausrichten (so wiedersagen, wie es dir gesagt ist); Mancherlei herbei holen; spinnen; stricken; Unkraut ausjäten u. s. w. Ist es deinen Eltern angenehm und nützlich, daß du dergleichen thust? Denn, wenn du es nicht thätest: wer müßte es dann selbst thun? Wem ersparst du also die Mühe?

8) Wann hast du niemals Langeweile (wann wird dir nie die Zeit lang)? Oder, wie würde dir zu Muthe sein, wenn du Stunden

den lang müßig sitzen solltest? Warum ist dir also die Arbeit lieb? Aber zu welchen Arbeiten wirst du durch deine jetzigen leichtern immer geschickter? Auch stärkst du deine Kräfte — machst, daß sie zunehmen. Und warum sorgen deine Eltern lieber für dich?

9) Mußt du denn bloß arbeiten, wie ein Pferd? Sollst du ohne Verstand bloß nützlich sein? Wie sollst du also werden, weil du ein Mensch bist? Das Pferd verrichtet sehr nützliche Arbeiten: aber was weiß und woran denkt es nicht? Aber was sollst du? Ist aber ein verständiger und nützlicher Mensch schon ein durchaus guter Mensch? Was mußt du wollen, wenn du gut sein willst? Wie viel Gutes? Nur bisweilen?

10) Verständig und gut zu werden, dazu erhältst du Anweisung in der Schule. Wenn du aber auf das, was dir der Lehrer sagt, nicht merkst: wie kannst du da nicht werden? Was mußt du also thun? Du mußt achtsam, aufmerksam sein. Warum?

11) Was will der Aufmerksame? Wer nun durch Unaufmerksamkeit unwissend bleibt: was hat der nicht gewollt? Durch wessen Schuld ist er unwissend geblieben? Wer hat also von seiner Unwissenheit die Schande?

12) Was muß man können, um aus guten Büchern zu lernen? Was, um einer entfernten Person seine Gedanken in einem Briefe zu sagen? Was, um zu wissen, ob Andere uns nicht in der Zahlung verkürzen; oder um seine Ausgaben und Einnahmen mit einander

zu

zu vergleichen? Wozu ist dieß Letzte, das Rechnen und Berechnen, nöthig? Was kann uns das Zweite, das Schreiben, für Vortheil bringen? Wenn du nun zu der entfernten Person gehen oder schicken müßtest? Was hilft dir das Lesen? Warum ist also der zu bedauern, der nicht lesen, schreiben, rechnen kann?

13) Aber, wenn es dir schwer fällt, weil du nicht darin geübt bist: was thust du dann nicht gern? wovon entbehrst du da lieber den Vortheil? Und verlernst es dann immer mehr. Und was mußt du dann entbehren, wenn du auch nicht wolltest? So hülfe dir's vollends gar nichts, daß du einmal Etwas davon gelernt hättest. Also, was willst du vor allen Dingen thun, damit dir's leicht und geläufig und angenehm wird? Also oft und mit aller Aufmerksamkeit lesen, schreiben, rechnen, so oft du es thust; es allemal in der Absicht thun, damit du es besser lernst. Dann brauchst du dich nicht lange zu besinnen, wenn du z. B. deine Gedanken schriftlich ausdrücken willst; du bist gleich dazu fertig; hast Fertigkeit darin, weil du dich darin geübt — es oft mit Aufmerksamkeit gethan hast — und weil du darin geübt — durch die Uebung darin geschickt geworden bist.

Jetzt hast du Zeit und Gelegenheit, Vieles zu lernen; dich in vielen Dingen zu üben, die dir künftig nützlich sein werden. Nach wenigen Jahren wirst du zu den Erwachsenen gehören, und das Gelernte brauchen —; und dir deinen

Unterhalt erarbeiten müssen. Gehe also jetzt ja gern in die Schule, und lerne Alles, was du lernen sollst; sei ordentlich, reinlich, sittsam und friedfertig, und suche dadurch deinen Eltern und Lehrern Freude zu machen.

---

1) Was ist schöner — eine bunte, blumigte Wiese, oder ein Kornfeld? Was siehst du mit mehr Wohlgefallen? Worauf kömmt es also an, wenn eine Sache schön sein soll? Muß das, was schön ist, auch nützlich sein? Warum ist der Dünger nützlich? Ist er aber schön? Ist dir der Regen allemal angenehm? Wie ist einem zu Muthe, wie befindet man sich, wie deucht es, wenn man recht durchnäßt wird? Wie deucht dir eine warme Stube, wenn dich friert? Wie ist sie also für deine Empfindung? Was hast du davon für eine Empfindung? Der Anblick eines guten Freundes ist dir angenehm; du freust dich, seine Person, sein Gesicht zu sehen: hältst du seine Person, sein Gesicht darum für schön? Oder ist dir sein Anblick gerade nützlich? Hilft er dir etwas zu deinem Leben, oder zum bequemen Leben? Er ist also nicht schön, nicht nützlich, aber angenehm. Was ist das Gegentheil des Nützlichen? Woran muß dich das Schädliche hindern? Was dich z. B. krank macht, woran hindert dich das?

2) Kennst du den Nutzen der Hühner? Der Gänse? der Kühe? Ochsen? Pferde? deiner Finger? Wozu muß man die Erde umgra-

graben, und düngen und die Pflanzen begießen? Warum ist es nützlich, vortheilhaft, arbeiten, schreiben, lesen, rechnen zu lernen? Wozu ist es nützlich, und warum ist es also nützlich?

3) Warum ist dir ein schönes Bild doch entbehrlich? Kannst du leben und bequem und sogar angenehm leben, wenn du es auch nicht hast?

4) Durch welches Hausgeräth wird es dir leicht, zu sehen, ob dein Gesicht rein ist? Ein Spiegel ist also bequem, und dient zur Bequemlichkeit. Wann siehst du den Spiegel selbst gern: wenn der Rahmen rauh, ästig — und das Glas bläsig ist? Wann ist er also schön? Wie würdest du ihn nennen, wenn er sehr groß — und wenn viel Kunst und Kostbarkeit daran wäre? Du wirst über die Pracht allemal erstaunen; das Prächtige bewundern, wenn du es zum erstenmal siehst. Also das, was zum Erstaunen, zum Bewundern schön ist: wie nennst du das? Wird aber eine Sache dadurch nützlicher, bequemer, daß sie schön oder prächtig ist?

5) Wenn ein sehr gutes Messer auch niemals gebraucht wird; wenn es also nie nützlich ist: wie könnte es gleichwohl sein: denn was könnte man thun? Es ist also brauchbar — kann auf eine nützliche Art gebraucht werden. — Wenn man auch die Früchte eines Baums verderben ließe: wie war gleichwohl der Baum, weil er Früchte trug? — Wenn auch Niemand die Früchte eines Baums ißt; aber sie könnten doch gegessen wer-

werden: wie sind also diese Früchte? Was heißt nun brauchbar, fruchtbar, eßbar?

6) Worin besteht der Werth einer schönen, angenehmen, nützlichen Sache? Wenn eine Sache weder schön, noch angenehm, noch nützlich wäre: was hätte sie dann auch nicht? Sie hätte keinen Werth, und wäre nichts werth. Ein Buch, woraus du etwas lernen kannst — wie ist das dir? Aber warum ist dir ein griechisches Buch jetzt nichts werth? Wann würde es vielleicht einen sehr großen Werth für dich haben? Ueberlege einmal, was ein Baum uns für Vergnügen und Nutzen bringt? Warum ist er also viel werth?

7) Woraus wird das Geld geprägt? Was kann man sich mit Geld für Vortheile schaffen? Warum ist also Gold, Silber, Kupfer viel werth? — Aber wie viel Geld kostet dein Hut? Wie viel ist er werth? Du kannst die Summe von Groschen, oder Thalern, die er kostet, zählen und zusammen rechnen. Ein Baum ist dir auch werth um des Vergnügens willen, das er dir macht. Kannst du dieß Vergnügen an Geld anschlagen? Willst du den Nutzen des Baums gerade berechnen? Hier ist also von keinem zählbaren Werthe — von keinem Werthe, der sich mit einer Summe oder Zahl ausdrücken ließe, die Rede.

8) Ein Messer kann dir nützlich werden, wenn es brauchbar ist: aber wie kann es dir schädlich werden? Ist das Messer daran Schuld? Wer sonst? Warum? Du hast es also nicht recht — nicht mit der gehörigen Art, Vorsicht ge-

gebraucht. Gleichwohl ist es zum Schneiden gemacht. Wenn du es aber zu etwas brauchst, wozu es nicht gebraucht werden soll — z. B. damit stichst, daß es verderben muß: so mißbrauchst du es. Was für ein Gebrauch ist also der Mißbrauch?

9) Warum soll ich den Nutzen oder Schaden einer Sache kennen lernen? Denn welchen Gebrauch soll ich von jeder Sache machen? Welchen nicht?

10) Bittere Arznei ist unangenehm: aber ist sie darum etwas Uebels — ein Uebel? Denn wie kann sie werden, wenn sie zu rechter Zeit gebraucht wird? Aber die Trägheit hindert den Menschen, manches Nützliche zu lernen, oder zu thun: was ist sie also?

---

1) Dieses Messer da ist schön, aber doch kein gutes Messer: jenes ist ein gutes Messer, ob es gleich nicht schön ist. Jenes ist nicht brauchbar. Warum?

2) Was muß ich überlegen, oder zu erfahren suchen, wenn ich wissen will, ob eine Sache gut ist? Wann kannst du sagen: das Messer ist gut? Wenn es aber nicht schneidet; wenn man also das nicht damit machen kann, wozu es bestimmt ist: wie ist es da nicht? Worauf kömmt es bei einer guten Uhr an? Ist ein von außen schönes Haus auch immer gut?

3) Ist Jeder, der eine gute Feder hat, auch ein guter Schreiber? Wer nicht geübt, geschickt im Schreiben ist: wie kann der nicht schreiben? Was heißt also ein guter

Schrei-

Schreiber? Aber wenn er nun eine Feder hätte, die zum Schreiben nicht zu brauchen — nicht brauchbar wäre? Also: ein guter Schreiber muß auch eine gute Feder haben,,. — Sage mir das mit deutlichern Worten.

4) Ist ein Kind, das nicht gern thut, was es thun soll — das Gute nicht thun will, ein gutes Kind? Wenn es aber viel Kräfte, Kenntnisse und Geschicklichkeiten besitzt? Wodurch kann man sich und Andern nützlich werden? Wenn man sich aber andern Menschen nützlich macht, nur um seines eignen Nutzens willen: wie ist man da? Ist der Eigennützige ein guter Mensch? — Mancher kann nicht arbeiten: Mancher will nicht. Jener heißt schwach, dieser faul. Welcher von Beiden ist ganz gewiß kein guter Mensch? Brauchbar wäre er wohl: aber darum doch nicht — welcher kann ein sehr guter Mensch sein, ob ihn gleich der Mangel an Kräften unbrauchbar und also unnütz macht? Denn was hat er für einen Willen? Was wollte er gern, wenn er nur könnte?

5) Wie heißt der, der nicht sehen, nicht hören, nicht reden, nicht gerade gehen kann? Sie können aber doch bei ihren mangelhaften Sinnen und Gliedmaaßen oder bei ihren Gebrechen sehr gute Menschen sein. Darf man sie also verachten, oder verspotten? Sie verdienen vielmehr, daß man Mitleiden mit ihnen habe oder sie bedauere.

---

1)

1) Ein Kind hatte zu viel Kuchen gegessen. Einige Tage hernach wurde es krank, was war also die Wirkung seiner Unmäßigkeit im Essen? Was war die Ursache seiner Krankheit? Was ist allemal eher: die Ursache, oder die Wirkung? Darum heißt jenes auch Ursache, die erste Sache. Das Andere ist das, was sie wirkt — die Wirkung. Was ist die Ursache, daß es Morgens hell wird?

2) Wo eine Ursache ist, was ist da auch? Was muß eine Wirkung allemal haben? Wenn ich die Ursache ganz genau kenne: worauf kann ich aus ihr schließen? Ich kann sagen: Weil die Ursache so und so beschaffen ist, so kann sie auch nur so und so wirken, und ihre Wirkung muß so und so beschaffen sein. So kann ich schließen — denken, daß die Wirkung so und so sein müsse, wenn ich auch die Wirkung noch nicht kenne. Wenn ich nun aus der Ursache auf die Wirkung schließen kann: was kann ich also auch aus ihr einsehen oder begreifen? Ich kann denken, diese Sache mußte so und so sein, werden, geschehen, weil die Ursache so und so beschaffen war. Hier sprachen zwo Personen mit einander, und während ihres Gesprächs fiel ein Stein vom Dache. Ist das Letztere eine Wirkung des Erstern? Kann ich vom Erstern auf das Letztere schließen? Ist dieses aus Jenem zu begreifen — begreiflich?

3) Aber wann wird es im Winter allemal warm in der Stube? Was muß das Feuer

hervorbringen, weil es Feuer ist? Was ist also die Wirkung des Feuers? Und was in seiner Beschaffenheit dem Feuer ähnlich ist: was kann und muß das wirken, wenn es nicht gehindert wird? Deine Hände werden auch in der Kälte warm, wenn du sie tüchtig reibst. Muß das, was durch das Reiben in deinen Händen erregt wird, gerade wirkliches Feuer sein? Aber welcher Sache ist es doch ähnlich? Denn was könnte sonst nicht die Wirkung davon sein? Also Ursache und Wirkung sind nothwendig verbunden.

---

1) Was glaubt der Verständige von Allem, was ist oder geschieht? Denn ich kann und muß bei jeder Sache fragen: warum ist sie so und nicht anders? Woraus begreife ich die Beschaffenheit jeder Sache? Aber wenn du die Beschaffenheit einer Sache aus ihrer Ursache begreifen willst, was mußt du da kennen? Könntest du das, wenn nicht auch die Ursache etwas Natürliches wäre? Das Uebernatürliche wirst du nie erfahren, und kein Mensch wird es erfahren. Warum? Was über der Natur ist: kann das in der Natur sein und zur Natur gehören? Wenn du also die Ursache von Etwas für nicht natürlich hältst, und nicht in der Natur suchst: wo mußt du sie denn suchen? Aber kannst du eine übernatürliche Ursache kennen lernen? Kannst du wissen, ob sie wirklich vorhanden ist? Wenn du sie und

ihre

ihre Beschaffenheit nicht wissen kannst: so mußt du sie bloß glauben. Du mußt etwas Uebernatürliches glauben; also aber= oder überglaubig sein. Und der Mensch, dem du glauben sollst, daß es so was Uebernatürliches gebe — hat der es selbst erfahren, oder kennen lernen? Warum nicht? Was ist er denn gleichfalls? Und kann denn irgend ein Mensch mit seinen Sinnen und seinem Verstande über die Natur? Natur heißen ja eben alle die Dinge, die wir mit unsern Sinnen erfahren — kennen lernen können. Also du glaubst es einem Menschen, der auch abergläubig ist. Hast du nun Grund zu deinem Glauben? Ist er vernünftig?

Drei Kreuze, mit Kreide an die Stallthüre gemacht, sollen das Vieh bewahren. Wenn das natürlich zugehen sollte: so müßte es entweder die Kreide, oder die Form des Kreuzes, oder die Zahl drei, oder der Mensch, der sie angeschrieben hätte, bewirken. Aber in der Beschaffenheit dieser Dinge kann eine solche Wirkung nicht liegen. Also müßte durch diese Kreuze eine übernatürliche Kraft wirken, die kein Mensch kennen kann.

Wer nun gern, oder leicht, oder gewöhnlich an solche übernatürliche Ursachen glaubt, der ist abergläubisch.

2) Wenn ich die natürliche Ursache nicht weiß, folgt daraus, daß es keine dergleichen gibt? Wenn sie bis jetzt noch gar nicht entdeckt wäre: was könnte doch wohl künftig noch geschehen? Hat man also Grund dazu, über=

[stamp]

natürliche Ursachen zu glauben, wenn man keine natürlichen weiß? Vor Alters wußte man die Ursache der Sonnen- und Mondfinsternisse nicht, und es gibt jetzt noch Völker, die sich einbilden, eine solche Verfinsterung komme daher, daß ein böser Geist, oder ein Drache die Sonne und den Mond verschlingen wolle. Jetzt kennt man die natürliche Ursache dieser Finsternisse, und die Gelehrten können sie lange und zuverlässig vorhersagen.

---

1) Du willst verständig und gut werden. Aber, daß du das willst, wirst du doch wohl wissen? Ja, du weißt von diesem deinen Willen, bist dir dieses Willens bewußt: sonst wäre es ja nicht dein Wille. Aber du willst Etwas, was noch nicht geschehen, — was noch künftig ist. Das ist der Gegenstand deines Willens — das, worauf du hinsiehst; was dir gleichsam im Auge ist. Das ist deine Absicht. Was ist also deine Absicht? oder was willst du? — Ich kann das Verständig- und Gutwerden auch deinen Zweck oder Entzweck nennen: denn du sollst verständig und gut werden, wenn du es auch nicht wolltest und nicht daran dächtest; du bist von Gott dazu bestimmt und es ist der Wille, die Absicht deiner Eltern und Lehrer — das, was Gott und sie mit dir wollen. Du kannst auch sagen: es ist mein Zweck, in dem Verstande: ich will es; wenn ich auch nicht allemal ausdrücklich daran denke, daß ich's will.

Cas

will. Wenn du eine Reise machst: so ist deine Absicht, oder so hast du die Absicht, an den und den Ort zu kommen, und die Erreichung des Orts ist zugleich dein Zweck, weil du ihn erreichen sollst. Aber zwischen dir und dem Ziele deiner Reise liegt der Weg und das Gehen des Wegs mitten inne. Was ist also das Mittel, wodurch du hinkömmst? Warum gehst du diesen Weg? Um dorthin zu kommen, oder weil du dorthin willst. Und wozu führt oder dient das Mittel? Es wird erwählt und gebraucht; es wird etwas gethan in der und der Absicht, oder zu dem und dem Entzwecke. Du thust es (verrichtest diese vermittelnde Handlung), indem du die Absicht hast, und deine Handlung soll dich zu dem Entzwecke hinbringen, zu dem Puncte, der für dich und deine Absicht feststeht und den du nicht aus den Augen verlierst. So kömmst du vermittelst des Gehens an den bestimmten Ort, der für dich, deinen Willen, deine Wünsche, deine Bestrebungen jetzt der letzte ist.

2) Hat die Uhr eine Absicht, oder einen Zweck? Und die Biene bei ihren Arbeiten? Das Säen selbst — hat es eine Absicht, oder einen Zweck? Aber der Säende selbst, der den Entzweck des Säens — das, was dadurch bewirkt werden soll, kennt und will — was hat der dabei? Was ist oder soll der Entzweck des Essens, Schulgehens, Spielens sein? Und weil das der Entzweck davon ist oder sein soll: was sollst du dabei (indem du es thust) für eine Absicht haben? Dieser Entzweck

soll

soll also deine Absicht sein, und du sollst ihn zu deiner Absicht, zum Gegenstande deines Willens machen.

3) Wenn ich säe: so thue ich etwas — es ist eine Handlung. Ich säe, um zu ärndten, oder weil ich ärndten will, oder damit ich ärndten kann. Was ist das Mittel zum Aerndten? und was ist die vermittelnde Handlung?

4) Du lernst lesen, um dich einst selbst aus Büchern unterrichten zu können, und durch diesen Sebstunterricht verständig und gut zu werden. Was ist hier das Mittel zu deinem Selbstunterrichte? Was ist also der Zweck, daß du lesen lernst? Aber wozu soll dieser Zweck, oder, weil du ihn doch auch selbst willst, diese Absicht wieder das Mittel werden? Ist nun dieser Entzweck, der wieder als Mittel dient, der letzte — der, bei dem du stehen bleibst? Aber was ist hier dein letzter Entzweck, dein endlicher Zweck, dein Endzweck? Was ist also zwischen Zweck oder Entzweck und zwischen Endzweck oder allerletztem Zweck für ein Unterschied? Welcher von beiden dient wieder zum Mittel?

5) Weißt du noch, wer ein guter Mensch ist? Der, dem ein guter Entzweck bloß von Andern — von Gott oder seinen Erziehern bestimmt ist, ohne daß er ihn selbst will? Aber wenn es nicht der allerletzte gute Entzweck ist, den er sich vorsetzt: so ist er doch nur für sich oder Andere ein nützlicher — und wenn er dazu taugliche Mittel wählt

und

und einschlägt, ein kluger Mensch. Also welchen guten Entzweck muß er wollen? Und das ist der, den jeder Mensch bei allem seinen Thun und Lassen, Denken und Wollen haben soll — das, was recht ist, was Gott gefällt, wenn es auch nach menschlichen Einsichten nicht nützlich wäre. Aber kann er denn dazu Mittel wählen, die nicht recht, nicht Gottgefällig sind? Kann er gut sein und werden wollen dadurch, daß er böse ist und Böses thut? So wäre ja sein Wille gut, indem dieser Wille doch zugleich böse wäre. Und, ist der letzte gute Entzweck gut, nur um etwas Andern willen? Was wäre es da nicht für ein Entzweck? Also er ist gut an und für sich — um sein selbst willen. Der Mensch nun, der diesen an sich guten Entzweck kennt und in allen Fällen, mit allen seinen Handlungen zu erreichen sucht — das ist der eigentlich-gute, der sittlich-gute, der tugendhafte Mensch: nicht bloß der nützliche, taugliche, brauchbare. Er heißt weise, weil er das Höchste und Beßte kennt und will, was Menschen nur wissen und wollen können. Er heißt sittlich-klug, weil seine Mittel zur Tugend nicht anders, als sittlich-gut sein können; er denkt z. B. oft an Gott, um nichts Unrechtes zu begehren, oder zu thun — so wie der gute Knabe an seinen Vater denkt. Er will und thut immer nur, was recht ist, weil es Gottes Wille ist — also um Gotteswillen, und heißt deswegen auch fromm.

6)

6) Wer viel arbeitet, um viel zu erwerben und dann mit dem Erworbenen — mit seinem Reichthume prahlen zu können, handelt wohl klug, aber unweise. Warum unweise? Warum klug? Aber auch sittlich-klug? Warum ist das gar nicht möglich? Wie müßte da sein Entzweck sein? — Wer so unmäßig arbeitet, daß er sich vor der Zeit schwach und krank macht: wird der die Früchte seiner Arbeit genießen können? Warum nicht? Er bringt sich ja selbst um den Vortheil und Nutzen seiner Arbeit: man nennt ihn mit Recht einen Thoren. Er will von seiner Arbeit Vergnügen und Nutzen haben, und bringt sich doch darum; er bringt sich um diesen Vortheil gerade dadurch, wodurch er sich ihn verschaffen will: ist das nicht verkehrt? Also was ist der Thor in seinen Absichten und Handlungen für ein Mensch? Jener unverständige Knabe wollte das Feuer löschen und goß Oel darein: was mußte da geschehen? Wie handelte er? Was für ein Mensch war er? Warum war er nicht bloß unklug? Fehlte er bloß darin, daß er nicht das rechte Mittel wählte? Es mußte ja gerade das Gegentheil von dem geschehen, was er wollte.

7) „Sei doch gescheut!„ spricht man zu einem Menschen, der seinen Vortheil oder auch, was zu seinem Zwecke dient, nicht einsehen will; dem man nur mit Mühe begreiflich machen kann, was zu seinem Beßren gereicht. „Ihr Kinder! seid doch gescheut und lernt was: denn es wird eine

Zeit

Zeit kommen, da ihr's brauchen werdet." Wer gescheut ist, sieht seinen Vortheil recht gut ein. Darum sagt man eben zu Jemanden: sei doch gescheut! Das heißt eben: du wirst ja deinen Verstand besser, als so, brauchen; das hättest du ja längst besser einsehen sollen; muß man dir erst das sagen? Und wenn einer gerade das rechte Mittel zu seinem Zwecke trifft, worauf ein Andrer nicht gleich gefallen wäre: so sagt man: der macht's —

---

1) Es kann sein, daß du einmal Tonnen Goldes (eine Tonne Goldes ist sehr viel) reich wirst; aber jetzt bist du es nicht, und es muß auch nicht sein oder geschehen. Sage mir nach diesem Beispiele, was möglich — wirklich — nothwendig ist. Wie ist ein 600 Fuß hoher Thurm? Aber er ist noch nicht gebaut; ist noch nicht da; existirt noch nicht. Also er ist nicht. — Warum ist eine viereckigte Kugel unmöglich? Was soll sie für eine Figur haben, weil sie eine Kugel wäre? Könnte sie aber rund sein, weil sie doch auch zugleich viereckigt sein soll? Also rund und doch nicht rund: das ist wider einander; das widerspricht sich. Kann eine massive bleierne Kugel frei in der Luft schweben, oder auf dem Wasser schwimmen, da doch Blei schwer — und schwerer, als Wasser, ist? Wie widerspricht sich das? Aber nicht jede Unmöglichkeit wird sogleich von Jedermann eingesehen: daher

daher können sich einfältige Leute einbilden, es sei möglich, durch Seegensprechen eine Krankheit zu heilen, oder Jemanden aus den Linien in der Hand sein Schicksal vorherzusagen.

Warum ist es für den Armen nothwendig, daß er fleißig arbeite? Wozu ist die Luft nothwendig? Wäre das Feuer wirkliches Feuer, wenn es nicht brennte? Das Feuer könnte ja nicht Feuer sein, wenn es nicht brennte; das liegt also in der Natur, im Wesen des Feuers; es ist dem Feuer wesentlich, oder wesentlich,, (durch sein Wesen) nothwendig.

2) Ist es nothwendig, daß auf diesem Tische Staub liege (muß es sein)? Aber ist es unmöglich, daß dergleichen darauf liege (kann es durchaus nicht sein?) Also ist es etwas Zufälliges, daß Staub darauf liegt. Gehören Fehler zum Wesen des Menschen; können sie gar nicht vermieden werden? Aber widersprechen sie seinem Wesen; sind sie ihm ganz zuwider; ist es unmöglich, daß er dergleichen an sich habe? Also sind sie für ihn, bei ihm, oder in Rücksicht seiner — d. i. wenn ich an den Menschen und an seine Natur denke, zufällig. Aber wenn er einmal leichtsinnig ist: kann er sie da vermeiden? Unter der Bedingung des Leichtsinns sind also Fehler nothwendig. Oder wären sie ihm nothwendig an und für sich, ohne diese Bedingung; bloß durch seine menschliche Natur?

Zählen. 1) Du kannst zählen, und weißt doch wohl noch nicht, was du machst, was du angibst, wenn du zählst. Sollst du also jetzt zählen lernen? Was sollst du erfahren? Warum hast du bisher mechanisch gezählt? Wie zählt Jeder, der nicht weiß, was er bei'm Zählen eigentlich thut? Denkt er dabei an die Art dieses Geschäffts? Wie arbeitet gewöhnlich der Handwerker? Warum kann ich also sagen, du habest bisher nur handwerksmäßig gezählt?

Hier liegt Ein Groschen. Zähle ihn. Oder hab' ich ihn schon gezählt, weil ich sagte, es sei Ein Groschen? Wie viel Groschen müßten also wenigstens da liegen, wenn du zählen solltest? Also nur mehrere Dinge lassen sich zählen.

Wenn nun mehrere Groschen da lägen, und du sprächest: Eins, Eins, Eins: heißt das zählen? Du sollst sie also zusammennehmen.

Nun gut: so streiche sie mit der einen Hand vom Tische weg in die andere. Was hast du gethan? Aber hast du sie damit gezählt? Du mußt sagen, wie viel es zusammen Groschen sind. Aber wenn du das jetzt angibst: zählst du sie da erst, oder hast du sie schon gezählt? Du könntest ja schon vorher wissen, wie viel ihrer sind; und sagst es nun nur. Die Zahl oder Anzahl bloß angeben, heißt nicht: wirklich zählen.

Du mußt also in Gedanken Einen Groschen zum andern hinzuthun, und zu dem Gezählten immer wieder Eins hinzunehmen u. s. w. So sprichst du: Ein und Ein Groschen ist zwei Gr.; „zwei und Ein Gr. macht drei Gr.; drei und Ein Gr. macht vier Gr.„ Aber könntest du zäh-

zählen; oder so leicht, so bequem zählen ohne Zahlwörter: Eins, Zwei, Drei, Vier u. s. w.? Du würdest doch wohl leicht irre werden, und nicht gut behalten, wie viel du schon hättest. Es gehört also auch noch zum Zählen, daß man das Mehrere (die mehrern Eins, die Einheiten), die man in Gedanken zusammengenommen hat (die in Gedanken zusammengenommenen oder die zusammengedachten Einheiten) auch noch durch ein eignes Wort (ein Zahlwort) ausdrücke. Muß man sie gerade langsam und immer Eins und Eins zusammennehmen? Kannst du nicht gleich sagen: Eins und (die folgenden) drei ist vier; und die folgenden zwei ist sechs; und die folgenden fünf ist eilf u. s. w. Aber was mußt du doch schon einzeln zusammengezählt haben, wenn du sagen willst: drei; zwei; fünf? Du zählst durch Addiren. Aber denke einmal darüber nach, ob nicht das Addiren eigentlich ein geschwindes Zählen ist?

2) Wer oft viel Geld beisammen gesehen —; und sich gemerkt hat, wie viel es betrug, kann, wenn er einen Haufen Geld auf dem Tische liegen sieht, vielleicht ohne großen Fehler und doch ohne Zählen sagen, wie viel es ist. Dann hat er die Summe bloß geschätzt. Worauf muß er da wohl sehen (Rücksicht nehmen)? Kann nicht ein Haufen Kupfergeld eben so groß sein, als ein Haufen Silbergeld? Aber welcher muß mehr betragen? Was wäre wohl für ein Unterschied zwischen einem eben so großen Haufen ganzer und halber Laubthaler? Wie geht es zu, daß Jemand einen Wagen voll Heu nach dem Gewichte schätzen kann? Warum kannst du es nicht?

3)

3) Warum kann ich nicht sagen: 1 Laubthlr. und 1 Gulden sind 2 Laubthaler; oder 2 Gulden? Aber was ist der Gulden so gut, als der Laubthaler? Welchen Namen haben sie mit einander gemein (haben die Einen so gut, wie die Andern?) Wenn Knaben und junge Mädchen in einer Stube zusammengezählt werden: welchen Namen muß ich der Summe oder der Zahl geben? Denn was sind Knaben und Mädchen gemeinschaftlich? Wenn aber Kinder und Erwachsene zusammengezählt werden: wie muß ich da die Zahl benamen? Die Kinder sind junge, die Erwachsenen ältere Personen. Brauchst du zu sagen: Es sind zusammen so viel jüngere und ältere Personen? Welche Worte läßt du weg?

4) Nun weißt du wohl, was Zählen heißt: aber du mußt auch noch lernen, wie es vom Abzählen, Aufzählen, Einzählen, Durchzählen, Nachzählen, Vorzählen, sich verzählen unterschieden ist.

Hier liegen sechzehn Groschen; zähle einmal zehn davon ab! Wie viel Groschen sollen also von den sechzehn ab- oder weggenommen werden? Kömmt aber nichts darauf an, ob ein oder ein paar Groschen mehr, oder weniger davon kommen? Du mußt also deiner Sache gewiß sein. Das ist aber nur der Fall, wenn du im Wegnehmen von der ganzen Summe (von den sechzehn) sie zugleich zählst. Und wie heißt nun zählend hinwegnehmen mit Einem Worte?

Aufzählen — woraus, aus welchen beiden andern Worten ist das zusammengesetzt?

Wenn du Jemanden eine Summe Geldes bringst: wie kann er am beßten erfahren, ob es wirklich gerade so viel ist? Du warst sie ihm z. B. schuldig. Er will nicht mehr, aber auch nicht weniger wieder haben. Es kann sein, daß du sie zu Hause von deinem übrigen Geldvorrath genau abgezählt hast, und daß du also von der Richtigkeit der Summe vollkommen überzeugt bist. Aber ist es deshalb der Empfänger, dein Gläubiger — der, dessen Schuldner du bist? Du mußt ihm also das Geld auf den Tisch oder auf ein Bret hinzählen. Dann kann er sie nachzählen, oder nach dir zählen — sie noch einmal zählen; nachdem du sie ihm vor„, vor seinen Augen gezählt — oder wohl gar sie ihm zugezählt — sie ihm gleichsam Stück vor Stück in die Hand gezählt hast. Ich sage: er kann ste nachzählen: mag nun das Geld noch aufgezählt da liegen, oder mag er's, ohne es jetzt zu zählen, vor der Hand (weil ihm ein anderes Geschäfft, das gethan werden soll, vor der Hand ist — gleichsam auf seine Hand wartet), eingestrichen haben. Du hast wenigstens gezeigt, daß du ehrlich sein wolltest.

Wenn das Tuch durch die Nässe eingeht: so geht allemal mehr Tuch drauf, und es läuft bisweilen so sehr ein (geht so schnell ein), daß man nicht weiß, wo es hinkömmt. Am eingegangenen Tuche hat man an der Ellenzahl nicht mehr so viel, als vorher, ehe es eingegangen war. Wer nun Geld einzählt, der verliert an Gelde. Er glaubt, nur die Summe abgezählt zu haben, die er abzählen wollte: aber er hat mehr gezählt — zu seinem Schaden. Was er drüber gezählt hat, hat sich vor ihm in der ganzen Summe

me

me versteckt: so wie man das nicht mehr gewahr wird, was von einem Stücke Tuch eingelaufen ist. Bei kleinen Summen kann man sich nun wohl vor dem Einzählen hüthen: aber bei großen? Daher erhalten Cassierer bisweilen Einzählgelder. Denn, wer büßt bei'm Einzählen ein? Wem zum Nachtheile zählt er mehr, als er zählen sollte? Nun will man ihn schadlos machen — entschädigen — was heißt das? Aber er soll nicht bloß einmal seine Einbuße wieder erhalten, sondern allemal, so oft er große Summen abzuzählen hat: er wird also schadlos gehalten — ist schon zum voraus vor Nachtheil gesichert. Womit gibt man zu erkennen, daß man ihm das Einzählen nicht zurechnet?

Ist eine Summe schon aufgezählt: so zählt man sie noch einmal durch — warum? Wenn man gewiß wüßte, daß Alles richtig sei: was brauchte man da nicht? Was will man also sehen? Aber wüßte man's, wenn man die Summe nicht vom Anfang bis zu Ende zählte, und dieß oder Jenes nicht mitzählte? Warum heißt es also durch zählen?

Wenn man aber eben nicht Zeit hat, die Summe genau durchzuzählen: so überzählt man sie bloß. Sieht man das da liegende Geld bloß an, oder was thut man gleichfalls? Aber welches geschieht geschwinder, das Durchzählen oder Ueberzählen? Man zählt also auch durch, aber nur geschwinder: denn würde das Ueberzählen ohne Durchzählen etwas helfen? Wenn ich sage: du sollst deinem Kameraden einen Fehler übersehen: sollst du da den Fehler gar nicht sehen? O ja! du siehst ihn schon, und hast ihn

ge-

gesehen: denn was wäre sonst für dich gar nicht da? Aber du sollst nur nicht genau überlegen, wie groß etwa der Fehler ist; sollst ihn nur leicht — nicht mit so großer Aufmerksamkeit ansehen — dich nicht so genau darum bekümmern.

Sich verzählen. Ohne Aufmerksamkeit läßt sich nicht zählen: selbst, wenn man bloß überzählt. Wann ist die Aufmerksamkeit größer — bei'm Durchzählen, oder Ueberzählen? Was geschieht nun, wenn man sich verzählt? Was verliert man da bei'm Zählen? Verliere ich meine Aufmerksamkeit: so verliere ich im Grunde mich selbst. Aber was ist nun von dieser verlornen Aufmerksamkeit die Folge bei'm Zählen? Du weißt ja wohl, daß man eine Sache nicht recht — daß man sie falsch macht, wenn man nicht Achtung giebt. Die Summe sollte gerade so und so viel sein, und das sollte und wollte man durch das Zählen finden. Wenn man nicht gerade so und so viel herausbringt, bringt man eben allemal weniger heraus? Was kann wohl auch geschehen? Also man bringt heraus entweder zu viel, oder — Und da hat man die Summe selbst verzählt, weil man seine Aufmerksamkeit verlor. So heißt „etwas versehn„ einen Theil dessen, was man thun sollte, verlieren — es also nicht thun; „verspielen„ das Spiel verlieren; „die Zeit vertändeln„ die Zeit durch Tändeln verlieren; also „sich verzählen„ bei'm Zählen seine Aufmerksamkeit und dadurch die wahre Summe verlieren.

Messen.

Messen. 1. Wenn man messen will, muß man vor allen Dingen einen Maaßstab haben. Denn wie heißt die Sache, womit man mißt? Weißt du, was ein Stab ist? Und ein Maaßstab wäre also eigentlich ein Stock, womit man eine Länge mißt. Aber will man denn immer bloß wissen, wie lang diese oder jene Sache — z. B. ein Zimmer ist; will man bloß Längen — Dinge der Länge nach — messen? Kann ich nicht auch wissen und also messen wollen die Breite eines Tuches, oder die Höhe eines Baums u. s. w.? Wenn deine Mutter ein Band mißt: was nimmt sie dazu? Sie weiß also, daß ihr Maaßstab gerade eine Elle lang ist. So vielmal sie nun die Elle an dem Bande anlegen kann, so viel hat das Stück Band Ellen. Könnte sie das sagen, wenn sie nicht gewußt hätte, daß ihr Meßstab — Maaßstab gerade eine Elle lang sei? Du siehst also, daß der Maaßstab eine bekannte Größe ist, mit der man eben die unbekannte mißt. Denn Alles, was sich an einer und derselben Sache mit Zahlwörtern angeben läßt, heißt die Größe der Sache, ohne auf die Zusammensetzung der Sache aus verschiedenen Dingen oder auf ihre Mannigfaltigkeit zu sehen. Die Größe der Sache ist also die bloße Ausdehnung derselben. Die Länge des Schrankes, die hier Höhe heißt, hat so und so viel (3 oder 2 oder 4) Ellen z. B.; oder wie nun der Maaßstab sein mag, womit gemessen ist. Wie viel Größen hat man nun bei'm Messen? Welche ist kleiner, welche größer? Nun heißt aber auch jede bekannte Größe ein Maaßstab, wenn sie gleich nichts weniger, als ein Stab ist. Der Kranke soll jedes-

desmal von seinem Pulver eine Messerspitze oder einen Theelöffel voll nehmen. So viel er iedesmal nehmen soll: das heißt die Dosis oder die Gabe. Was ist für sie der Maaßstab? Das Band, sagt deine Mutter, ist drei Queerfinger breit. Was ist hier der Maaßstab der Breite? Dieser Hut Zucker hält 8 Pfund. Hier ist der Maaßstab von der Schwere des Zuckers —? Was will ich nun erfahren, wenn ich messe? Ich suche, heißt das kurz, eine unbekannte Größe. Und womit oder wodurch suche ich sie?

2) Alle Körper sind im Raume, oder: jeder Körper nimmt einen Raum (Platz) ein. Was ist also ein Körper überhaupt (ohne auf die besondere Beschaffenheit der Körper zu sehen)? Alles, was einen Raum einnimmt. „Hier ist noch Raum„ — was heißt das? Hier könnte noch ein Körper sein. Dieser körperliche Raum hat drei Ausdehnungen, in die Länge, in die Breite und in die Höhe. Eine Ausdehnung des Raums bloß nach der Länge, heißt eine Linie; eine Ausdehnung nach der Länge und Breite zugleich heißt eine Fläche (Breite nenne ich die kleinere Länge derselben Sache); eine Ausdehnung nach der Länge, Breite und Höhe zugleich h. ein körperlicher Raum (Höhe nenne ich die senkrechte, von der Erde gerade aufwärts gehende Länge.) Die Gränze eines Körpers oder das Aeußerste, wo er aufhört, ist allemal eine Fläche. Er ist mithin von Flächen begränzt, oder in Flächen eingeschlossen. Diese Flächen sind nun nicht dick, sondern bloß lang und breit: sie haben also nur zwo Ausdehnungen (eine Ausdehnung nach zwo Richtungen.)

Die

Die Gränzen einer Fläche, z. B. der obersten glatten Seite eines Bogens Papier, sind bloß Linien; also bloß Längen, ohne Breite: die Fläche ist also bloß in Linien eingeschlossen. Eine Linie ist bloß lang; aber nicht breit und nicht dick. Eine Linie hat auch zu ihren Gränzen bloß Puncte. Unter einem Puncte versteht man bloß den Anfang oder das Ende einer Linie, welcher Anfang oder welches Ende selbst keine Länge mehr hat.

3) Was meinst du: Kann man denn auch eine Elle Bier kaufen? Flüssige Sachen sind doch auch Körper, und jeder Körper ist lang, breit und dick. Mit der Elle mißt man aber bloß die Länge einer Linie. Kann ich also das Maas eines Körpers bloß damit angeben, daß ich sage, wie lang er ist? Jede Größe, die man messen will, kann man nur mit einer solchen Größe vergleichen, die mit ihr von gleicher Art ist. — Das Messen der Längen oder die Längenmessung hat der Mensch zuerst an der Länge seines Arms von dem Ellbogen an bis an die Fingerspitze und an der Länge seines Fußes gelernt. Das Erste gab zur Elle — das Andere zum Fußmaaße Gelegenheit. Warum mußten sich aber wohl die Menschen vereinigen (darüber einig werden), wie groß eine Elle oder ein Fuß sein sollte? Warum konnte nicht Jeder nach seinem Ellbogen und Fuße messen? Dieser Kaufmann z. B. Band nach seinem — ein anderer wieder nach seinem Ellbogen? Hätte man da für Jedermann sagen können: die Elle dieses (so und so beschaffenen) Bandes kostet so und so viel? Siehst du nicht, wie verschieden die Ellbogen und Füße verschiedener Menschen

sind? Indessen sind Ellen und Fußmaaße verschiedener Länder noch jetzt verschieden.

4) Eines der bekanntesten Fußmaaße ist das rheinländische. Es enthält 6 rheinländische Fuß, und diese machen eine halbe Ruthe. Die ganze Ruthe hat — hält also 12 Fuß. Ein Fuß wird wieder in 12 Zolle abgetheilt.

Mit einem solchen Maaßstabe läßt sich die Breite und Höhe aller Fenster eines Zimmers, die Breite und Höhe der Zimmer selbst und der Thüren eines ganzen Hauses messen, und auf diese Art ein Bild von einem ganzen Hause entwerfen. Dabei merke dir, daß die Zimmerleute und Tischer, wenn sie von dem Maaße der Zimmer eines Hauses reden, anstatt des Worts Breite immer den Ausdruck Tiefe gebrauchen. Sie sagen z. B.: dieser Saal ist 40 Fuß lang und 23 Fuß tief. Doch nimmt man die Tiefe immer von der Außenseite des Hauses oder von den Fenstern aus. — Muß das Bild einer Sache so groß sein, als die Sache selbst? Wäre es möglich, ein Bild von einem Hause zu entwerfen, das so groß wäre, als das Haus selbst? Also muß auch der Maaßstab kleiner angenommen werden, wonach das Bild entworfen wird. Ein solcher verkleinerter Maaßstab heißt ein verjüngter. Das Bild eines Hauses aber, worin bloß die Länge und Breite oder Tiefe aller Theile desselben in ihrer Lage gegen einander vorgestellt wird, heißt ein Grundriß. —

Stoff zum Nachdenken aus der Naturgeschichte.

1) In welcher Jahreszeit leben wir jetzt? Wie viel Jahreszeiten gibt es? Wie unterscheiden

den sich die Jahreszeiten in der Witterung? Warum wird im Winter eingeheizt? Auch im Sommer? Warum nicht; wenigstens nicht zur Erwärmung der Menschen? In welcher Jahreszeit ist meistentheils trübes und regnichtes Wetter? Was ist dir oft im Winter beschwerlich? Im Sommer ist es dagegen oft sehr heiß. Warum ist der Herbst meistentheils unangenehm? Da wäre es ja wohl am beßten, wenn es immer Frühling bliebe?

2) Gesetzt, es macht dir Jemand ein Geschenk, worüber du dich sehr freust. Dauert deine Freude immer so fort? Erst war dir die Sache neu: aber nun? Also das Angenehmste wird uns nach und nach immer weniger angenehm. Nun ist es uns gleichviel, oder es gilt uns gleich, ob wir es haben, oder nicht; wir werden dagegen — (gleichgültig). Endlich hätten wir, statt seiner, gern was Anderes. Wie würde es uns also mit einem beständigen Frühlinge gehen? Aber, warum ist uns eigentlich der Frühling so angenehm? Was für eine Jahreszeit und Witterung ging vorher? (Du weißt doch, was ich unter Witterung meine)?

3) Können im Frühlinge die Früchte reif und genießbar werden? (Wozu müssen sie gut sein, wenn sie genießbar sein sollen? Wann sind sie zum Essen gut — tauglich)? Durch was für eine Witterung werden sie das? Ist es aber im Frühlinge mild und warm genug? Und warum könnten die Pflanzen und Bäume nicht schnell genug wachsen? Warum wäre es nun nicht gut für uns, wenn es immer Frühling bliebe? Sehr schön

schön sehen die Blüthen der Bäume aus: aber warum sind dir die Früchte dennoch lieber?

4) Aber im Sommer werden den armen Landleuten ihre Arbeiten so sauer. Woran sieht man das oft, wenn man auch selbst nichts davon fühlt? Was hat gleichwohl die größere Hitze, die so viel Schweis auspreßt, für Nutzen? Kennst du keine erfrischenden und abkühlenden Früchte? Und in welcher Jahreszeit wachsen diese saftigen, kühlenden Früchte am häufigsten? Wozu ist es gut, daß sie nicht alle zu gleicher Zeit reif werden?

5) Aber die bösen Gewitter könnten doch wohl wegbleiben? So sagen wenigstens unverständige Menschen: wir wollen aber einsehen lernen, wie heilsam und wohlthätig die Gewitter sind. Ohne sie könnten wir lange so gesund und vergnügt nicht leben. Wann wünscht man sogar manchmal, daß ein Gewitter kommen möchte? Und warum wünscht man es? In Kellern wird die Luft bisweilen sehr dumpfigt und stickend. Da pflegt man ein Feuer von trockenen Spänen darin anzumachen, oder mit der gehörigen Vorsicht Pulver darin anzuzünden. Kannst du wohl errathen, was das Feuer oder die schnell aufblitzende Flamme des Pulvers thut? Was macht denn das Feuer mit dem Holze? Eben so werden die schädlichen Theile in der Luft verbrannt, verzehrt. Eben diesen heilsamen Dienst leisten uns die Gewitter. Wie ist die Luft in heißen Sommertagen, wenn lange keins gewesen ist? Wie wird uns da das Othemholen — schwer, oder leicht? Wie nennt man die heiße dicke Luft? Die Luft ist so **schwül**, weil sie mit vie=

vielen stickenden — vielleicht schweflichten Theilchen angefüllt — und von der Sonnenhitze so sehr durchwärmt ist. Was thut aber der Blitz mit diesen schädlichen Theilen der Luft? Wie ist die Luft nachher nicht mehr? Wodurch werden die schädlichen Dünste gemeiniglich niedergeschlagen? Vorher waren sie den Menschen beschwerlich und schädlich: jetzt werden sie durch einen erquickenden Regen für die Pflanzen desto fruchtbarer. Denn woran siehst du, daß ein solcher Gewitterregen den Pflanzen wohlthut? Wenn vorher Alles wie versengt war: wie sieht es nun in den Fluren, auf den Wiesen aus? Und dieß frische, erheiternde Grün, und die abgekühlte, gereinigte Luft, dieses Aufleben aller Gewächse nach einem Gewitter — wovon ist das Alles der augenscheinlichste Beweis? Warum wirst du nun nicht mehr wünschen, daß es im Sommer keine Gewitter gäbe? Und sprichst du nun noch: die bösen Gewitter? Was die Fruchtbarkeit der Erde befördert, und Menschen und Thieren neues Leben gibt: wie kann das nicht sein?

6) Bisweilen richten sie freilich auch Schaden an. Thut das nicht bisweilen auch das Feuer? Wäre es also nicht besser, wir hätten gar kein Feuer? Wenn es aber den Menschen und Thieren bei aller möglichen Vorsicht doch mehr Schaden, als Nutzen brächte (überwiegend schädlich wäre)? Ist das so? Wie ist es vielmehr? Wende dieß auf die Gewitter an. Der Blitz zündet hie und da, oder schlägt, wie man sagt, ein, tödtet bisweilen Menschen und Thiere: aber der Nutzen und Vortheil, den sie für's Ganze — für ganze, große Länder und ihre Bewohner

jedesmal stiften, ist ungleich (sehr viel) größer, als der einzelne Nachtheil. Hältst du es wohl für nützlich, daß der Mensch die Pferde zum Reiten und Fahren abrichten kann? Gleichwohl sind schon weit mehr Menschen mit Fahren und Reiten verunglückt, als durch den Blitz getödtet wurden. Braucht sich deshalb Jeder vor dem Fahren und Reiten ängstlich zu fürchten? Warum gestattet man Beides ohne Aufsicht einem Kinde nicht? Warum besteigt aber ein Erwachsener Pferd und Wagen ganz getrost? Wodurch kann er alle Gefahr verhüthen? Ist aber ein Kind so vorsichtig, und warum kann es nicht die gehörige Vorsicht anwenden? So könnten die meisten Menschen alle Gefahr bei'm Gewitter verhüthen, wenn sie sich nur recht darauf verstehen lernten, die Vorsichtsregeln der Verständigen annähmen und befolgten, und überhaupt nicht leichtsinnig wären. Sie würden auch wohl jene Vorsichtsregeln beachten und befolgen, wenn sie nur von der Heilsamkeit und Nothwendigkeit derselben recht überzeugt wären. Wovor soll mich die Vorsichtsregel bewahren? Worin liegt's denn, daß mir eine Sache schädlich werden kann? Könnte sie es, wenn sie eine ganz andere Beschaffenheit hätte — wenn z. B. ein Pferd nie scheu oder hitzig werden könnte? Was muß ich also kennen lernen, wenn ich wissen will, wie mir eine Sache schädlich werden kann? Auf diese Kenntniß von der Natur eines Dinges gründet sich nun die Vorsichtsregel. Wenn sehe ich folglich recht klar ein, daß diese wahr und nützlich und nothwendig ist? Und bin ich so von der Güte der Regel lebendig überzeugt, was werde

ich nun auch thun? Wozu wäre es also gut, wenn auch der gemeine Mann die Lehre von den Gewittern recht deutlich verstände? Aber man kann das nicht, wenn man nicht noch vieles Andere von der Beschaffenheit der natürlichen Dinge lernt. Warum ist es also der Mühe werth, daß auch ihr von der ganzen Naturlehre lernt, was euch nur möglich ist?

7) Ihr würdet dadurch schon einen großen Theil eurer Furcht vor den Gewittern los werden. Sage mir aufrichtig, wovor fürchtest du dich eigentlich bei'm Gewitter? Und das Krachen des Donners kann doch Niemanden etwas thun. Es ist bei'm Gewitter eben das, was der Knall einer losgeschossenen Flinte ist. Der Blitz kann wohl tödten, wenn die stickenden Dünste der Luft gerade bis zu einem Menschen oder Hause reichen, und sich auf einmal entzünden. Hast du aber den Blitz gesehen, und befindest dich noch wohl, so mag der Donner, der darauf folgt, noch so schrecklich sein, er thut dir nicht das Geringste.

8) Aber man kann sich auch vor der Gefahr bei Gewittern bewahren, wenn man nur mit ihrer Beschaffenheit bekannt ist. Der Blitz zieht sich überhaupt nach den Metallen, insonderheit aber nach dem Eisen; auch nach den Bäumen, die im vollen Safte stehen. Was nimmst du dir nun daraus für eine Vorsichtsregel? Warum wirst du nicht leicht an ein eisernes Gitter treten? Auf dem Felde aber — wo trittst du da nicht hin? Am allerwenigsten unter eine Eiche, weil in diesen Baum der Blitz am öftersten einschlägt. Lieber laß dich beregnen — dieser Scha-

de

de ist zu ersetzen: denn unter ganz freiem Himmel ist man am sichersten. — Eben so: warum ist es nicht gut, wenn viele Menschen in einem engen Stübchen bei einem Gewitter beisammen sind? Wie werden dadurch die schädlichen Dünste vermehrt? zumal, wenn diese Menschen die Angst in Hitze und Schweis jagt? — Auch geht der Blitz gern nach dem Wasser, nach den Oefen u. s. w. Wie kannst du dir also das Gewitter immer weniger gefährlich, immer mehr unschädlich machen?

9) Auch hast du wohl schon davon gehört, wie man auf eine künstliche Art den Blitz von einem Hause ableiten kann. Man befestigt auf dem Dache des Hauses eine lange, eiserne, oben spitzige Stange. An dieser Stange wird eine eiserne Kette angebracht, die an dem Hause herunter bis in eine Grube geht, welche man an der Seite des Hauses gegraben hat. So fährt der Blitz an der Stange und Kette herunter in die Grube, ohne Schaden zu thun. So einfältig wirst du aber doch wohl nicht sein zu denken: man widersetze sich durch so einen Gewitterableiter dem lieben Gott, wenn er etwa gewollt hätte, daß der Blitz das Haus träfe. Denn wer ist es doch, der den Menschen den Verstand verliehen hat, solche Vorbauungsmittel zu entdecken? Was hätte er hindern müssen, wenn die Menschen den Blitz nicht von ihren Wohnungen ableiten sollten? Oder was müßte er jetzt noch thun, wenn die Verschonung des verwahrten Hauses seinem Willen zuwider wäre? Ist es wohl recht und Gott gefällig, daß der Kranke einen Arzt zu Rathe zieht, und Arznei braucht?

War-

Warum thut hiermit der Kranke seine Pflicht? Und unsre Pflicht sollen wir ja unter allen Umständen thun, so gut wir nur können. Ob sie Gott seegnen und gedeihen lassen will: auf wen kömmt das allein an? Es könnte ja sein, daß es Gottes Wille wäre, daß wir unsre Pflicht ohne den gewünschten Erfolg thun — daß wir ihm einmal ohne sichtbare Belohnung gehorchen sollten. Erreichte er diese Absicht; hätten wir diese fromme Uebung unsres gottergebenen Gehorsams, wenn wir nicht in jedem Falle zu unsrer Rettung thäten, was wir könnten? Vor Regen und Kälte, die Gott eben so gut kommen läßt, wie die Gewitter, sucht sich Jedermann ohne Bedenken zu verwahren: warum hat man wohl gerade nur bei Gewittern den Zweifel, es sei der Ehrfurcht vor Gott zuwider? Das Gewitter ist eine so majestätische Erscheinung in der Natur, und warum glaubte man also, daß Gott sich dadurch vorzüglich offenbare; daß er im Gewitter vorzüglich gegenwärtig sei und wirke? Blitz ist Feuer vom Himmel herab. Wessen Wohnung denken wir uns im Himmel? Wer scheint also den Blitz auf den Menschen unmittelbar herabgeschleudert zu haben, der dadurch getödtet wird? Dünken dir aber solche Vorstellungen richtig? Wer hat die ganze Natur geschaffen, und wirkt also auch in der ganzen Natur, so gut, wie im Gewitter? Und so sollen wir uns durch Gewitter eben so gut zu unsrer Pflicht, zur Sorgfalt für unsre Erhaltung auffodern lassen, wie durch jede andere Kraft der Natur, die uns trifft. Dieses ist der Wille Gottes, den er uns durch jedes Naturereigniß zu erkennen gibt.

10)

10) Warum ist es gut, daß manche Früchte schon im Sommer — nicht erst im Herbste reif werden? Sie sind wegen ihres kühlenden, säuerlichen Safts den Menschen im Sommer am heilsamsten; halten sich nicht länger, als die große Hitze dauert, und können sich ihrer Saftigkeit halber auch nicht länger halten. Denn warum nennt man die Kirschen z. B. saftig? Siehst du also, warum sie zur Nahrung der Menschen im Sommer bestimmt sind? Fehlt es uns aber im Herbste und Winter an Obst?

11) Welche Jahreszeit folgt auf den Sommer? Friert die Erde gleich zu? Was muß nach der Aerndte auf dem Acker noch geschehen? Was könnte der Landmann im folgenden Sommer nicht, wenn er nicht im vorhergehenden Herbste das Land bestellt und besäet hätte? Welche Jahrszeit ist also nach dem Sommer die beßte und schicklichste? Was geschieht im Herbste mit den Blättern der Bäume? Was wird aus ihnen und vielen Pflanzen? Wie düngen sie also die Erde? Aber zugleich wird die Luft ungesund, weil von so viel verfaulten Pflanzen und andern Körpern die Dünste in die Höhe steigen. Wodurch wurde im Sommer die Luft gereinigt? Du weißt, daß eben nach großer Hitze und Schwüle Gewitter entstehen. Warum bleiben sie nun im Herbste aus? Aber was entsteht oft in den trüben, neblichten Herbsttagen — wodurch die dicke Luft zerstreut und fortgetrieben wird? Eben solche Winde und Stürme gibt es auch im Frühlinge. Im Winter war die Erde gefroren: was geschieht nun nach und nach durch die zunehmende Wärme? Und wo kömmt die Winterfeuchtigkeit von der auf-

aufthauenden Erde hin? Durch diese starke Ausdünstung entstehen also auch im Frühjahre Winde und Stürme. Aber sie verwüsten oft die Gärten und Wälder, weil sie Bäume auswurzeln und umbrechen. Wie befördern sie dagegen die Gesundheit vieler tausend Menschen? Sie reinigen aber nicht bloß die Luft, sondern bewegen auch die stärksten Bäume hin und her und erschüttern sie bis auf die Wurzeln. Was muß wohl diese Erschütterung der Wurzeln mit der Erde selbst thun, worin die Wurzeln liegen? Wenn die Erde um sie herum lockerer wird: können sie sich da nicht besser strecken? So gewinnen also die Wurzeln mehr Platz, und können sich gehörig ausbreiten und von mehrern Seiten her Säfte an sich ziehen.

12. Der Herbst hat also gleichfalls, wie du siehst, sein Gutes. Was wirst du nun auch schon zum voraus vom Winter vermuthen? Wenn die Erde zur Ernährung der Gewächse immerfort Säfte und Feuchtigkeiten hergeben sollte: woran müßte es zuletzt fehlen? Was muß die Erde also im Winter wieder sammlen? Aber verdirbt dagegen der Frost nicht viele Gewächse? Wodurch wird die Saat und die niedrigern Gewächse vor dem Froste geschützt? Denn, wenn die Schneedecke auch kalt ist: so wärmt sie doch, weil sie trocken ist. Sie zieht die Kälte an sich, und bewahrt so die Gewächse davor. Aber warum erfrieren die Thiere im Winter nicht? Was geht mit dem Fell und den Haaren verschiedener vierfüßigen Thiere für eine Veränderung im Herbste vor? Was können sie mit dem dickern Felle nun vertragen? Andere Thiere graben sich im Sommer

mer und Herbste Löcher in die Erde, wo sie sich den Winter über aufhalten. Die kleinern Würmer und Insecten verkriechen sich in die Ritzen der Baumrinde, oder in das Moos, das im Herbste so häufig wächst. Wo ziehen verschiedene Vögel — z. B. die Störche, die wilden Gänse, noch vor dem Eintritte des Winters hin? Was müssen sie also zu rechter Zeit gewahr werden? Und braucht ihnen Jemand den Weg in wärmere Länder zu zeigen?

13 Welche Art von Getreide ist für den Menschen am nützlichsten und unentbehrlichsten? Woraus bäckt man Brod? Wozu wird das Stroh gebraucht? Wie wächst das Korn? Wo sitzen die Aehren? Diese Halme sind lang und biegsam. Womit ist diese Aehre versehen? Diese Stacheln oder Spitzen heißen eigentlich Grannen. Wie sind die Körner neben einander gestellt? Ist diese reihenweise Stellung nicht sehr ordentlich? Was würden die Vögel leicht thun, wenn sie nicht von jenen Grannen abgehalten würden? Begreifst du, daß die Knoten dem Halme mehr Festigkeit geben? Wo müßte dem Halme Gewalt geschehen, wenn er zerbrochen werden sollte? Aber über und unter dem Knoten ist er eben stärker. Und hält er sich durch diese Stützen nicht leichter im Gleichgewichte? Auch werden die Säfte in den Knoten geläutert und zum Wachsthume der Körner zubereitet. Aber wozu würde das Stroh nicht gut zu brauchen sein, wenn die Halme noch stärker wären? Soll es nicht auch zum Futter für das Vieh dienen?

14) Es gibt noch eine Menge anderer Gewächse und Pflanzen, die nicht alle den Menschen

zur

zur Nahrung dienen, aber doch sehr nützlich sind. Wie heißt die Pflanze, aus der die Leinwand (das leinene Tuch) zu unsern Hemden gewebt wird? Kannst du mir sagen, durch wie viel Hände der Flachs gehen muß, ehe er zu Faden gesponnen werden kann? Wenn der Leinsaame unrein ist: wie muß der Flachs werden? Damit also nicht zu viel Unkraut darunter komme, muß der Lein gesichtet werden. Und dennoch bleibt er davon nicht ganz rein: man muß ihn also gäten. Nun wird er gerauft (die Stängel werden mit den Wurzeln ausgerissen); dann gerefft (durch die Raufe oder Reffe gezogen), daß die Saamenknöpfchen davon abfallen müssen; dann bindet man die Stängel in kleine Bündel und legt diese Busen in das Wasser (in die Röste). Nun wird der Flachs wieder herausgenommen und an der Sonne getrocknet; dann gepocht oder geblaut — und gebrecht auf der Breche; nun auf der Hechel gehechelt, daß das Werrg (Werrig) herauskomme; ferner geschwungen auf der Schwinge; endlich gesponnen und Tuch daraus gewebt.

Ist denn das Unkraut, worüber man immer klagt, gerade unnützes Kraut? Welche Thiere nähren sich wenigstens zum Theil vom Saamen desselben? Was für eine Art Unkraut wächst so häufig in Gärten und an Zäunen, und gibt für das Vieh wenigstens etwas frische Nahrung, wenn im dürren Sommer nichts Ordentliches auf den Wiesen wächst? (Die Nesseln.) Die Quecken, über die man so sehr klagt, geben einen Thee, der das Blut reinigt, und dieser Queckentrank ist bei vielen Krankheiten gerade das heilsamste Mittel.

Darf

Darf also das Unkraut geradezu für etwas Unnützes gehalten werden?

Aber die giftigen Kräuter und Beeren hätten doch wohl wegbleiben können? Was für eine Giftpflanze wächst so häufig unter der Petersilie? Nährt sich wohl der Schierling von denselben Theilen der Luft und Erde, dergleichen die gesunde Petersilie enthält? Wenn es nun keine Giftpflanzen gäbe: wo würden die schädlichen Theile bleiben? Und wenn sie sich in der Luft zu sehr vermehrten: wem würde das schaden? Welche Kräuter unterscheiden die Thiere, wahrscheinlich durch den Geruch? Und warum gehen sie also nicht leicht an die Giftpflanzen? Wenn du aber giftige Beeren und Wurzeln nicht unterscheiden kannst: wovor mußt du dich hüthen? Sie sehen den gesunden oft sehr ähnlich, wie z. B. der Schierling der Petersilie, die giftigen Schwämme den eßbaren. Aber ganz unnütz ist der Schierling doch nicht: er ist fast immer noch das einzige bewährte Gegenmittel gegen eine eckelhafte, gefährliche Krankheit, den Krebs. Wirst du also von irgend einem Kraute, ja von irgend einer Sache in der Welt künftig behaupten, sie sei unnütz? Du wirst vielmehr von jeder einen wahren (wirklichen) Nutzen vermuthen, wenn du ihn auch noch nicht kennst. Wie bestärkt dich das Bisherige in dieser Vermuthung? Was hast du von Unkraut und Giftpflanzen gelernt? Wenn wir den Nutzen noch nicht kennen: warum folgt daraus nicht, daß keiner statt finde? Kennen wir alle Geschöpfe so genau? Wie müssen also wir kurzsichtige Menschen sagen? „Wir wissen zwar nicht, wozu Dieß oder Jenes dient: aber — — Wie, wenn du in die

Werk-

Werkstatt eines Künstlers kämest, und sagen wolltest: dieser Stift ist unnütz — denn ich wüßte ihn nicht zu brauchen, und könnte mir nicht vorstellen, was damit zu machen wäre.

15) Die Sperlinge, Krähen, Maulwürfe u. s. w. stehen im üblen Rufe. Aber man hat bemerkt, daß ein einziges Paar Sperlinge in einer Woche gegen 2000 Raupen zum Futter für seine Jungen in sein Nest getragen hat. Welche Insecten würden also ohne die Sperlinge zu sehr überhand nehmen? Die Krähen verzehren die Leichname der Thiere. Wenn diese ganz verfaulen sollten: was hätte das für Einfluß auf die Luft und die Menschen? Sie tragen viel zur Verminderung der Feldmäuse bei, und finden sich fleißig auf den frisch gepflügten Aeckern ein, wo sie die großen Maden aufsuchen, aus denen im folgenden Jahre Maikäfer geworden sein würden. Du weißt doch, daß die Regenwürmer die zarten Wurzeln der Pflanzen abfressen und die Pflänzchen selbst in die Erde ziehen. Diesen Regenwürmern graben die Maulwürfe nach, und nähren sich von ihnen. Was würde die Folge sein, wenn es keine Maulwürfe gäbe; wenn sie nicht den Regenwürmern so nachstellten, und wenn also diese überhand nähmen? Wer hätte am Ende den größten Nachtheil davon? Wie jedes Thier zu seiner Lebensart und Bestimmung eingerichtet ist: so auch der Maulwurf. Was hat er für einen Kopf? So spitzig schickte er sich für ein Thier, das die Erde aufwühlen sollte. In diesem Kopfe liegen zwei kleine Augen sehr tief. Warum durften die Augen nicht hervorstehen? Was könnte leicht hineinfallen, wenn

er die Erde durchgräbt? Und wovor sichert die Augen auch ihre Kleinheit? Warum sind seine Füße so kurz, und unten so breit? Er kann sie ja in seinem unterirdischen Kerker nicht weit ausstrecken; muß sich seine Höhle erst nach und nach erweitern, und die Breite der Füße macht sie ihm zu Schaufeln. Und ist es eine Frage, warum sie mit so spitzigen Klauen versehen sind? Gott wollte so vielen Thieren, als möglich, das Leben geben: wie sollten sie nun Platz genug auf der Erde haben? Einige müssen sich auf der Erde, andere in der Erde, noch andere größtentheils in der Luft und auf Bäumen aufhalten.

16) Wie bewegen sich die Vögel von einem Orte zum andern? Sie mußten also zum Fliegen eingerichtet sein. Mit dem Kopfe und Schnabel durchschneiden sie die Luft: wie sind also beide beschaffen? Haben sie eine breite Fläche, auf der sich viel Luft auflegen kann? Würden sie sich in der Luft erhalten können, wenn ihr Körper sehr schwer wäre? Wie sind daher ihre Knochen und ihr ganzer Leib? Wenn du einen Vogel eingefangen hast, und ihm das Fliegen wehren willst: was darfst du nur an seinen Flügeln thun? Ist also die Länge beider Flügel genau abgemessen? Was für einen Unterschied bemerkst du an den Flügelfedern? Sind sie von gleicher Länge? Selbst, wenn der Vogel sie ausbreitet, liegen sie etwas über einander: denn was soll nicht dazwischen kommen? Oder würde, wenn die eindringende Luft ihn schwer machte, die Luft, die unter ihm ist, ihn so leicht tragen können? Warum haben aber die Vögel so lange und gelenkvolle Zähen an den Füßen? Wozu dient ihnen der Schwanz? Kann

man's

man's den Raubvögeln an ihren Schnäbeln und Klauen ansehen, daß sie sich vom Raube nähren sollen? Warum können sie ihren Raub leicht ergreifen und bezwingen? Es gibt aber auch Vögel, die auf dem Wasser leben. Sind diese eben so, wie die Flugvögel gebaut? Ihr Leib ist viel breiter, um auf einer größern Wasserfläche zu ruhen, und sich also desto leichter über dem Wasser zu halten. Warum mögen aber wohl ihre Federn mit einer Fettigkeit überzogen sein? Nimmt Fett das Wasser an? Können sie daher so leicht Wasser ziehen? Wie sind die Füße der Wasser- oder Schwimmvögel – z. B. der Gänse beschaffen? — Der Storch nährt sich von kleinen Fischen, von Fröschen und von Würmern, die in den Sümpfen leben. Warum schicken sich zu dieser seiner Lebensart Schnabel und Füße? — Die Spechte leben von den Würmern, die sich in den Ritzen der Baumrinde aufhalten. Warum muß nun ihr Schnabel so hart und spitzig sein? Warum müssen sie die Spalten in der Rinde größer machen? Aber doch sitzen die Würmer bisweilen sehr tief. Wozu braucht nun der Specht seine Zunge, die oft über einen Finger lang ist? Und was für einen Vortheil bringt es ihm, daß diese Zunge klebricht ist?

Wie viel könnt' ich dir noch über die Einrichtung der Geschöpfe sagen, was dir gewiß sehr angenehm sein würde! Aber gewöhne dich nur, wenn du ein Geschöpf siehst, das dir auffällt, es recht aufmerksam zu betrachten, und bekümmere dich um seine Lebensart. Frage dich selbst, oder Personen, die dich darüber belehren können: warum ist sein Körper gerade so und nicht anders beschaffen?

schaffen? Da wirst du gewiß bei der Menge und Mannigfaltigkeit der Geschöpfe über die passende und künstliche Einrichtung aller ihrer Gliedmaaßen und ihres ganzen Körperbaues freudig erstaunen. Suche in der Natur den großen Herrn der Natur; ihn, der auch dich mit so viel Weisheit geschaffen und dir den beßten Vorzug, die Vernunft, gegeben hat. —

17) Ist denn die Vernunft wirklich so viel werth? Die Biene verfertigt ihre Zelle und der Vogel baut sein Nest sehr künstlich: aber das können sie doch nicht, was der Mensch durch seine Vernunft kann. Denn bauen die Menschen ihre Wohnungen z. B. oder machen sie ihre Kleider noch eben so, wie vor hundert Jahren? Du lernst schreiben, malst du denn die Buchstaben jetzt noch so ungeschickt, wie im Anfange? Wenn ich dir sage, wie der Zug eines Buchstaben sein muß: so verstehst du mich, und was thust du nun? Aber machst du den Buchstaben etwa nur einmal nach meiner Regel? Wenn ich dir eine Regel gegeben habe: so denkst du: das ist eine Regel; eine Regel aber muß ich befolgen, so oft der Fall, den die Regel betrifft, wieder vorkömmt; ich muß also Acht geben, wenn dieser Fall wieder kömmt, damit ich sie wieder befolge. So gewöhnst du dich endlich, dich nach meiner Regel zu richten, und machst diesen und nach und nach alle Buchstaben besser, und wirst auf diese Art ein geschickter, zierlicher Schreiber. Hättest du meine Regel nicht verstanden; hättest du nicht gedacht — eine Regel müsse in jedem ihrer Fälle befolgt werden; hättest du nicht in jedem dieser Fälle nachgedacht, wie du sie befolgen

gen wolltest und müßtest: so wäre deine Schreiberei nicht besser geworden. Wenn ich dir eine Regel gebe: so denke ich doch wohl bei den Worten, womit ich sie ausdrücke, Etwas. Was thust du denn nun, wenn oder indem du sie verstehst? Denkst du aber eben das, was ich dachte: so denkst du also doch? Wenn du weißt, daß ich dir eine Regel geben will: so denkst du also doch: das ist eine Regel für mich? Wenn du denkst, eine Regel muß in jedem Falle, den sie angeht, befolgt werden: so denkst du also abermals? Wenn du bei jedem vorkommenden Falle das, was die Regel eigentlich angeht, von den Nebenumständen unterscheidest: so denkst du doch also ungefähr so: das und das mag sein, wie es will — so muß doch Jenes (die Hauptsache — dasjenige, wovon eigentlich die Regel spricht) gerade so und nicht anders werden; du denkst also auch hier. Ob z. B. dein Currentbuchstabe dicker, oder dünner, mit schwärzerer oder blässerer Dinte, größer oder kleiner, in oder außer Verbindung mit andern Buchstaben gemacht wird: das ist Alles gleichviel; wenn der Zug aufwärts nur nach der rechten, abwärts nach der linken zu geht. Wodurch machst du also Alles immer besser, und wodurch wirst du selbst immer vollkommener? Durch Denken — und wenn dir Jemand, z. B. dein Schreibmeister, einen Gedanken mittheilt, durch Nachdenken oder dadurch, daß du hinterher über das denkst, was ein Anderer erst gedacht und dir gesagt hat. Und daß der Mensch so denken und nachdenken kann; daß er die Fähigkeit dazu hat; daß er immer weiter und richtiger denken lernen kann;

kann; daß es ihm immer leichter und geläufiger wird: das ist der große Vorzug der menschlichen Vernunft. Diese Vernunft kann allgemeine Gedanken haben, oder allgemein denken, wie es vorhin bei einer Regel für die Schönschreibekunst der Fall war. „Das ist eine Regel: was von allen möglichen Regeln gilt, gilt auch von dieser: eine Regel muß in jedem ihrer Fälle befolgt werden: jede Regel ist von der Hauptsache, die sie angeht, zu verstehen, und Nebendinge können sie nicht aufheben u. s. w.„ Sind das nicht lauter allgemeine Gedanken? Und durch diese Fähigkeit, so allgemein zu denken, wird dem Menschen sein Verstand, der bloß die einzelnen Dinge deutlich denkt, erst recht nützlich. Der Mensch baut sich seine Wohnung. Aber er denkt: es wäre unvernünftig, ohne Zweck zu bauen; also: Jeder, der baut, hat einen Zweck (ein allgemeines und also vernünftiges Denken)! Dieser Zweck ist Schutz vor Witterung und Bequemlichkeit. Und nun fragt er sich bei jedem besondern Theile des Baues: ist das so dem Zwecke gemäß – zweckmäßig? und sucht Alles immer schicklicher, bequemer, dauerhafter einzurichten. Würde der Mensch in seinen Einrichtungen und an sich selbst besser und vollkommner werden, wenn er weiter nichts dächte und wüßte, als was jede Sache sei, und wozu sie nütze? (Verstand) Kann sich der Vogel wohl die Dinge, die Materialien, woraus er sein Nest macht, vorstellen? Weiß er, wozu jedes zu brauchen ist bei seinem Baue? Wenn er also nicht einen thierischen Verstand hätte: könnte er bauen, und so

gut

gut und fest bauen? Aber könnte das Nest nicht dennoch noch fester werden? Denkt er also etwa, wie ein Mensch: „ich muß es nicht gerade so machen, wie bisher; ich kann es auch anders machen: wenn ich es aber anders machen soll, so muß ich auch dazu einen Grund haben. Dieser Grund kann nur in den Vortheilen liegen, die die veränderte Einrichtung mir und meinen Jungen verschaffen würde, und nun ist die Frage, was für Vortheile ich mir etwa wünsche, und wie sie zu erhalten sind?„ So denkt der Vogel nicht; er denkt also nicht vernünftig; er bleibt also bei der Bauart, die seine ganze Gattung von jeher befolgt hat. Warum werden die Thiere nicht klüger und verständiger? Wozu hilft dagegen den Menschen ihre Vernunft? Wenn ein Löwe mit einem unbewaffneten Menschen kämpft, welcher von beiden wird wahrscheinlich verlieren? Kann aber jetzt gar kein Mensch einen Löwen bezwingen? Bloß durch die Stärke seiner Arme, und durch Gelenkigkeit? Wodurch sonst? Wie heißen die künstlichen Werkzeuge, wodurch der Mensch seine Kräfte verstärkt hat? Aber warum haben denn Löwen und Bären nicht auch Waffen erfunden? Dachten sie etwa so, wie der Mensch? „Es könnte sein, und ich weiß aus Erfahrung, daß meine natürlichen Kräfte nicht in allen Fällen hinreichen: ich muß also auf Mittel denken, mir diesen Mangel zu ersetzen, und so ein Mittel wäre wohl ein eisernes Ding, in der und der Form, so und so gebraucht u. s. w.„ Das wäre ja ein Schluß, und durch Schlüsse oder in Schlüssen zu denken — das ist die Art des allgemeinen oder vernünftigen Denkens,

kens, die bloß dem Menschen eigen ist.„ Ein Werkzeug, das mir die und die Dienste leisten soll, muß so und so beschaffen sein; einen Mangel, dem abgeholfen werden kann, muß man nicht dulden; allen Bedürfnissen dieser Art kann so und so Gnüge geleistet werden — lauter allgemeine, vernünftige, menschliche Gedanken, die das bloße Thier nicht hat. Fragen wohl die Thiere darnach, woher ihr Futter komme; wie es wachse? Denken sie wohl, daß jede Sache ihren Ursprung, ihren Grund haben müsse? Denken sie wohl daran, wie es möglich sei, die Bäume selbst anzupflanzen? Worüber kann aber der Mensch nachdenken? Denn er weiß, daß jedes Ding von einem andern herkömmt. Die Affen haben die meiste Aehnlichkeit mit dem Menschen: aber was fehlt ihnen gleichwohl? Sie wärmen sich gern bei'm Feuer: aber, wenn es ausgehen will; was fällt ihnen nicht ein? Denken sie also: jedes Feuer, das brennen soll, muß Nahrung haben? Fragen sie, woher die Nahrung des Feuers zu nehmen sei? Durch Vernunft sind die Menschen im Stande, sich fast Alles in der Welt zu Nutze zu machen, und das, was sie thun, nach und nach immer besser zu verrichten. Wenn sie also die vornehmsten Geschöpfe sein sollten, was für eine Kraft mußten sie haben? Aber ist wohl der Mensch auch in andern Stücken so gut eingerichtet?

18) Wenn ein Pferd vernünftig wäre, warum könnte es doch nicht so schreiben, nähen, bauen, wie ein Mensch? Was fehlte ihm dazu? Was mußte mithin der Mensch, außer seiner vernünftigen Seele, noch haben? Und so einen geschick-

schickten Körper haben wir wirklich. — Der Kopf des Menschen besteht aus sehr festen Knochen, und ist rund. Sollte wohl die runde Gestalt eine besondere Absicht haben? Wir wollen sehen. Warum werden denn wohl die Keller, auf denen Häuser ruhen sollen, gewölbt? Würde eine flache und gerade Decke über den Kellern eine so große Last so gut tragen können? Eine Fensterscheibe läßt sich leicht eindrücken. Kannst du das mit einem Bierglase auch so gut? Warum nicht? Ist es eben dicker, als die Scheibe? Worin muß der Grund liegen? Was kann also mehr aushalten — was flach, oder was rund und gewölbt ist?

Warum mußten aber die Knochen des Kopfs so fest zusammenhalten? Was für ein edles Eingeweide liegt in der Höhlung des Kopfs? Im Gehirne kommen alle die feinen Fäden, die wir Nerven nennen, aus dem ganzen Körper zusammen. Durch die Nerven aber haben wir Empfindung, und je mehr Nerven in einem Theile unsers Körpers zusammenkommen, desto leichter und stärker wird die Empfindung in diesem Theile erregt — oder: desto empfindlicher ist dieser Theil. Wie muß also das Gehirn sein? Ja! die kleinste Berührung desselben verursacht die entsetzlichsten Schmerzen. Der Mensch kann wahnsinnig werden, oder gar sterben, wenn die Beschädigung zu stark ist. Warum mußten also die Knochen am Kopfe so stark sein? Der stärkste darunter ist das Stirnbein. Denn in welchem Alter fällt der Mensch am öftersten? Wo fallen aber Kinder am meisten hin? Und woran stoßen sich auch Erwachsene am häufigsten?

War-

Warum mußte also die Stirne am festesten gebaut sein?

Welche sehr schätzbare Glieder des Menschen sitzen dicht unter der Stirne? Warum sind sie am Körper so hoch, als möglich, angebracht? Wenn du recht weit um dich her schauen willst: so trittst du auf einen recht hohen Ort (nimmst einen hohen Standpunct). Denn je höher dein Auge ist, desto weiter reicht es. Also je höher dein Auge am Körper sitzt, desto — Aber, wenn die Augen auf der Stirne ständen: was könnte da leicht in der Kindheit und selbst im erwachsenen Alter des Menschen geschehen? Da sie aber unter der Stirne stehen: von welchem Beine oder Knochen werden sie geschützt? Welches ist also der beßte Platz am Körper für die Augen? Warum sind sie da am nützlichsten, und zugleich am sichersten? Ist also ihre Stelle nur aus einem Grunde die beßte? Sie ist es aus jedem Grunde, der hier in Betrachtung kömmt; oder, wie man zu sagen pflegt, in jeder Rücksicht; denn ich kann hier auf Beides — auf die Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit der Augen, aber auch auf ihre Sicherheit sehen, eben weil sie so nützliche und unentbehrliche Glieder sind. Wo sind die Augenbraunen oder Augenbrahmen? Sind sie etwa entbehrlich? Machen sie nicht eine Schattirung auf der Stirne? Und wird das Helle nicht durch das Dunkle in die Augen fallender? (Wird jenes nicht durch dieses gehoben)? Warum sage ich nun mit Recht, die Augenbraunen sind eine Zierde des Menschen? Wo würde ferner der Schweis der Stirne hingehen, wenn er nicht an diesen Augen-

braunen einen Aufenthalt fånde? Wo fließt er aber nun hin, weil die Augenbraunen sich nach den Schlåfen zu biegen? Denn welcher einzige Weg bleibt dem Schweiße zum Abfließen nun übrig? Was macht dir der Schweis für eine Empfindung? Das Jucken oder dieser halbschmerzhafte Reiz ist ein Beweis, daß der Schweis salzig ist. Wenn er nun ungehindert in die Augen kåme, so würde er Schmerz verursachen, und zuletzt die Augen verderben.

Was haben die Augen für Decken? Was ist unter diesen, den Augenliedern, immer befindlich? Warum ist es wohl gut, daß die Augen immerzu angefeuchtet werden? Die Augen sind mit einem sehr dünnen Håutchen überzogen. Wenn dieses trocken oder spröde wird; so leidet das Auge, und der Mensch würde, wenn es trocken bliebe, zuletzt das Gesicht ganz verlieren. Dieses Håutchen heißt die Hornhaut, weil es so durchsichtig ist, wie ein dünnes Horn. Wozu dienen also die Augenlieder und die unter denselben befindliche Feuchtigkeit?

Die Augenlieder schließen sich, ohne daß es der Mensch gewahr wird, sehr oft in der größten Geschwindigkeit auf und zu. Wenn nämlich das Auge trocken werden will, so entsteht ein unmerklicher Reiz darin. Dieser Reiz nöthigt eben das Augenlied, daß es das Auge bedeckt, um ihm dadurch wieder die nöthige Feuchtigkeit zu geben. O wie weislich hat Gott auch in den kleinsten Theilen unsern Körper eingerichtet! Denn wie wunderbar! Wenn das Auge zu trocken werden will, muß das Augenlied davon eine

Nö-

Nöthigung, den Reiz, erhalten, dem Auge seinen natürlichen Dienst zu leisten.

Wie heißt die kleine Einfassung von Haaren an dem Rande der Augenlieder? Sind diese Augenwimper nicht wie ein kleines Dach über dem Auge, das den Staub von demselben abhält? Auch tragen sie dazu bei, daß das Auge im Schlafe sich fester zuschließt, und kein Würmchen, oder sonst etwas Schädliches hineinkommen kann. Wozu ist aber das gut, daß wir die Augen hin und her bewegen können?

Wo ist der Mund? Warum so gerade unter der Nase? Wozu haben wir diese? Ergötzt uns an den Speisen bloß der Geschmack? Riechst du nicht das, was du gern issest, schon gern? Was empfindest du also zugleich, wenn du die Speisen zum Mund bringst? Was hast du also durch diese Einrichtung für eine doppelte Annehmlichkeit von den Speisen? Aber dient denn der Mund bloß, die Speisen einzunehmen: oder wozu noch sonst? Schließe ihn einmal zu, und öffne ihn dann mit einem Laute wieder: was hast du für eine Sylbe ausgesprochen? Nun ist die Nase eine Art Gewölbe, wodurch die Laute des Mundes verstärkt werden. Denn, wenn man von einem Menschen sagt: er spreche durch die Nase: so heißt das eigentlich so viel: man hört es seiner Aussprache an, daß sie nur mit Mühe, mit Anstrengung durch die Nase geht, und also nicht leicht und frei genug in derselben gewölbt wird. Wozu also dient die Nachbarschaft der Nase und des Mundes noch mehr, als zur Annehmlichkeit bei'm Essen?

Was für ein sehr brauchbares Glied befindet

sich

sich im Munde? Wozu nützt uns die Zunge? Nicht bloß zum Sprechen, sondern vermittelst ihrer können wir auch die Speisen im Munde gehörig hin und her bewegen — die Zunge wirft den Bissen bald auf diese, bald jene Seite desselben. Wenn sie aber steif wäre, was könnten wir da nicht? Und wenn sie mit einer harten Haut bedeckt wäre: würden wir den Geschmack der Speisen so gut haben? Wie ist sie aber beschaffen?

Sind die Zähne alle von einerlei Gestalt? Wozu dienen uns die scharfen Zähne? Wozu die breiten oder Backenzähne? Könnten die Backenzähne nicht eben so gut vorn, und die scharfen hinten stehen?

Im Gaumen sitzen verschiedene kleine Knoten, die man Drüsen nennt und in denen der Speichel enthalten ist. Wenn diese nur ein wenig gedrückt werden, so geben sie den Speichel von sich; und je sanfter sie gedrückt werden, desto besser geben sie ihn von sich; daher das langsame Kauen dienlicher ist, als das geschwinde. Wovon ist der Mund während des Sprechens feucht? Was vermischt sich während des Kauens mit den Speisen? Die Speisen sollen doch verdaut werden. Hat es also wohl um der Verdauung willen seinen Nutzen, daß der Speichel im Munde zu den Speisen kömmt? Er ist ein laugenartiger Saft, der die Verdauung befördert.

Was für Glieder stehen zu beiden Seiten des Kopfs? Sind die Ohren außerhalb eben so enge, wie innerhalb? Wie mußten sie hier beschaffen sein, um den Schall besser aufzufangen? Und würde der Schall nicht oft vor ihnen

vorbeigehen, wenn sie so ganz nahe am Kopfe anlägen? Inwendig haben sie einen krummen Gang. Wenn der Schall einmal im Ohre ist; warum kann er da nicht wieder heraus? Dieser krumme Gang führt zu einem sehr feinen, ausgespannten Häutchen, dem Trommelfell. Woran muß also der Schall oder die in Bewegung gesetzte Luft stoßen? Und dieß macht, daß wir wenigstens leichter und besser hören. Wenn dieses Häutchen trocken wird, so hört der Mensch sehr schwer, oder gar nicht mehr. Kann die Austrocknung so leicht geschehen? Durch welche fettige Materie im Ohre wird dieser Zufall verhüthet? Dazu sammelt sich von Zeit zu Zeit das Ohrenschmalz. Und wenn etwa ein Würmchen in's Ohr kriechen wollte, warum kann es nicht leicht bis hinter kommen? Es ist auch sehr gut, daß es kleben bleibt; denn wenn es in's Ohr kriechen könnte; so würde es bis an das Trommelfell kommen, und die leiseste Berührung desselben würde dem Menschen die entsetzlichsten Schmerzen verursachen.

Durch den Hals wird der Kopf mit dem Leibe verbunden. Denn womit hängt der Hals auf beiden Seiten zusammen? Auf der einen? Und auf der andern? Der Knochen, der dem Halse Festigkeit gibt, besteht aus fünf Stücken, die so zusammengefügt sind, daß sie sich nach allen Seiten hinbewegen lassen. Wozu nützt es, daß der Hals so beweglich ist (so leicht bewegt werden kann)? Wäre es eben so gut, wenn er aus einem einzigen festen Knochen bestände?

Im Halse selbst ist erstlich der Schlund, und zweitens die Luftröhre. Die Speisen müs-

müssen, wenn sie in den Magen sollen, geschlungen oder verschluckt werden. Wo müssen sie also durch? Wo geht aber die Luft hindurch, wenn sie in die Lunge soll? Also der Schlund ist der Gang, wodurch — die Luftröhre aber ist der Gang, wodurch — Schlund und Luftröhre liegen vor einander. Aber kannst du nicht im Schlingen selbst fühlen, wie sie vor einander liegen; was vorn oder hinten ist? Der Schlund besteht aus lauter Ringen, wie eine Schraube. Wie kommen also die Speisen durch ihn in den Magen? Hinter dem Zapfen ist die Oeffnung der Luftröhre, und zwar nach unten zu. Jeder Bissen, den wir hinunterschlucken, muß also über die Oeffnung der Luftröhre (die sie im Munde hat — die Stimmritze) hinweggehen. Was könnte deswegen leicht mit den Speisen oder Getränken, die in den Schlund oder Speisekanal sollen, geschehen? Wo könnten sie hinfallen? Und du weißt ja, wie gefährlich das wäre. Diese Luftröhre ist das, was man sonst bisweilen die unrechte Kehle nennt. Wenn nun nur eine Kleinigkeit in diese unrechte Kehle kömmt: was erfolgt darauf? Dieser stickende Husten ist indessen sehr wohlthätig: denn was leistet er uns für einen Dienst? Aber wenn die Speisen diesen falschen Gang oft nähmen; wenn wohl gar ganze Bissen in die Luftröhre fielen: wie könnte es dem Menschen leicht gehen? Wie haben wir den daraus entstehenden Husten vorhin genannt? Deswegen ist die Oeffnung der Luftröhre mit einem Deckel oder mit einer Klappe versehen. Wann muß sich diese Klappe öffnen? Denn wo muß bei'm Athemholen die Luft hindurch? Aber warum

um muß er sich sogleich wieder zuschließen, wenn wir etwas hinunterschlucken? Wenn man nun während des Hinunterschluckens lacht oder spricht, ist das Kläppchen da geöffnet, oder geschlossen? Was ist also in diesem Falle leicht möglich? Was nimmst du dir daher zur Regel? Und könntest du wohl über den Husten böse werden, der in einem solchen Falle entsteht? Warum ist dieser Reiz in der Lunge oder dieser Husten zur Rettung des Menschen nothwendig? Was thut er gemeiniglich für eine gute Wirkung? Was wird durch ihn wieder herausgebracht?

In der Höhlung der Brust liegt die Lunge und das Herz. Durch welche Knochen werden beide geschützt und bedeckt? Können sie also bei dieser Beschützung der Rippen (oder auch Ribben) so leicht durch einen Stoß leiden? Aber es war auch nöthig, daß das Herz so gut verwahrt würde: denn die geringste Beschädigung des Herzens ist dem Menschen tödtlich. Das Herz selbst ist in einer beständigen Bewegung. Es zieht sich in einer Stunde ungefähr 4000mal zusammen; oder, wie man sich auch auszudrücken pflegt, es schlägt in einer Stunde gegen 4000mal. (Oder, wenn es in einer Minute etwa 70 Schläge thut: wie viele wären das in einer Stunde? Kannst du das gleich aus dem Kopfe ausrechnen? Wie groß ist der Unterschied zwischen dieser und der vorigen Angabe)? Wozu ist wohl dieses Schlagen oder Zusammenziehen des Herzens gut? Das Herz ist der Hauptbehälter des Bluts: aber das Blut muß ja im Körper herumlaufen. Wo muß es also aus dem Herzen hin? Wie kömmt es aber heraus? Indem es sich zusammenzieht,

muß

muß ja der Raum, den das Blut darin hatte, kleiner werden, und wenn er zu klein wird, was muß alsdann geschehen? So wird das Blut mit Gewalt in zwo große Hauptadern gesprützt, aus denen es sich hernach in unzählige kleine Nebenadern vertheilt, und so durch den ganzen Körper fortläuft. Ungefähr 18mal in einer Stunde geht unser Blut nach und nach durch das Herz. Wie nöthig ist eine solche fortdauernde Bewegung des Herzens zur Erhaltung unsres Lebens! Denn, wenn das Blut nur in einem Theile unsres Körpers stockt: so entstehen allerhand üble Zufälle daraus, und wenn es ganz stehen bleibt, so hört der Mensch sogleich zu leben auf. Es gibt Adern in unserm Körper, die so fein, wie ein Haar, sind, und wenn ein solches Aederchen, z. B. im Gehirn, zerreißt, so rührt den Menschen, wie man sagt, der Schlag und er ist gemeiniglich auf der Stelle todt. Nun bedenke einmal, wie man bei schweren Arbeiten oft alle seine Kräfte anstrengen muß. Was könnte da mit solchen zarten Aederchen leicht geschehen? Und wenn eins zerrisse: was müßte davon die Folge sein? Entstände auch nicht allemal ein Schlag daraus: so müßte der Mensch doch krank werden. Solcher feinen Adern und Fasern gibt es Tausende in unserm Körper. Und was geschieht gleichwohl sehr selten? Wie sind sie also, da sie nicht leicht zerreißen? Denn, warum nennst du z. B. einen Zwirnsfaden fest und dauerhaft?

Wie heißt der inwendige Theil unsres Körpers, in welchem die Speisen verdaut und zur Erhaltung des Körpers zubereitet werden? Auch dieser Magen ist ganz zu seiner Bestimmung

eingerichtet. Er hat viel Falten, und ist in beständiger Bewegung; auch ist er sehr hitzig und hat einen eigenen Saft. Wenn der Magen selbst in Bewegung ist: so sind es auch seine Falten. Wenn nun die Speisen zwischen diesen Falten sind: was muß durch die Bewegung mit ihnen geschehen? Aber sie werden so nicht nur zerrieben, sondern was thut nun auch die Hitze? Und was hat wohl der Saft auf diese gekochten Speisen noch für Einfluß? Er löst sie vollends auf: denn er ist ein säuerlicher, zur Verdauung mitwirkender Saft. Kann aber wohl Alles, was die Speisen in den Körper bringen, zur Nahrung desselben dienen? Woraus schließest du das Gegentheil? Bleibt das, was durch die Ausdünstungen abgeht, zur Nahrung im Körper? Geht nicht noch ein anderer Auswurf aus dem Körper ab? Aber was im Körper bleibt: worein muß sich das verwandeln? Was für Bestandtheile hat er? (Wie heißen die Materien, die Dinge, woraus der Körper besteht?) Das Flüssige, das du kennst, und das Feste? Blut, Fleisch und Knochen. Wie künstlich muß der Körper eingerichtet sein, daß so verschiedene Speisen und Getränke alle in diese Materien verwandelt werden können. Dazu gehören unzählig viele kleine Theile und Werkzeuge im Körper, wovon immer eins um des andern willen da ist. Die ganze Organisation des menschlichen Körpers (die organische Einrichtung desselben oder eine wirksame Verbindung seiner Theile — d. i. eine solche Verbindung derselben, daß alle Theile für jeden einzelnen und dieser wieder für alle da ist) ist bewunderungswürdig. Wir können kein Wort sprechen, ohne

daß

daß eine große Menge von Sehnen und Muskeln des Halses in Bewegung gesetzt wird.

Was für Gliedmaaßen sind zu beiden Seiten des Oberleibes befestigt? Wozu dienen die Gelenke oben an der Achsel? Sind unsre Arme ganz steif: oder was können wir mit ihnen thun? Was ist deswegen in der Mitte des Arms angebracht? Was könnten wir ohne dieß Gelenke nicht? Aber, wärs nicht noch besser, wenn unsre Arme noch mehr Gelenke hätten? Wozu wäre das wieder nicht gut?

Warum könnte ein Thier, wenn es auch Menschen-Verstand hätte, doch nicht so künstliche Arbeiten verrichten, als wir? Warum sind also unsre Hände nicht etwa entbehrlich und überflüssig? Was könnten wir nicht, wenn unsre Arme so beschaffen wären, wie die Vorderfüße der Thiere? Die Hände bestehen aus fünf Fingern, die weder zu viel, noch zu wenig Gelenke haben, um Mancherlei mit ihnen zu verrichten, und doch auch etwas damit festzuhalten. Welcher unter allen Fingern ist der stärkste, und wie ist seine Lage gegen die übrigen? Der Daumen muß ja auch am meisten thun, und er muß bei'm Festhalten gegen die übrigen Finger das Gleichgewicht machen. Womit sind die Fingerspitzen bedeckt? Was hat das für einen Nutzen? Schneide sie einmal ganz knapp ab, und versuche es nun, eine Strick- oder Stecknadel von dem Fußboden aufzuheben! Und, wenn du etwas recht derb anfassen wolltest: wie würde dir's deuchten? Der Finger hat ohne Nagel seine Festigkeit verloren.

Da, wo der Unterleib sich endigt, ist ein Hauptgelenke, und an den Knieen wieder. Wo-

zu dient uns das? Kann der Landmann sein Getreide stehend abschneiden? oder stehend etwas pflanzen? Und, wenn wir gehen: welche Theile unsres Körpers bewegen sich da am meisten? Könnten wir aber einen Fuß vor den andern setzen, wenn unsre Schenkel da, wo sie am Unterleibe befestigt sind, keine Gelenke hätten?

Wie ruhen wir aus, wenn wir lange genug gestanden haben, oder herumgegangen sind? Wir müssen also sitzen können. Könnten wir's aber, wenn der Körper ganz steif wäre? Wie sind denn unsre Füße unten (an den Fußsohlen), oder wodurch wird es uns leicht, auf den Füßen zu stehen? Steht dieß dünne Buch, wenn ich es auf seine schmale Seite stelle? Aber jenes dickere Buch? Warum haben die Thiere keine so breiten Füße nöthig? Aber geht der Mensch auch auf allen vieren? Warum muß dieser also breitere Füße haben? Wie ist sonach unser ganzer Körper eingerichtet? Denn, wenn eine Sache dem Zwecke oder den mehrern Zwecken, die sie erfüllen soll, gemäß ist; wenn sie so beschaffen ist, daß sie ihre Zwecke wirklich erfüllen kann: wie heißt sie da? Zweckmäßig. Der Gott aber, der Alles so gut, so zweckmäßig einrichtete, muß gewiß sehr verständig und sehr weise sein. Auch sehr gütig: denn alle seine Einrichtungen machen uns das Leben so leicht und angenehm. Aber auch sehr mächtig: denn Alles so zu schaffen, dazu gehörte gewiß eine Kraft, die uns unbegreiflich ist.

1) Sinne des Menschen. Woher weißt du, daß dieß Buch hier vor dir liegt, wenn du es auch nicht fühlst (anfühlst)? Woher weißt du, daß ich jetzt auf den Tisch geschlagen habe, wenn

du

zu auch die Bewegung meiner Hand nicht gesehen hättest? Woher kennst du den Geruch der Blumen und anderer Dinge? und die Süßigkeit des Zuckers, die Säure des Essigs u. s. w.? und woher kennst du die Rauhigkeit oder Glätte der Körper u. s. w., wenn dir dieß Alles Niemand gesagt hat? Wenn du z. B. von jemand Anderm erfährst, daß ein Stein schwer ist; lernst du es da durch dich selbst? Hast du die Schwere empfunden? Erlangst du diese Erkenntniß (die erkannte Wahrheit, daß der Stein schwer ist) unmittelbar — ohne Mittel, ohne Mittelsperson? Durch welches Mittel, und durch welche Mittelsperson erlangst du sie? Also nur mittelbar, ohne eigne Empfindung. Was für Glieder deines Körpers brauchst du dazu, wenn du etwas sehen, hören u. s. w. willst? Du siehst oft etwas nicht, wenn du auch die offnen Augen darauf gerichtet hast, weil du in (andern) Gedanken bist. Eben so mit dem Hören u. s. w. Also kannst du nur sehen, hören u. s. w., wenn du weißt und daran denkst, daß du siehst und hörst. Ist kein Bild von der gesehenen Sache in dein Auge gekommen, der Schall nicht in dein Ohr gedrungen? Aber du, deine Seele hat nicht darauf geachtet; du hast nichts davon empfunden. Du kannst aber jeden Augenblick etwas durch das Auge, das Ohr, die Nase, die Zunge, die Berührung des Körpers empfinden — hast die bleibende Fähigkeit dazu. Diese (bleibende) Fähigkeit, durch gesunde körperliche Werkzeuge zu empfinden, heißt der Sinn. Augen, Ohren u. s. w. nennen wir von dem Sinne sinnliche Werkzeuge. Wie viel hast

du

du deren? Sieht das Auge? Hört das Ohr? Was heißt ein todtes Auge?

2) Du siehst diesen Baum; er wirkt also auf deinen (Gesichts-) Sinn; du hörst diesen Schlag; er wirkt also auf deinen (Gehörs-) Sinn (auf dein Gehör) u. s. w. Aber diese sinnliche Empfindung kann dir angenehm oder unangenehm sein; du kannst diese Empfindung mit Lust oder Unlust, gern oder ungern haben. Diese Fähigkeit zu Lust und Unlust heißt (sinnliches) Gefühl. Du hast Gefühl, wenn du auch gerade jetzt nicht wirklich fühlst.

3) Ein unterhaltendes Buch (ein Buch, dessen Lesung in dir Gedanken oder auch Gefühle der Freude, Traurigkeit — nicht sinnliche, äußere, sondern innere Gefühle erregt) hättest — besäßest du gern; du begehrst es, weil es dir Vergnügen, Lust macht; du hast eine (wirkliche) Begierde darnach: das Unangenehme verabscheust du; hast (wirklichen) Abscheu davor. Die Begierde, der Abscheu bleiben wenigstens eine Zeitlang bei dir: dann heißen sie Neigung und Abneigung. Wornach du Begierde und Neigung hast, darnach strebst du — du bestrebst dich (bemühst dich) darum: wovor du Abscheu und Abneigung hast, das strebst du von dir zu entfernen — dem widerstrebst, widerstehst du. Zu manchen Dingen hat der Mensch Neigungen, die immer währen, weil sie schon von Natur in ihm sind — natürliche Triebe. Er hat z. B. einen Trieb zum Leben, der Liebe zum Leben heißt, wenn er weiß, warum das Leben so viel werth ist. Dieser Trieb macht, daß wir Alles begehren und nach Allem streben, was

zur

zur Erhaltung des Lebens dient. Verstehst du nun, was der Vollkommenheits-, Glückseeligkeits-, Gesellschafts-, Thätigkeitstrieb — oder der Trieb zur Ehre, der T. des Mitleids, der Mitfreude, des Zorns ist?

4) Alle diese Neigungen und Triebe nebst dem Gefühl heißen zusammen die sinnliche Natur — Sinnlichkeit des Menschen. Bisweilen versteht man die äußern (auf äußere Dinge gehenden und äußere Werkzeuge brauchenden) Sinne mit darunter. Hätten wir wohl Sinnlichkeit, wenn wir gar keine äußern Sinne hätten? Wer nicht sähe, hörte, röche, schmeckte, fühlte — lebte der? Warum könnte sich bei ihm der Lebenstrieb nicht regen? — Wenn du dich freust, betrübst, mit dem Elenden Mitleiden hast, zürnst: merkst du da die Veränderung in dir? Oder warum dürfte dir's Niemand abstreiten, daß dir jetzt anders zu Muthe ist, als sonst? Du hast also auch einen innern Sinn. Warum heißt er ein innerer? Wie ist er vom äußern unterschieden? Die Freude ist vielleicht über einen äußern Gegenstand — eine Sache, die du gesehen, gehört hast — entstanden: ist deswegen das Gefühl der Freude selbst etwas Aeußeres? Wo ist es allein? Weiß man es gleich, daß du dich freust, wenn du deine Freude nicht zu erkennen gibst? Solche sinnliche Geschöpfe sind nun auch die Thiere: denn sie begehren z. B. ihr Futter; haben Triebe — die Vögel z. B., ihre Nester zu bauen; sie freuen sich, sind traurig, können Schmerz empfinden u. s. w.

5)

5) Wenn ist dir so, wie du wünschest? Was wünschest du? Bedarfst du nicht Mancherlei? Dieß heißen deine Bedürfnisse. Wenn du nun hast, was du bedarfst: wie ist dir dann? Aeusserlich wohl: und innerlich wohl ist dir, wenn du zufrieden bist. Zu welchem Wohlsein gehört die Gesundheit — zum äußerlichen, oder innerlichen? Wenn du nun zwar krank wärest; aber du dächtest, diese Krankheit werde das Böse aus deinem Körper herausschaffen und dich für die Zukunft desto gesünder machen: wie bliebest du in deinem Gemüthe dabei dennoch? Oder du dächtest: jedes Uebel schickt mir Gott zu: aber er meint es damit gut; es ist zu meinem Beßten, wenn ich das gleich nicht allemal einsehe. Könntest du da unzufrieden sein? Welches Wohl kann also mit äußerm Uebelbefinden doch bestehen?

6) Wer jetzt gesund, reich, vergnügt ist: ist der's immer? weiß er, daß er's immer sein wird? Was kann geschehen? Warum ist also alles äußere Wohlsein unvollkommen? So wärst du also nicht viel besser daran, als die Thiere, wenn die unbeständigen äußern Güter deine ganze Glückseeligkeit ausmachten. Aber der Mensch ist ja ein besseres, edleres Geschöpf, als das Thier. Hat er also nur solche Kräfte, wie sie das Thier hat? Das Thier ist in seiner Art glücklich, wenn es seine Kräfte brauchen kann. Wenn wird der Mensch glücklicher sein? Wenn er z. B. nachdenken und sich durch Nachdenken zu vielen Einsichten helfen kann: meinst du nicht, daß damit Vergnügen verbunden sei? Und wie lange wird dieß Vergnügen des Denkens dauern? Warum kann es ihm Niemand rauben? In wie

fern

fern ist es also vollkommener, als äußere (nicht in der Seele liegende) Güter? —

Erkenntnißvermögen des Menschen. 1. Du sagst: der Apfel ist rund. Meinst du das nur von diesem einzigen Apfel? Glaubst du, daß es auch viereckigte Aepfel gebe? Die runde Gestalt ist also allen Aepfeln eigen; sie ist eine Eigenschaft der Aepfel (überhaupt, sie mögen sonst beschaffen sein, wie sie wollen). Welche Gestalt ist also den Aepfeln nothwendig? Warum ist dein Rock keine Eigenschaft von deinem Körper?

2) Wie bist du denn — oder wie sind die Menschen dazu gekommen, den Aepfeln die runde Gestalt als Eigenschaft (weißt du noch, was das heißt?) beizulegen? Wenn nun der Mensch keinen Gesichtssinn (kein Gesicht) hätte? Oder, wenn man nur immer einerlei Aepfel (Aepfel von einer Art — Größe, Farbe, Geschmack) gesehen hätte? Wodurch lernst du also die Dinge — die Eigenschaften der Dinge kennen? Wie erfährst du, was ein Schall — was rauh oder glatt ist? Warum sind die Sinne für den Verstand nöthig? Denn was heißt das; du verstehst das Wort „Apfel„?

3) Stelle dir jetzt das Bild von deinem Vater vor! Was thut der Spiegel, wenn dein Vater davor tritt? Was ist zwischen deiner Vorstellung und der Vorstellung des Spiegels für ein Unterschied? Was verlangte ich vorhin von dir? Wem stellt aber der Spiegel etwas vor — sich selbst? Warum nicht? Das Bild erscheint nur in ihm; denn er ist leblos: aber du bist dir deiner selbst bewußt; weißt, daß du es bist,

der

der diese Vorstellungen, Empfindungen, Gedanken hat.

4) Wirst du eine Birne mit einem Apfel verwechseln — denken, eine Birne sei ein Apfel und umgekehrt? Du unterscheidest sie also: denn, wie denkst du, und wie denkst du dagegen nicht? Woran hast du dir den Apfel und die Birne gemerkt? Was für ein Mal oder Zeichen von Aepfeln und Birnen steht in deiner Seele fest? Welche Eigenschaften sind dir die Zeichen, woran du sie kennst? Was heißt also Merkmal, Kennzeichen?

5) Merke doch ja auf das, was ich dir sage! Wenn du aber gar keine Gedanken dabei hättest, oder andere Gedanken? Welche Gedanken sollst du genau dabei haben? Kannst du das, wenn dich nicht ein Geräusch mit Gewalt daran hindert? Also du kannst deine Sinne (hier das Gehör) und deine Gedanken auf etwas ganz allein oder vorzüglich richten oder aufmerksam sein. Laß sehen, ob du vorhin recht aufmerksam gewesen bist, da ich die Worte Merkmal, Kennzeichen erklärte! (Der Lehrer wiederholt).

6) Was du nicht selbst gesehen, gehört — erfahren hast, kannst du das nicht durch eine andere Person kennen lernen? Wenn es z. B. ein fremdes Thier wäre: wie könnte dir ein Anderer eine Vorstellung davon machen? Wie, wenn es etwas Geschehenes — eine oder mehrere Begebenheiten wären? Erzähle doch einmal dieß Buch? Wie muß ich besser sagen? Beschreibe doch einmal die Geschichte aus der Bibel von Joseph? Wie besser? — Wenn ein

Wasser

Wasser recht hell und klar ist: so sieht man den Boden, den Grund. Wenn ich dir den Grund einer Sache, das, worauf sie sich gründet, ihre Ursache, ihren Ursprung verständlich mache (mache, daß du ihn verstehst): so erkläre ich dir die Sache. Erkläre mir doch einmal, wie man Feuer ausschlagen kann! Denn, daß man es kann, weiß ich schon. Warum nennst du mich deinen Lehrer? Wer hat dir bisher so mancherlei erzählt, beschrieben, erklärt? Was habe ich mit Einem Worte gethan? Also, dir Unterricht gegeben.

7) Warst du vor einem Jahre so verständig, als jetzt? Was hieß: verstehen? Welche Kraft kannst du jetzt besser brauchen? Wie heißt also überhaupt der, der seinen Verstand brauchen kann? Ist der Abergläubische ein verständiger Mensch? Wie denkst du von drei Kreuzen an der Stallthüre, sobald du deinen Verstand brauchst? Der Abergläubische meint, sie sollen das Vieh bewahren.

8) Kannst du dir das, was du sonst gelernt hast, wieder vorstellen? (Gedächtniß). Kannst du dir's wieder vorstellen von selbst und nach Belieben? (Erinnerungsvermögen). Du kannst also das Gelernte (in der Seele) behalten — merken. Warum könnten wir ohne Gedächtniß und Erinnerungsvermögen an Kenntnissen nicht zunehmen?

9) Worin ist der große Apfelbaum eben so, wie der kleine beschaffen? Aber so groß ist dieser nicht, wie jener. Wenn wären sie einander gleich? Warum sind sie also einander nur ähnlich? Was willst du wissen oder zu erfahren suchen,

chen, wenn du zwei Dinge mit einander vergleichst? Wie nennt man das, wenn auf den Unterschied zweier Dinge geachtet wird? Du hast diese zwei Messer schon in Gedanken unterschieden — hast dir schon gedacht, was das eine an sich hat, das an dem andern nicht ist: gib doch einmal das Unterscheidende — Charakteristische von beiden an!

10) Wenn ein kleines Kind, das aber doch schon reden kann, zum erstenmal eine Kirsche sieht, so bekömmt es davon ein sinnliches Bild. Denn kann es wohl die Merkmale davon mit Worten angeben? Es weiß vielleicht die Namen der Farben noch nicht einmal. — Aber meinst du, daß es nun diese Art Kirschen kennen wird? Nun sieht es in den folgenden Tagen wieder Kirschen, vielleicht von einer etwas andern Art, aber doch von derselben Farbe. Was muß ihm dabei einfallen? Zwischen welchen beiden Vorstellungen ist kein großer Unterschied? Also das Bild, das es sich von diesen macht, haben diese und jene Kirschen mit einander gemein. Warum nenne ich es nun ein Gemeinbild? Nun denkt sich das Kind, wenn es auch die Kirschen nicht sieht, das Aehnliche der Kirschen; es begreift die Eigenschaften, die die Kirschen mit einander gemein haben, in einem Gedanken zusammen: wie wolltest du nun einen solchen zusammenfassenden, begreifenden Gedanken nennen? Die Eigenschaften sind in dem Gedanken schon zusammengefaßt — begriffen; dieser Gedanke ist also ein Begriff.

Wenn du Kirschen, Aepfel, Birnen, Pflaumen mit Einem Namen nennen willst: wie

sprichst

sprichst du? Aber sind denn nicht die Kirschen so gut Obst, wie die Aepfel? Können sie also lauter solche Eigenschaften haben, die den Aepfeln nicht zukommen? Was für Eigenschaften haben sie wenigstens mit? Aber erst muß ich den Begriff von Kirschen, den von Aepfeln, den von Birnen, den von Pflaumen haben, ehe ich wissen kann, was diesen vier Begriffen gemein ist. Ich steige also von diesen Begriffen zu dem Begriffe Obst hinauf; ich steige höher, und du siehst also, warum dieser Begriff ein höherer ist. Und wenn ich überhaupt an Obst denke, woran denke ich da zugleich mit? Das heißt: jene Begriffe sind in diesem oder auch unter demselben enthalten. Warum deutet nun jedes Wort einen Begriff an? „Lesen, Schreiben, Denken, Merken; Buch, Tisch, Klavier; nützlich, schön, häßlich u. s. w.„ Ihr alle leset, der Eine fertiger, der Andere weniger fertig; der Eine mit einer gröbern, der Andere mit einer klärern Stimme; der Eine gern, der Andere ungern; der Eine größere, der Andere kleinere Schrift. Aber was thut ihr doch alle? Und wenn mir Jemand sagt, ihr leset, so weiß ich, was ihr thut; so hab' ich von dem, was ihr thut, einen Begriff. Ich lasse alle Nebenumstände oder Alles, was das Lesen nicht selbst ist, in meinen Gedanken weg, und denke mir bloß das, was ihr alle — Einer so gut, wie der Andere — thut, euer Thun, eure Handlung u. s. w. Wie heißt der höhere Begriff von Kirche, Haus, Scheune, Stall? (Gebäude). Der höhere Begriff von Pferd und Huhn? Durch welches Wort werden die Begriffe Elle, Zoll, Fuß,

Ruthe,

Ruthe, Meile unter einen höhern Begriff gebracht? Centner, Pfund, Loth, Quentchen?

Was ist Ipekakuanha? Unter welchen Begriff gehört sie? Ich muß also schon den niedern Begriff von ihr haben: der höhere ist Arznei. Wenn du also fragst: was ist das? so willst du allemal den Begriff wissen, unter den das Ding gehört. Denn der ganz allgemeine Begriff Ding, Sache sagt eigentlich nur, daß etwas ist oder da ist; aber nicht, was da ist, was die Sache ist.

11) Du weißt oder verstehst, was ein Vogel ist. Nun sagst du, der Vogel fliegt. Das heißt: du urtheilst. Wenn du dem Vogel das Fliegen erst beilegen willst, was mußt du vorher in Gedanken von dem Begriffe Vogel trennen? Du mußt also den Begriff Vogel theilen in die Merkmale, worunter das Fliegen nicht ist, und in das Merkmal Fliegen. Jene übrigen Merkmale zusammen sind ein Geschöpf, von dem du nun sagst: es fliegt. Du trennst die übrigen Merkmale vom Fliegen, um dieses besonders und recht deutlich zu denken.

Nun kannst du fragen: warum fliegt der Vogel? Und kannst auch fragen: was folgt daraus, daß der Vogel fliegt? oder wovon ist das Fliegen des Vogels wieder der Grund? Jedes Urtheil führt zu etwas weiterm — zu einem höhern oder niedern Begriffe. Der Vogel fliegt, weil er ein geflügeltes Wesen ist. Das Fliegen des Vogels ist der Grund, daß er so schnelle, weite Reisen macht.

Denkst oder urtheilst du einmal, so mußt du auch auf- und abwärts immer weiter denken.

Und dazu treibt die Vernunft, weil sie Alles möglichst durchdenken, Alles ganz vernehmen will. Sie sucht also den ganzen Zusammenhang der Urtheile. Und weil sie bis zu den höchsten Begriffen geht: so denkt sie allgemein; denn unter den höchsten stehen alle die andern.

Bei den Urtheilen, wozu die Sinne das Ihrige (das, was man sehen, hören u. s. w. kann — die sinnliche Empfindung) hergeben, muß man allemal genau wissen, was man gesehen, gehört hat. Wirst du sagen: Ich habe ein Gespenst gesehen? Wirst du von dem Stabe im Wasser sagen: die eine Hälfte desselben sei krumm?

12) Daß die Räder in meiner Uhr und mit den Rädern die Zeiger herumgehen, kömmt von der Feder. Diese Feder hat eine Kraft (Federkraft), mit der sie beständig gegen das letzte Rad drückt, weil sie einmal gespannt ist. Also eine Kraft, wenn sie einmal da ist, wirkt, so gut sie nur kann. Wenn nun Verstand und Vernunft im Menschen einmal rege geworden — wenn sie einmal wirkliche Kräfte sind: was thun sie? Wozu treiben sie den Menschen? Die Art, wie sie wirken — was sie thun, ihre Thätigkeit heißt Denken, Begriffe bilden.

Zu welcher Art zu denken treibt den Menschen die Vernunft? Zu welchen Begriffen geht sie allemal in ihrem Denken fort? Nach welchen Begriffen soll also auch der Mensch jedesmal handeln? Denn sonst dächte er vernünftig, und handelte doch unvernünftig: wäre nun sein Handeln eben so gut, als sein Denken? Sein Denken

ken wäre wahrhaft-menschlich, sein Handeln ganz oder halbthierisch. Aber wenn er vernünftig handeln müßte (wie etwa die Uhr gehen muß, wenn sie einmal angelassen ist): so handelte er ja nicht so, weil er vernünftig gedacht hätte; das vernünftige Denken bewegte ihn nicht dazu; es stände ja nicht bei ihm, ob er sich nach seinem Denken in seinem Handeln richten wollte. Also, er kann vernünftig wollen, und handelt vernünftig, weil er will. Er soll so wollen: die Vernunftkraft treibt ihn dazu.

Unter welchen höchsten Begriff gehören alle Gattungen von Menschen — Europäer, Asiaten u. s. w.? Und welches ist das edelste Geschöpf? Also: mit jedem besondern Menschen muß ich umgehen, wie mit dem Menschen überhaupt, und Alles muß so gebraucht werden, wie es dient zum Beßten des Menschen. Wir haben gesehen, daß der Mensch Sinnlichkeit hat. Was ist er also für ein Wesen? Er hat aber auch Vernunft. Was ist er deswegen zugleich für ein Wesen? Was ist er also zusammen? Du wirst antworten: ein sinnliches und vernünftiges Wesen. Aber ist denn nicht die Sinnlichkeit mit der Vernunft ganz genau verbunden? Oder kann eine von der andern getrennt werden? Wie würdest du dich nun ausdrücken, um diese genaue Verbindung anzuzeigen? Der Mensch ist ein sinnlich-vernünftiges oder vernünftig-sinnliches Wesen. Welches ist nun vorzüglicher, edler — die Sinnlichkeit, oder die Vernunft? Wodurch ist der Mensch über die Thiere erhaben? Welche soll also über die andere herrschen, oder die an-

dere

dere regieren? Welche soll der andern gehorchen, sich von ihr regieren lassen?

Was sollst du nun bei dir und Andern vor allen Dingen bilden? Vergnügen z. B. ist Sache der Sinnlichkeit. Wann, wie oft, wie viel darfst du Vergnügen genießen? Wann du statt dessen vernünftiger werden; — so oft, so viel, daß du nicht verständig und vernünftig werden kannst? Wem zum Beßten soll Alles in der Welt angewandt und gebraucht werden? Soll der Mensch zum Schaden seiner Gesundheit essen, trinken, sich bewegen, ruhen?

Wer nun vernünftig handeln will, ist tugendhaft; wer wirklich vernünftig handelt, handelt recht. Wie muß aber der Tugendhafte mit dem Menschen selbst umgehen, und wie muß er jede Sache in der Welt anwenden? Was ist der Mensch für ein Wesen? Was hat er für eine Natur? Also so, wie es sich für seine sinnlich-vernünftige Natur schickt, und wie er es als das vorzüglichste irdische Wesen werth ist. —

Die Art zu handeln, die für diesen oder jenen Menschen nach den Umständen, worin er lebt, vernünftig ist, heißt die besondere Pflicht desselben. Jetzt thue ich an dich die wichtige Frage: was ist deine Pflicht?

Du bist ein sinnliches Wesen, hast Neigungen, Triebe: aber diese deine Sinnlichkeit — diese Neigungen und Triebe, von welcher höhern Kraft sollen sie sich leiten und regieren lassen?

Nun so viel Vernunft hast du jetzt schon, daß du einsiehst, welche Menschen deine größten Wohlthäter sind.

Du kamst als ein armes, hülfloses Kind auf die Welt, das schon in den ersten Augenblicken seines Lebens hätte verderben müssen, wenn sich deine Eltern deiner nicht angenommen hätten. Und wie viel Sorge, Mühe, Ungemach haben deine Eltern nicht mit dir gehabt, bis du so weit gekommen bist! Es ist wahr, sie haben ihre Freude an dir, weil du ihr Kind bist. Aber du hast ihnen doch auch schon Verdruß genug durch deine kindische Unbesonnenheit gemacht. Und hättest du ihnen etwa ihre zärtliche, mühsame, beständige, sorgenvolle Pflege durch deine kleinen, unbedeutenden Dienste vergolten? Sage mir, was fordert deine Vernunft von deiner Sinnlichkeit für solche liebenswürdige Menschen? Welche Neigung, welcher Trieb gegen sie würde sich für dich schicken? Oder soll gegen die Erkenntniß, die du von deinen größten Wohlthätern hast, dein Herz gleichgültig bleiben? Wäre ein undankbares Herz gegen sie ein kindliches, menschliches Herz? Wäre Vernunft und Sinnlichkeit bei dir in Einstimmung, wie sie bei dem Menschen sein sollen, wenn du bei dem Gedanken: Meine Eltern sind meine beständigen, unentbehrlichen, größten Wohlthäter — ungerührt bleiben könntest?

Vielleicht sprächst du, wenn du unmenschlich genug dazu wärest, der sanften, beglückenden Gegenliebe gegen sie dich muthwillig entziehen zu wollen: So viel Gutes thaten und thun meine Eltern doch nur an mir aus Eigennutz. Sie rechnen darauf, daß ich sie auch einmal in ihren ältern Tagen pflegen und warten soll. Hast du Grund dazu, oder frevelst du, ihnen Eigen-

nutz Schuld zu geben? Hätten sie ohne große Gefahr für dich und sie dir nicht weit weniger Gutes thun können, ohne daß du den Mangel ihrer Liebe gemerkt und empfunden haben würdest? Oder, wenn sie dir Dankbarkeit gegen sich einzuflößen suchten: machten sie dich dadurch nicht zu einem gutgesinnten Menschen; erwiesen dir nicht gerade dadurch die größte Wohlthat? Aber wissen sie denn, ob du sie einmal zu warten und zu pflegen im Stande bist; ob du noch lebst; ob du dich nicht verführen lassen wirst? Auf diese ungewisse Hoffnung also sollten sie so viel aufopfern; sich so viel entziehen; sich's so viel Aufwand an Kräften kosten lassen? Nein! sie wissen nicht, wie ihnen alle ihre Liebe vergolten werden wird, und bleiben sich doch darin so gleich. Sie sind auch deine edlen Wohlthäter, und dieser ihr Edelmuth verdient deine desto zärtlichere Liebe.

Aber sprichst du, wenn du halb-vernünftig bist: Meine Eltern können ja nicht anders. Sie handeln nach ihrem Elterntriebe. Dieser Trieb ist ihnen einmal von der Natur eingepflanzt. Ihre Liebe ist nicht ihre Gesinnung; sie ist die Gewalt der Natur „von der Natur„ von Gott eingepflanzt; „die Gewalt der Natur„ die mächtige Kraft, der unwiderstehliche Zug der schaffenden Gottheit — so mußt du sagen, wenn du ganz vernünftig bist. Nun so entziehe dem großen, liebenden Geiste der Natur dein Herz, wenn du kannst! Und ihm wolltest du mit Unmenschlichkeit, mit Unnatur vergelten; die, die er deinem Herzen durch seine Schöpferkraft so nahe gelegt hat, ihm zum Trotze

von dir stoßen? Wenn er deinen Eltern Liebe gegen dich einpflanzte: so findest du gewiß in deinem Herzen — er schuf es doch wohl auch menschlich? den Gegenzug, der der Elternliebe antwortet, wenn du ihn nicht etwa schon ausgelöscht hast.

Aber sei, wenn du kannst, ein unnatürliches Geschöpf; versage deinen Eltern die Liebe! Und nun frage ich dich: willst du ein wahrer, ganzer Mensch werden, oder nicht? Willst du Gehorsam gegen die Vernunft, die unmittelbare, natürliche Regentin der Menschheit, lernen? So lerne sie erst ehren in denjenigen Menschen, aus denen sie am ersten und nächsten zu dir spricht! Wer sind nun abermals diese Menschen? Du sollst einst deiner Vernunft gehorchen. Aber sie muß erst wahre Vernunft werden; muß erst geweckt werden. Und diese deine Vernunft wird einst deine wahre Menschheit, deine ganze Würde sein. Was verdankst du also abermals deinen Eltern?

Wie sollst du nun die Kenntnisse erlangen, die deine Vernunft zu ihrem Dienste nöthig hat? Willst du Alles selbst versuchen und durch tausend gefährliche Proben erfahren? Das Gift erst versuchen und sterben, ehe du glaubst, daß es Gift ist? Aber du bedarfst von deinen Eltern mancher Weisung und Warnung, von der sie dir jetzt Grund und Ursache nicht sagen können. Und sie, die es bisher so gut mit dir meinten, die dich so herzlich lieben, sie werden dich gewiß nicht irre führen wollen; werden dich gewiß nicht durch unnütze Tyrannei um die Freuden deiner Jugend bringen. Warum wolltest du sie durch

Miß-

Mißtraun beleidigen? Und was ist also in dieser Rücksicht deine kindliche Pflicht?

Dieses uneingeschränkte Zutraun zu deinen Eltern ist der Geist, der alle deine Kräfte regen wird und muß. Kannst du ihnen nun je den bereitwilligsten Gehorsam versagen? Und thut es dir nicht wohl, daß du Menschen kennst, denen du so unbedenklich trauen kannst? Dieses Zutraun ist auch der wahre Geist des Gehorsams, den du einst deiner eignen Vernunft leisten sollst. Sie gibt ihre Gebote. Wie diese Gebote zu deinem Beßten führen, weißt du nicht; weiß der Klügste nicht. Aber sie dringt auf ihre Erfüllung. Und du, wenn du sie nicht beobachten wolltest, müßtest dich selbst verachten, und eine unheilbare Unzufriedenheit mit dir selbst würde deine lebenslängliche Peinigerin sein. Also folgen mußt du einst deiner Vernunft, ohne zu fragen: warum? Erst, wenn du ihr dein irdisches Leben hingegeben hast, zeigt sie dir das reizende Ziel deines Gehorsams. Tugend — so darfst du dir sagen — Tugend ist mein liebstes Geschäft; sie ist meine ganze natürliche Bestimmung. Und wenn ich sie mit vieler Mühe gelernt hätte, und wenn mir ihr Dienst erst anfienge, zu gelingen: nun sollte er auf einmal aufhören? So erreichte ich weniger meine natürliche Bestimmung, als jedes Thier; so wäre ich, das edelste Wesen, gerade das schlechteste; so müßte die Vernunft, wodurch der Mensch die ganze Natur sich unterwarf, auf einmal nichts mehr gelten. Wenn das wäre, so mache ich mich schon hier von der Vernunft los; so gilt in meinen Augen nicht einmal das Gesetz der Ehrlichkeit.

Aber

Cas

Aber was für mich recht ist, ist für jeden Andern billig. Nun haben die Menschen Freiheit, einander zu betrügen, wie sie wollen; um nur jeden Genuß zu haben, der dieß kurze, ohnedieß oft so mühseelige Leben der Mühe werth machen kann. Und so wären denn die edelsten Geschöpfe Diebe, Betrüger, Räuber und Mörder, weil einmal eine Zeit kommen wird, da die Tugend und Vernunft nichts mehr gilt. Nein! das kann nicht sein; ewig, ewig muß sie gelten; es muß noch eine andere Welt für sie geben. Vernunft und ihr Gesetz müssen Kraft und Stimme eines Gottes sein, dessen Allmacht und Weisheit schon für diese ewige Welt gesorgt hat. —

Denkübungen für die Erste Classe.

1) Verwandtschaft der Buchstaben in der Gestalt.

Sage mir: wie sieht das kleine gedruckte i aus? Beschreibe mir, wie es aussieht (seine Gestalt)! Ein gerader Hauptstrich, der bis auf die Zeile (die gerade Buchstabenlinie) geht. Müßte er gerade oben und unten gekrümmt sein? etwas eingebogen? Aber was muß über dem Hauptstriche stehen? Könnte er nicht auch so aussehen: i? Wenn du ihn nun etwas kleiner machst, und ein wenig schief — von der rechten nach der linken zu stellst: so wird es das geschriebene *i*. Welches ist deine rechte Hand? Du stehst jetzt mit deinem Gesichte nach mir zu gerichtet. Muß die rechte Hand gerade die geschickteste (die, mit der man am leichtesten und am meisten arbeitet) sein?

[stamp]

sein? Es gibt Leute, die link sind. Was heißt das? Bist du recht, oder link?

Welcher gedruckte Buchstabe hat die meiste Aehnlichkeit mit i? Laß das Pünctchen weg, und setze oben zur Seite ein Häkchen: so hast du r. Aber wie schreibst du es? Erst ein Verbindungsstrichelchen von der linken zur rechten, von der Linie an aufwärts /; am obern Ende eingesetzt und einen Haken herunterwärts nach der linken gemacht; aus der Mitte dieses Hakens in eben dieser Richtung noch einen Haken angesetzt; aus der Mitte dieses Hakens rechts und in gleicher Richtung hinaufgezogen, bis du dem erstern Haken gerade gegenüber kömmst; endlich setzest du noch ein kleines Häkchen abwärts nach der linken zu an, nebst dem Verbindungsstrichelchen aufwärts nach der rechten, zum folgenden Buchstaben.

(Es ist gar nicht die Meinung, daß die Kinder das nach schreiben lernen sollen: man setzt voraus, daß sie die Buchstaben schon schreiben können, und will nur ihre Beobachtungs- und Vergleichungsgabe üben. Zu eben dieser Absicht dient, wenn Kinder, die schon lateinisch lesen können, angewiesen werden, lateinisch für sich lesen zu lernen durch Vergleichung der im Texte vorkommenden Buchstaben mit dem vorliegenden lateinischen Alphabete.)

Dem r am ähnlichsten im Alphabete (der ganzen Buchstabenreihe) ist ꝛ. Was ist noch dazu gekommen? Auf welcher Seite ist der kleine Bogen angebracht? Wodurch unterscheidet sich

dieß

dieß geschriebene E (es wird auch so gemacht E) vom gedruckten?

Worin ist r von c unterschieden? Bei jenem ging die oberste Krümmung von der linken zur rechten in den Hauptstrich: aber bei diesem? Eben so geschrieben r. Du machst den Verbindungsstrich; fährst in diesem Striche wieder ein wenig zurück und setzest nun etwas links herunter den Hauptstrich an, mit dem neuen Verbindungsstrichelchen r; zuletzt das Häkchen oben am ersten Verbindungsstriche abwärts, gleichfalls etwas links. Wie gehen überhaupt bei'm Schreiben alle Striche aufwärts? und wie abwärts?

Sage mir den Unterschied zwischen c und e! Wie weit geht hier das Häkchen? Was nimmt es für eine Richtung? (Wo geht es hinwärts?) Wo schließt es an? (An den Hauptstrich.) Im Schreiben wird dieß Häkchen vom Hauptstriche aus gemacht, aus seiner Mitte, und neben ihn gesetzt e. Man fährt nämlich im Hauptstriche bis in seine Mitte hin, und dann fügt man es an einen kleinen Verbindungsstrich an i n u

Wie unterscheiden sich i, n und ü im Schreiben; und im Drucke i, n, u? Wie viel haben diese drei Buchstaben Hauptstriche? Wie viel Verbindungs- oder Zartstriche? Was fällt vom i weg, wenn es n oder u werden soll? Was wird im Schreiben über u gesetzt? Muß es gerade so ein Halbzirkelchen sein? Kann es nicht auch so eine kleine Schlangenlinie u werden? Warum wäre das geschriebene u ohne dieß

Zei-

Zeichen oberwärts nicht genug unterschieden? Wie geht der zweite Verbindungsstrich bei und ? Warum bedarf es beim (gedruckten) u dieses Zeichens nicht? Bei'm Schreiben gehen alle Verbindungsstriche, die von den Hauptstrichen aus gemacht werden, s c h a r f von der Linie aus . Ist nun oben mehr offen, als ?

Wie nennst du die beiden Vertical-Strichelchen über , die die Bedeutung des gedruckten ů, ů haben? Den Umlaut. Wovon ist das Wort hergenommen? Wo ist dieser Umlaut sonst noch? (in)

Wie sind n und m unterschieden? Wo schließt sich der dritte Hauptstrich des w an? Verwandelt er sich nicht in einen großen Haken? Beschreibe mir das geschriebene ! Was wird an diesen Hauptstrich angesetzt ?

Nun vergleiche die Buchstaben o, ö ( ) d ( ); a, ä ( ) q ( ) g ( ); v, p, y ( ); l, t ( ); h, b ( ); k ( ); ſ, ſſ, f, ſt, ß s ( ); z ( ).

(Auf die Vergleichung dieser Buchstaben wird der Lehrer nun den Kindern leicht helfen.)

Was heißen stumme Buchstaben oder Mitlauter? Welche sind einfach, welche zusammengesetzt? — Was heißen Laut-Buchstaben oder Selbstlauter? Was einfache, zusammengesetzte? s. das Repertorium für die oberste Classe.

2) Was liegt hier? Ein Buch. Woher weißt du das? Könntest du es nicht auch fühlen? Es ist also sichtbar und fühlbar. Könnte hier auf diesem Platze das Buch und doch auch zugleich etwas Anderes liegen? Platz heißt Raum. Das Buch nimmt einen Raum ein — was heißt das nun? Jedes Ding, das einen Raum einnimmt, heißt ein Körper. Kann ich die Luft fühlen, so, daß ich merkte, ich hätte was in der Hand? Kann ich sie sehen? Aber fahre einmal schnell mit der Hand gegen das Gesicht! Was du da spürst, ist Luft. Also du kannst sie doch empfinden. Wenn die Luft auch ein Körper ist, was muß sie einnehmen — gleichsam besetzen?

Was kannst du leichter aufheben — eine Kugel von Holz, oder eine eben so große von Blei? Wie ist also das Holz gegen das Blei? Was ist das Gegentheil von leicht? Wie vielerlei Körper gibt es also? —

Sieh' einmal dieß Stück Holz da, wo es durchschnitten ist, und dieses Stückchen Schwamm an. Siehst du die kleinen Löcherchen im Holze? Aber wo sind die meisten und größten? Wo nichts weiter ist, ist Luft. Was ist also in diesen Löcherchen? In welchem von beiden Stücken ist die meiste? Nun ist die Luft aber sehr leicht. Was muß also am leichtesten sein? Warum

um ist Schwamm leichter, als Holz? Weil der Schwamm so löchericht ist: so nennt man ihn locker: das Holz aber heißt dicht, derb. Was heißt nun schwammichtes Fleisch? Aber was ist dichtes, derbes Fleisch? —

Kannst du sehen, wer auf der Straße geht, wenn auch das Fenster zu ist? Wie ist das möglich? Wie nennst du nun das Fenster, weil du durchsehen kannst? Woraus besteht es denn? Also, Glas ist ein durchsichtiger Körper. Wie ist das helle Wasser? Warum kannst du in den Spiegel sehen? Ist das Holz auch durchsichtig? Also — nicht-durchsichtig; statt dessen sagt man: undurchsichtig. Was bedeutet hier die Sylbe „un„? Du weißt doch, wen man gelenk nennt? Wie nennst du nun den, der nicht gelenk ist; der seine Glieder nicht leicht bewegen kann? Ungelenk. Da hast du wieder zweierlei Körper kennen lernen: durchsichtige und —

In diesem Topfe ist Wasser. Wenn wir aber ein Loch in den Topf machten, was würde geschehen? Wenn es nun (von selbst) herausfließt, was thut das Wasser überhaupt? Es könnte ja nicht herausfließen, wenn es nicht flösse. Also das Wasser fließt, oder es ist flüssig: das ist seine Eigenschaft. Fließt der Thon, woraus der Topf gemacht ist, auch? Wie würdest du ihn also nennen? Statt unflüssig sagt man fest. Einige Körper sind flüssig, andere —

3) Feuer. Wenn wird es in einem dunkeln Zimmer hell? Wenn aber das Licht wieder ausgelöscht wird? Wie macht man es in einem kalten Zimmer warm? Das Feuer thut also

zwei-

zweierlei: es macht hell oder es erleuchtet, z. B. ein dunkles Zimmer, und es macht warm oder erwärmt. Wenn du ein brennendes Licht hast, und dein Camerad will auch eins haben: wie machst du's denn? Das Feuer deines Lichts theilt sich also dem Dochte des andern mit. Aber wie schlägt man Licht oder helles Feuer auf? Wo kömmt denn das Feuer her? Worin muß schon Feuer liegen? Entweder im Stahl, oder im Stein, oder in beiden, und das Schlagen macht es rege, regt es auf. Deswegen heißt es eben: Feuer oder Licht aufschlagen. Wenn das Feuer aufgeregt ist, aber noch nicht brennt: was sieht man da? Funken sind also aufgeregtes, aber noch nicht brennendes Feuer; das Feuer blitzt nur heraus. Hast du noch nichts davon gehört, daß man auch durch Reiben Feuer machen kann? Man reibt zwei Stückchen trocknes Holz so lange an einander, bis sie in Brand gerathen. Wodurch wird hier das Feuer aufgeregt? Wo muß also schon Feuer verborgen liegen? Aber wann fängt es erst an zu brennen? Ich habe ein sehr schönes Buch, das ich euch vorlesen will, sobald ihr noch ein wenig verständiger geworden seid. Da wird von einem gewissen Robinson erzählt, daß er auch so durch Reiben hätte Feuer hervorbringen wollen. Er hieb also von einem trockenen Stamme zwei Hölzer ab, und setzte sich sogleich in Arbeit. Was that er also? Was nahm er für eine Arbeit vor? Er rieb, daß ihm der Schweiß in großen Tropfen vom Gesicht träufelte; allein es wollte ihm nicht gelingen. Denn, wenn das Holz schon so heiß geworden war, daß es rauchte, so war er so müde, daß

er nothwendig erst wieder ein wenig ausruhen mußte. Darüber kühlte sich das Holz allemal wieder ab. (Der Lehrer fragt dieß den Kindern wieder ab, um es ihnen recht verständlich zu machen). Warum konnte der Robinson kein Feuer kriegen? Wenn wäre es ihm aber gelungen? Er hatte also nicht Kräfte genug, um so lange, als es nöthig war, fortzureiben. Aber ich will euch auch sagen, wie er's besser hätte machen können, daß es ihm leichter geworden wäre. Die Wilden — das sind Menschen, weit von uns, die nicht so von Jugend auf von ordentlichen Lehrern unterrichtet werden, wie wir — diese Wilden nehmen zwei Hölzer von verschiedener Art — ein weiches und ein hartes, und reiben das letztere (also welches)? mit großer Geschwindigkeit auf dem erstern (auf welchem)? Dann entzündet sich dieses (wird brennend, fängt an zu brennen). Oder sie machen auch wohl in das eine Holz ein Loch, stecken das andere da hinein, und drehen dieses darauf zwischen ihren Händen so geschwind und so unaufhörlich herum, daß es anfängt zu brennen. — Ein andermal fehlte es eben diesem Robinson wieder an Feuer: da hatte er aber so einen Wilden bei sich. Das war ein sehr guter Mensch, und in manchen Stücken wußte er sich weit besser zu helfen, als Robinson selbst, obgleich dieser von Jugend auf in die Schule gegangen war. Dieser Wilde nun hieb auch von einem trockenen Stamme zwei Stücke Holz ab, und wußte sie so geschwind und so geschickt zu reiben, daß sie sich enzündeten. (Was heißt das)? Dann wickelte er hurtig das glimmende Holz (das Holz,

dessen

dessen aufgeregtes Feuer sichtbar war — ohne Funken und ohne Brennen oder Lodern) in etwas Heu, und rennte mit diesem Heu in der Hand so schnell, als möglich, davon. In seinem Laufen nun gerieth das entzündete Heu in Flammen. Was trug hier dazu bei, daß das ruhige Feuer in Flammen aufschlug? — Warum brennt nun wohl ein Wagen an, wenn man damit lange schnell fährt? Was soll also das Einschmieren verhindern? Das Reiben der Räder und der Axe. Kannst du mir nun wohl sagen, warum das Blut in manchen Thieren und auch in deinem Körper so warm ist? Es läuft in den Adern herum: aber warum so schnell? Trägt es zur Wärme des Bluts bei, daß es sich durch diese schnelle Bewegung so an den Adern reibt? Woher weißt du das?

Ist uns das Feuer nützlich? Wie werden denn viele Speisen für uns zurecht gemacht? Kannst du das Fleisch essen, so wie es vom Fleischer kömmt? Wie ist es da noch? Wie nennt man ungekochtes Fleisch? — Welche Jahreszeit ist die kälteste? Was nützt uns da das Feuer? Eine warme Stube macht uns eine angenehme Empfindung; wir sind gern darin. Empfindest du also den Nutzen des Feuers? Das heißt: es ist dir wohlthätig. Aber kann es nicht auch viel Unglück machen? Ist daran das Feuer Schuld? Die Menschen, die ordentlich damit umgehen? Also die, die so damit umgehen, daß es leicht Schaden thun kann — unvorsichtig. Meinst du, daß man vorsichtig oder unvorsichtig handelt, wenn man mit dem bloßen Lichte an Orte geht, wo Stroh liegt?

Wie könnte da leicht Feuer auskommen? Was wirst du also nicht thun? Aber es giebt unverständige Menschen, die mit dem Feuer machen, was ihnen einfällt, und es darauf ankommen lassen, was daraus entsteht. Warum sagt man von ihnen, daß sie mit dem Feuer spielen?

4) Wärme und Kälte. Die Wärme dehnt die meisten Körper aus. Du weißt schon, daß jeder Körper einen Raum oder Platz einnimmt. Wenn nimmt er aber wohl einen größern Raum ein? Was heißt also, die Wärme dehnt die Körper aus? — Was ist das Gegentheil der Wärme? Was nicht warm ist, wie ist das? Was thut also die Kälte mit den Körpern? Was ist das Gegentheil von Ausdehnung? Zusammenziehen. Wenn nun ein zerbrechlicher Körper —, z. B. Glas, schnell erwärmt wird, was geschieht da mit ihm? Und wenn er darauf wohl gar eben so plötzlich in die Kälte kömmt: was geschieht da mit dem Glase? Können die Glasfäden diese schnelle Ausdehnung und Zusammenziehung aushalten? Was geschieht? Warum zerbricht also das Glas? Kann es überhaupt zerbrechen? Wie heißt es, weil es zerbrechen kann? Zerbrechlich. Warum lege ich nun ein Stückchen Papier unter, wenn ich ein Glas Bier auf dem heißen Ofen wärmen will? Wo dringt da das Feuer zuerst ein? Du weißt doch noch, was ein dichter und lockerer Körper ist? Wie macht die Wärme einen Körper? Und die Kälte macht ihn also dichter. Warum sind nun die Körper im Winter schwerer? Aber in welcher Jahreszeit sind sie nicht so schwer? Warum?

Es gibt Länder, die weit kälter sind, als es hier bei uns ist. Da wächst sehr wenig, und die Bäume und Sträucher, die darin wachsen, bleiben sehr klein. Wodurch wird ihr Wachsthum gehindert? Was befördert also das Wachsthum?

Warum muß aber zu große Wärme auch unsern Körper schwächen? Wenn ein Zwirnsfaden so gewaltig gezogen wird, daß er reißen will, ist er da noch so fest, als vorher? Sieh! so ist es auch mit den Fäden oder Fasern unsers Körpers. Warum ist es also nicht gut, wenn sich Kinder zu warm gewöhnen? Ein schwacher Körper kann nun leicht von Mancherlei angegriffen werden (ist schwächlich. Warum heißt ein Glas zerbrechlich? Warum heißt nun ein Mensch kränklich? Ist er schon wirklich krank? Aber was kann er leicht werden? Wenn nun der Körper des Menschen schwächlich ist, wie kann er da leicht werden? Eben, weil er schon schwach ist überhaupt: so kann er leicht durch dieses und jenes noch mehr geschwächt werden. Ein schwacher Mensch kann z. B. leicht durch eine Reise noch mehr angegriffen und geschwächt werden). (Schwächlich: zu besondern, namhaften Schwachheiten geneigt; kränklich: zu bestimmten wirklichen Krankheiten geneigt. Für den Lehrer). Ist es gut, wenn die Kälte die Fasern unsers Körpers zu sehr zusammenzieht? Denn Alles hat ja seine Maaße. Die Theile des Körpers müßten Gewalt leiden. Was wäre nun eine mäßige Kälte? Werden die Fasern zusammengezogen, so werden sie dichter. Wenn aber ein Faden recht dicht ist, zerreißt er da so

bald

bald? Er ist also d a u e r h a f t. Wodurch wird nun der menschliche Körper dauerhaft? Aber ist es gesund, aus einem heißen Zimmer in sehr kalte Luft — oder mit erstarrten Gliedern gleich zum warmen Ofen zu gehen? (Wenn die so ganz zusammengezogenen Fasern auf einmal ausgedehnt werden sollen; so könnten sie ganz unempfindlich werden, und also das erstarrte Glied e r f r i e r e n — vom Froste alle Empfindung verlieren, ein todtes Glied werden). (Für den Lehrer) — Reibe und wasche ein erstarrtes Glied lieber mit Schnee, der den Frost an sich zieht und also auch herauszieht.

5) L i c h t u n d F a r b e. Wodurch werden denn, wenn es jetzt dunkel ist, die umstehenden Sachen s i c h t b a r? Vorher konntest du sie nicht s e h e n — durch das Gesicht unterscheiden; was kannst du nun, wenn Licht in die Stube gebracht worden ist? Wie wird es denn am Himmel hell? Wie wird es Tag? Wovon ist also das Licht eine Wirkung? Wenn an einem Theile eines erleuchteten Orts das Licht mangelt (kein Licht ist): wie nennt man das? Verstehst du nun das Räthsel:

> Wer kann unter freiem Himmel, bei hellem Sonnenschein, nicht von der Sonne beschienen werden?

Denn, wenn der Schatten von der Sonne beschienen werden könnte, so wäre an der Stelle des Schattens Sonnenschein. Wäre es also noch Mangel des Lichts? Und was m u ß gleichwohl sein da, wo Schatten sein soll?

Wie sieht Alles ohne Licht aus? Was ist also die Ursache der Farben? Kannst du einige nennen? Wie heißt die schöne farbigte Erschei-

nung, die man bisweilen am Himmel sieht? Hat der Regenbogen nur eine Farbe?

Läßt sich leichter arbeiten bei oder ohne Licht? Wenn ist aber Alles hell, ohne daß man Licht anzuzünden braucht? Wenn sollen wir also eigentlich arbeiten? Und des Nachts ruhen — das heißt? Welche Menschen machen es aber umgekehrt? Ist das natürlich? Warum nicht? Wer nun das Natürliche umkehrt, der macht es verkehrt, und ist also — was für ein Mensch? Ein verkehrter Mensch ist aber ein unordentlicher Mensch; denn er verkehrt die Ordnung der Natur.

Ist es für die Augen gut, wenn man schnell aus dem Dunkeln in's Helle kömmt? Wie that es deinen Augen, wenn ganz unvermuthet ein recht helles Licht in die Stube kam? Wie ist dir, wenn du gerade in die Sonne hineinsehen willst? Was hat die Natur hier wieder für eine Ordnung gemacht? Wenn du dieser Ordnung der Natur folgen willst, was machst du dir für eine Regel? Ich will nicht schnell aus dem Dunkeln in's Helle sehen; ich will auch nicht starr in die Sonne sehen.

Weißt du auch, daß es Dinge gibt, die leuchten, ohne daß Feuer daran ist? Z. B. faules feuchtes Holz gibt in der Nacht einen hellen Schein. Mußt du dich also durch einen solchen Schein etwa in einem Walde, oder in einem Stalle erschrecken lassen? Wie heißen die Würmchen, die des Nachts leuchten? Johanniswürmchen. Die Haare und der Schweis mancher Menschen geben zuweilen auch einen Schein.

Ist

Ist nun ein solcher Schimmer etwas Wunderbares, oder Schreckhaftes?

6) Die Luft. Wenn du mit der Hand schnell nach dem Gesichte fährst, was fühlst du da? Du fühlst also die Luft, wenn du auch nichts davon siehst. Wie ist folglich die reine Luft eigentlich? Denn sie ist da, und du kannst sie doch nicht sehen. Was man aber nicht sehen kann, das ist — Was man nun in der Luft sieht, ist das eigentlich Luft? Es ist vielmehr Staub und allerlei Dünste. Diese Dünste steigen von der Erde und den Thieren und Gewächsen auf der Erde beständig auf, und schweben in der Luft, bis sie zu schwer werden und niederfallen.

Könntest du denn leben, ohne Athem zu holen? Was thust du aber, wenn du Athem holst? Was heißt einathmen und ausathmen? Ohne Luft könnten wir auch nicht hören. Allerwegen ist Luft. Wenn du nun z. B. auf den Tisch schlägst, was drückst du da schnell zusammen? Und daraus entsteht der Schall, den du hörst. Also könnten wir ohne Luft auch nicht sprechen, nicht sprechen hören; ich könnte euch nicht mit meiner lauten Sprache alle auf einmal unterrichten: ihr würdet also unwissend bleiben, und keine rechten Menschen werden. Wenn einem Kinde etwas Uebles begegnet, wenn es z. B. fällt, oder einen Schmerz fühlt, womit gibt es das zu erkennen? Wenn könnte es aber nicht schreien, oder weinen? Und warum könnte man ihm nicht zu Hülfe kommen? So viel Gutes widerfährt uns durch die Luft. Und warum nennst du nun die Luft wohlthätig?

7) Schnellkraft der Luft. Wenn du eine Feder biegst, und sie nun wiedergehen lässest: was thut sie da von selbst? Wie wolltest du diese Kraft der Feder, daß sie von selbst wieder zurückspringt, zurückschnellt, nennen, weil es die Kraft einer Feder ist? Federkraft. So eine Federkraft oder Schnellkraft hat auch die Luft. Kann man sie zusammendrücken? Was thut sie aber von selbst, sobald der Druck nachläßt? Sie dehnt sich schnell wieder aus. Wie schießt ihr denn mit euern Klatsch- oder Platzbüchsen? Wie geht es zu, daß ihr einen solchen Knall damit machen könnt? Woraus werden sie gewöhnlich gemacht? Aus einem ausgehöhlten Hollunderstämmchen. Der Knabe treibt mit Hülfe eines kleinen Stabes zuerst einen Pfropf oder Stöpsel bis an das eine Ende der Platzbüchse. Durch diesen Pfropf wird sie also an diesem Ende völlig verstopft Nun drückt man noch einen Stöpsel ebenfalls hinein. Beide werden gehörig angefeuchtet, damit sie genau und dicht den Umfang der Röhre ausfüllen, und damit keine Luft hinaus kommen kann. Die in der Höhlung befindliche Luft wird auf diese Art zwischen den beiden Stöpseln eingeschlossen. Je weiter nun der zweite Stöpsel vorgedrückt wird, und sich also dem erstern nähert: desto kleiner wird der Raum, der für die Luft übrig bleibt; desto stärker muß man aber auch drücken, um den Stab weiter vorwärts zu schieben. Kann endlich der vordere Stöpsel der Gewalt, mit der die eingepreßte Luft gegen ihn drückt, nicht mehr widerstehen: so wird er von dieser Luft aus der Röhre fortgeschnellt, und der Knall, womit das geschieht,

schieht, nebst der Geschwindigkeit, womit der Stöpsel hinwegfliegt, beweisen die Kraft, mit der die zusammengedrückte Luft sich auszudehnen strebt. Für den Lehrer, der den Kindern daraus die Beschreibung machen hilft.) Warum wird der erste Pfropf hineingestoßen? Was preßt der zweite Stöpsel zusammen? Was läßt sich also zusammendrücken? Warum werden beide Stöpsel angefeuchtet? Warum muß man immer stärker an dem Stabe drücken, je weiter der zweite Pfropf hinter soll? Woraus sieht man, daß die zusammengedrückte Luft sich wieder ausdehnt? Warum schnellt der vordere Stöpsel mit solcher Gewalt heraus? Was treibt ihn heraus? Drückt ihn bloß der zweite Stöpsel fort, oder was sonst? Warum hört man einen Platz oder Knall? — Warum zerspringt eine fest zugebundne Blase voll Luft über dem Feuer? Was ist in der Blase? Feuer und also Wärme dehnt die Luft mehr aus. Wenn sie nun mit Gewalt heraus will: was muß geschehen? — Der Brodteig geht, wenn er gebacken wird, auf, oder er geht — geht in die Höhe. Wodurch oder woran wird er gebacken? Allerwegen aber ist Luft, also auch im Teige. Wenn — nun die Luft heraus will: was muß sie mit in die Höhe ziehen? — Ein Schlüssel, aus dem man die Luft ausgesogen hat, hängt sich von selbst an die Lippen. In dem Schlüssel ist keine Luft mehr, die der äußern Widerstand thäte: warum? Warum kann nun die äußere Luft mit ganzer Gewalt drücken? Und so drückt denn diese den Schlüssel an. — Wie ist es mit einer Spritzbüchse? Wenn der Stöpsel herausgezogen wird: was wird zugleich mit herausgezo-

gen? Warum kann nun die äußere Luft abermals mit ganzer Gewalt drücken? Wie kömmt also das Wasser hinein? — Eben so steigt das Wasser, oder Bier in einen Heber, wenn man die Luft aussaugt. Was drückt das Wasser oder Bier hinein?

8) Der Schall. Würdest du mit den Händen klatschen können, wenn du nicht beide schnell zusammen schlügest? Da quetschest du die Luft hinweg. Wie knallt der Fuhrmann mit der Peitsche? Zieht er sie nur langsam durch die Luft? Sieh einmal die Saiten auf einer Geige an, wenn sie mit dem Bogen gestrichen werden! Bleiben sie ruhig liegen? Sie schwingen sich hin und her, und setzen also auch die Luft, die sie anschlagen, in eine solche Bewegung. — Daß wir bei einem Gewitter den Donner hören, kömmt daher, weil der Blitz schnell durch die Luft gefahren ist. Was kömmt aber eher — der Donner, oder der Blitz? Wenn nun der Donner lange ausbleibt: so ist es ein Zeichen, daß er einen langen Weg machen muß, ehe er in unser Ohr kömmt. Was kann man daraus schließen? Ist da das Gewitter — ist die Gegend, wo der Blitz entsteht, weit, oder nahe? Wenn der Schall in einer gewissen Entfernung an feste Körper, z. B. an Berge, an- und wieder zurückprallt: so entsteht ein Echo oder ein Wiederhall.

9) Die Winde. Gibt es beständig Wind? Wie ist die Luft bisweilen? Wenn sie nun bisweilen ruhig ist: so fragst du doch wohl, warum sie nicht immer so ruhig bleibt? Wenn ein Körper nicht ruhig ist: wie ist er da? Aber was bewegt die Luft oder bringt sie aus der Ruhe? Es

stei-

steigen sehr viel Dünste in die Luft. Dadurch wird sie denn in einer Gegend dicker, als in der andern. Nun geht es, wie mit dem Wasser. Wenn das Wasser sich irgendwo anhäuft: so fließt es, wie es nur kann, wieder ab. So ist es auch mit der Luft. Die dichtere strömt sogleich in die Gegend der dünnern hin. Dichte Luft ist gemeiniglich kalt. Woher kömmt es nun also, daß wir Kühlung empfinden, wenn Wind entsteht (die dichtere Luft nach uns zu strömt)? Wenn man in einer warmen Stube ein Fenster öffnet: was geschieht da? Und wo zieht die Luft herein? Und was hört man dabei? Wie lange hält wohl der Wind an? Wie lange fließt das angehäufte Wasser ab?

Es gibt vier Weltgegenden: Norden oder Mitternacht; dieser Gegend gerade gegenüber Süden oder Mittag; zur rechten Ost oder Morgen; zur linken West oder Abend. Nach diesen Weltgegenden werden die Winde eingetheilt. Kömmt der Wind von Osten oder Morgen: so heißt er Ost- oder Morgenwind u. s. w. Ein gewöhnlicher Wind ist bewegte Luft. Aber wenn die Winde mit aller Gewalt auf einander stoßen; dann heißen sie Sturm-Winde (stürmende W.) Wirbeln heißt: im Kreise herum gehen oder treiben. Wenn nun starke Winde (sehr heftig bewegte Lüfte) einander entgegen blasen: so treiben sie Luft, Staub, auch wohl Wasser da, wo sie zusammenstoßen, im Kreise herum, und heißen Wirbelwinde (wirbelnde W.).

Die Winde reinigen die Luft. Wo entsteht der Wind? Wodurch war die Luft so dick geworden? Bleiben die Ausdünstungen nun noch in die-

dieser Gegend so angehäuft? Wovon wird also durch den Wind die Luft gereinigt? — Wenn die Luft sehr heiß war, und es entsteht ein Wind: wie wird es da? Also kühlen die Winde die Hitze ab. — Wenn es aber sehr kalt in einer Gegend war, und es durchweht sie ein warmer Wind: wie wird es nun? Also mäßigen Winde auch die Kälte. — Wenn der Erdboden naß und kothig ist: was thut da ein trockner Wind? Wie wird nasse Wäsche am ersten trocken? — Erfrischen und erquicken die Winde nicht oft, wenn die Hitze uns ermattet und ausgetrocknet hat? — Wenn Wasser lange ohne Bewegung steht: wie wird es endlich? Winde aber bewegen die Wasser, und was hindern sie dadurch? Würde aber durch die faulen Dünste aus denselben die Luft nicht wieder verdorben werden?

Aber eine Regel muß ich euch einschärfen: hüthet euch, daß ihr nicht auf einmal kalt werdet, wenn ihr in Schweiße seid. Der Schweiß dringt durch unzählig viel kleine Löcherchen, die auf der Haut sind. Durch die Kälte werden sie schnell zusammengezogen. Nun kann ja vieles Schädliche in den Körper eingedrungen sein. Dieß kann aber durch diese Schweißlöcherchen nicht wieder heraus, und wie leicht wird man da krank!

Aber könnte wohl der Mensch selbst die Winde zu seinem Beßten entbehren? Sind sie nicht auch wohlthätig? Aber freilich richten die Stürme bisweilen Schaden in einzelnen Gegenden an. Welchen z. B.?

10) Das Wasser. Weißt du, wie vielerlei Körper wir oben genannt haben? Das

Was-

Wasser ist doch ein Körper? Aber was für einer? Was thut das Wasser, wenn es nicht eingeschlossen ist, und zwar von allen Seiten? Warum nennst du es also flüssig? Warum aber durchsichtig? — Das Wasser im Meere und den Flüssen ist in beständiger Bewegung, warum? Denn weißt du noch, warum es der Wind in Bewegung setzen muß? Welche Flüsse geben also wohl frischeres und besseres Wasser — die immer fortgehen, oder die,. die bisweilen still stehen? Das Salz bewahrt manche Dinge auch vor Fäulniß. Warum hat also wohl das Meerwasser Salz? Dieß war nöthig, weil es nicht genug bewegt werden kann. Weißt du noch, wie die heftigen Winde heißen? Diese Stürme bewegen eben das Meer. Es steigt auch und fällt. Es steigt — nach dem Lande zu (das Land am Meere heißt Strand); es fällt, wenn es sich wieder vom Lande entfernt. Jenes heißt Fluth, dieß Ebbe.

Es gibt weit mehr Wasser auf der Erde, als Land, und das ist sehr gut. Denn wodurch muß das trockne Land fruchtbar gemacht werden? Oder kann viel wachsen, wenn es nicht genug regnet? Auch der Schnee dringt in die Erde, und macht sie fruchtbar. Wo kömmt aber Regen und Schnee her? Die Wolken bestehen größtentheils aus wäßrigten Dünsten, und der größte Theil dieser Dünste steigt vom Meere auf. Wenn nun der Regen und Schnee alle wieder in's Meer fiele, hülfen sie da dem trocknen Lande etwas? Aber wodurch werden die Wolken nach dem Lande zugetrieben? Und wo muß nun Regen und Schnee hinfallen? Da siehst du zugleich, wie nützlich die Winde sind. Jener sagte: Wenn

er die Erde geschaffen hätte, so würde er mehr Land, als Wasser geschaffen haben, damit mehr Menschen auf der Erde wohnen könnten. Hatte er recht?

Was nützt uns das Wasser? Was braucht man zum Kochen, Brauen, Backen? Womit löscht man am geschwindesten und beßten den Durst? Du thust sehr wohl, wenn du dich an das Wassertrinken gewöhnst. Was ist dicker und zäher — Bier, oder Wasser? Wodurch wird also das Blut dünner und reiner? Und welches Blut fließt wohl am leichtesten in den Adern? Auch führt helles, klares Wasser den Schleim aus dem Körper ab, der oft krank macht, wenn er zurückbleibt. Aber ihr dürft nicht aus einer Quelle trinken, die ihr nicht kennt.

11) Der Nebel. Man sieht den Nebel am östersten um große Gewässer. Aus was für Dünsten besteht er also wohl? Und warum gibt es im Herbste so viel Nebel? Denn im Herbste hat die Erde viel Feuchtigkeit. Aber der Nebel fällt leicht in die Augen; die Dünste können also nicht so fein — sondern sie müssen verdickt sein. In welcher Jahrszeit ist die Erde am kältesten? Welche folgt auf den Winter? Nun steigen auch im Frühjahre viel Nebel auf. Warum können die Dünste in dieser Jahreszeit leicht verdichtet werden. Denn, was thut die Kälte? Weil die Dünste, die Nebel heißen, nahe an der kalten Erde verdichtet werden: so weißt du nun auch, warum sie nicht sehr in die Höhe steigen. Nur leichte Dünste steigen hoch; wie sind aber verdickte Dünste? Aber können sie sehr schwer sein? Was würde da bald und plötzlich geschehen?

hen? Fallen sie sogleich wieder? Aber, wenn es Nebel geben soll, so muß die Luft allemal kälter sein, als die Erde. Denn von wo steigen sie auf? Da müssen sie also noch ganz fein, mithin leicht sein. Wo aber verdicken sie sich? — Was nun Nebel in der untern Luft sind: sind Wolken in der obern. Du könntest also sagen: Wolken sind entfernte Nebel.

12) Der Thau. Schwebt der Thau auch in der Luft, wie Nebel und Wolken? Wo siehst du die Thautropfen? Was für Dünste sind es auch? Aber sie sind schon niedergefallen. Was muß also gegen Abend oder gegen Morgen schon mit ihnen vorgegangen sein, daß sie so bald niedergefallen sind? Wie muß also die Luft schon geworden sein, wenn sie in ihr haben verdichtet werden sollen? Die Erde hält die Wärme länger, als die Luft. Die Luft wird aber kalt, weil die Sonne nicht mehr scheint.

13) Honigthau. Warum heißt er wohl Thau? Warum aber Honigthau? Er ist wirklich ein klebrichter, süßer Saft. Aber er verdirbt die Pflanzen. Warum läßt er sich also nicht mit dem Thaue vergleichen? Die Ameisen und zum Theil auch die Bienen lecken ihn auf. Ist er also ganz unnütz?

14) Reif. Wenn der Thau oder Nebel im Frühjahr oder Herbst gefriert: wie heißt er da?

15) Der Regen. Er macht naß: was ist er also? Denn was für Dünste sind in den Wolken? Wodurch werden wässerichte Dünste verdichtet? Die Kälte der obern Luft ist also Ursache, daß sie schwerer werden und als Regentropfen niederfallen. Aber treiben nicht auch die

Winde

Winde die Wolken zusammen? Da müssen sich diese Dünste an einander hängen, und abermals Tropfen werden. Und schüttelt nicht auch der Donner die Regenwolken aus? Wie viel kennst du also jetzt Ursachen des Regens? — Wie heißt der Regen, der der großen Tropfen wegen so recht aufschlägt? Schlag= oder Platzregen. Was ist dagen Staubregen? Denn wenn die Erde ganz klar und fein ist: wie heißt sie da? Wenn also die Regentropfen klein sind; womit können sie verglichen werden? — Die Wolken sind sehr groß. Sie können also ganze Gegenden begießen. Einzelne Wolken geben nun zwar nur Strichregen, die aber doch weit genug gehen können. Erstreckt sich aber der Regen über ganze große Länder: so heißt er ein (allgemeiner) Landregen. — Und wenn das Wasser aus einer Wolke auf einmal herunterstürzt: so ist es ein Wolkenbruch. Daran können Winde Schuld sein, die eine große Wolke zusammengedrückt und das Wasser aus ihr herausgepreßt haben: sie kann sich aber auch an hohe Berge stoßen, und auf einmal zerfließen. — Bisweilen hebt sich der Staub und Sand nach einer Wolke zu, die sehr tief steht, und das Wasser der Wolke wird von starken, entgegen blasenden Winden in eine wirbelnde Bewegung gesetzt: dieß ist auf dem Lande die Wasserhose. Wie das zugeht, könnt ihr noch nicht ganz verstehen.

Der Regen ist für Erde und Menschen sehr gut. Warum wird die Erde dadurch fruchtbar? Kann in hartem und dürren Boden viel wachsen? Der Regen erweicht und befeuchtet die Erde. — Wenn er die schädlichen Dünste aus der Luft mit herunter nimmt (niederschlägt): was reinigt er

also?

also? Und die Luft müssen wir ja athmen. — Er kömmt aus der höhern Luft. Diese ist kälter. Wie ist also auch der Regen? Und wie wird es folglich auf der Erde, wenn es geregnet hat? Diese Kühlung nach einer großen Hitze ist uns sehr angenehm. — Endlich gibt der Regen den Quellen und Flüssen Wasser, und wenn wir das nicht hätten! Aber wer vom Regen durchnäßt worden ist, der mache sich Bewegung, bis er warm wird, und ziehe trockne Kleider an.

16) Der Schnee besteht aus wäßrigen Dünsten, die in der Luft schwebten, und durch die Kälte der Luft in dünnes flockigtes Eis verwandelt worden sind. Deswegen nennt man ja diese gefrornen Dünste Schneeflocken. Alle diese Schneeflocken haben sechs Ecken, die mit kleinen Spitzen verziert sind. Der Schnee ist im Winter eine Decke, die die Erde und den Saamen in ihr vor der Kälte schützt: aber er macht auch die Erde fruchtbar, wie der Regen. Personen, die erfroren sind, bringt man wieder zum Leben, wenn man sie zuerst mit Schnee bedeckt, der den Frost aus den Gliedern zieht, und nur allmälig die Wärme vermehrt. Erfrorne Gliedmaaßen müssen mit Schnee gerieben werden.

17) Das Gewitter. Der Blitz ist eine eigne Art von Feuer, das aus den Wolken herausbricht. Er fährt schnell durch die Luft, und dieß gibt den Schall des Donners. Ist es der Donner, oder der Blitz, was einschlägt und zerschmettert? Am häufigsten schlägt er in hohe Gebäude und Bäume ein. Gewitter sind prächtig, und der Gewitterregen ist vorzüglich fruchtbar. Aber man darf sich bei einem Gewitter un-

ter keinen Baum stellen; sich nicht zu nahe bei Eisen und andern Metallen aufhalten; nicht in Stuben sein, wo dicke Luft ist, und sich nicht etwa durch Laufen erhitzen—. Auch dem Wasser geht der Blitz nach. — Das Wetterkühlen sind entfernte oder schwache Blitze, von denen man keinen Donner hört. — Das Nordlicht ist eine schöne farbigte Erscheinung am Himmel gegen Norden.

18) Sternschnuppen, Feuerkugeln und fliegende Drachen sind Dünste, die sich oben in der Luft entzünden. Irrlichter sind brennende Dünste, die an sumpfigten Orten aufsteigen, und die so leicht sind, daß jede Bewegung der Luft sie treiben kann. Deswegen scheinen sie bisweilen ordentlich zu tanzen; aber sie führen nur den irre, der ihnen unachtsam nachgeht.

Etwas Böses sind alle diese Erscheinungen nicht; vielmehr sind sie Proben der Macht und Weisheit und Güte Gottes, der den Naturdingen ihre Kräfte zu unserm Beßten gab, und an den wir dabei mit freudiger Ehrfurcht denken sollen. —

Unterhaltungen aus der Naturgeschichte, zur Weckung der Neugierde und Aufmerksamkeit.

1) Es giebt eine Art kleiner Thiere, die man Käfer nennt. Ihr kennt ja wohl schon die Maikäfer. Sie haben oben zwei braunrothe Flügeldecken (braunroth ist roth, das in's Braune spielt, beinahe braun ist), und darunter zwei dünne Flügel; einen schwarzen Unterleib mit weißen Strichen und Flecken; sechs Füße,

zwei

zwei Fühlhörner; bald grüne, bald rothe, bald schwarze Halsschilde; an den Füßen Zacken zum Graben, und kommen gegen den Mai aus der Erde hervor. Ehe sie Käfer werden, liegen sie fünf Jahre als Würmer (Larven), die man Engerlinge nennt, in der Erde, und nähren sich von den Wurzeln verschiedener Pflanzen. Den Tag über, wie ihr wißt, sitzen und hängen sie auf Bäumen und Gesträuchen; Abends aber, weil es da etwas kühl geworden ist, schwärmen sie herum. Verschiedene Vögel suchen die Maikäfer auf, und füttern ihre Jungen damit. Auch die Hühner fressen sie gern. —

Von einem andern Käfer muß ich euch doch noch etwas erzählen. Es ist der Bombardierkäfer. Jedes Thier hat seinen Feind, der sich von ihm nährt. Der Feind, den der Bombardierkäfer hat, ist größer, als er; er kann sich also nicht gegen ihn zur Wehre setzen. Sobald aber jener ihn fassen will, macht er mit seinem Hintertheile einen starken Knall, wie ein schwacher Pistolenschuß; worauf ein bläulichter Dunst folgt. Er knallt seinem Feinde diesen Dunst in den Hals; dieser erschrickt, und das macht sich der Bombardierkäfer zu Nutze, und sucht sich in irgend ein Loch zu verbergen. Findet er keinen solchen Zufluchtsort in der Nähe: so wiederholt er bei jedem Angriffe seines Feindes seinen Schuß wohl zwanzigmal, bis dieser endlich müde wird, sich einen blauen Dunst vormachen zu lassen, ihn ergreift und würgt.

Der Haase ist sehr schnell. Er entläuft oft allen seinen Verfolgern, und selbst dem Hunde, der ihn eingeholt hat, sucht er zu entgehen,

indem er sich geschwind niederdrückt, und den Hund in der Heftigkeit seines Laufs über sich hinschießen läßt. Er macht dann gewöhnlich einige Springe rück- und seitwärts; um, wo möglich, seinen Verfolger irre zu machen (daß er nicht mehr weiß, wo er hinlaufen soll).

Die Buschratte gibt ihren Jungen, wenn sie Gefahr merkt, durch ein eigenes Geschrei ein Zeichen. Diese springen ihr sodann schnell auf den Rücken. Sie streckt ihren Schwanz in die Höhe, und die Jungen schlingen ihre kleinen Schwänze um denselben so fest, daß sie sich während der Flucht daran halten.

Eine Art Thiere, die bald größer, bald kleiner sind, heißen Insecten — von den Einschnitten, die sie in ihrem Körper haben. Mehrere Insecten stellen sich, sobald sie berührt werden, todt, als wenn sie wüßten, daß sie dann weniger bemerkt würden. Dieß thut der Holzbohrer auf eine vorzüglich standhafte Art. Denn man mag mit ihm anfangen, was man will, man mag ihn in's Wasser werfen, oder brennen, er rührt sich durchaus nicht, so lange er sich nicht in Freiheit glaubt.

Der graue Casuar, ein Vogel, der ziemlich groß ist, läuft, wenn er gejagt wird, im Zickzack, damit ihn der Schuß desto eher verfehle.

Die Wasservögel tauchen schnell unter das Wasser, wenn sie merken, daß sie verfolgt werden, und kommen erst in großer Entfernung wieder zum Vorschein.

Der fliegende Fisch rettet sich vor dem Delphine, der gleichfalls ein Seethier ist, in

die

die Luft, und bedient sich nun seiner langen Floßfedern nicht zum Schwimmen, sondern zum Fliegen.

Der Blackfisch führt ein Behältniß mit einer schwarzen Feuchtigkeit bei sich, und läßt diese Dinte ausfließen, wenn er in Gefahr ist, damit ihn der Feind in der finstern Wolke verliere.

Der Armadillo ist ein vierfüßiges Thier, das einen Panzer hat, der den ganzen Leib bedeckt, der aber in so viele Gelenke getheilt ist, daß das Thier sich hinlänglich krümmen kann. Indessen ist der Armadillo sehr langsam. Sobald er aber von seinem Feinde angegriffen wird, so biegt er seinen Kopf einwärts und zieht auch seine Füße so sehr ein, daß er wie ein Knaul ist, und nun mögen seine Feinde mit seinem dichten Panzer, der wie Knochen ist, machen, was sie wollen — mögen ihn beißen, oder ankrallen, es thut ihm nichts. Eben so eingewickelt begibt er sich auch zum Schlafe, und so fürchtet er sich vor keinem Ueberfalle. Eben so kann sich auch der Igel in seine Stacheln zusammenrollen. Das Stachelschwein ist auch nicht geschwind genug, um sich zu retten: aber es krümmt sich eben so zusammen, und stellt alle seine Spieße rund herum zur Wehre, daß der heftigste Feind nichts dagegen ausrichten kann. Auch verbirgt es sich wohl mit dem Bauche, dem Kopfe und den Füßen in irgend einer Höhle, und läßt nun dem Feinde seinen stachlichten Rücken.

Hornvieh und Schweine, die von hinten wehrlos sind, kehren sich sogleich mit ihren Hörnern und Hauern gegen den Feind.

Wenn aber ein Wolf sich an eine Heerde Ochsen wagt, so schließen sie geschwind einen Kreis um die schwächern, und stellen sich ringsherum mit den Hörnern auswärts. Pferde dagegen machen ihren Kreis so, daß sie die Hinterfüße nach außen kehren, und sehen rückwärts durch die Beine, wohin sie mit ihren Hufen zu schlagen haben.

Wenn der Falke einen Reiher verfolgt, so kehrt ihm dieser beständig seinen spitzigen Schnabel entgegen, und es geschieht nicht selten, daß jener bei einem unvorsichtigen Angriffe gespießt wird. —

2) Manche Thiere finden ihre Nahrung, ohne daß sie lange darnach zu suchen brauchen, oder ohne sich viel darum zu bemühen. Die Seidenraupe z. B. wird auf dem Maulbeerbaume geboren, von dessen Blättern sie sich nähren soll. Aber manche besitzen eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, sich ihre Nahrung zu verschaffen. Die Spinne kann den Fliegen nicht nachlaufen, und soll doch von ihnen leben. Sie verfertigt aber ein künstliches Gewebe, das sie aus ihrem Leibe herausspinnt, und fängt sie in diesem Netze sicher. Der Laubfrosch kann beinahe Ellen hoch springen, um Insecten im Fluge zu erhaschen. Die Katze weiß die Maus vor ihrem Loche gar listig zu belauern. Der Ameisenlöwe (ein geflügeltes Insect) macht sich Fallgruben, um seine Beute im Abgrunde zu verschlingen. Wie künstlich baut nicht die Biene ihre Zellen! Und was ist der Biber für ein geschickter Zimmermann! Der Ameisenbär nährt sich von Ameisen. Er kratzt daher mit seinen

Vor-

Vorderpfoten die Ameisenhaufen auf, und streckt dann seine Zunge weit hinein, so, daß die Ameisen von selbst hinaufkriechen, und er sie nur einzuschlucken braucht. Manchem Raubvogel sind die Fische zur Speise bestimmt: doch kann er nicht, wie die Enten und Schwäne, auf dem Wasser, noch mit den Fischen um die Wette unter dem Wasser schwimmen. Wie macht er's also? Er gibt, vermöge seines scharfen Gesichts, sorgfältig Acht, wenn ein Heer von Fischen zieht; schwebt immer nahe über dem Wasser, und erhascht dann mit einem schnellen Schuß richtig seine Beute, ohne zu ersaufen. Aber noch größer ist die Kunst des Fischadlers, der sich nicht selbst so weit wagen darf. Dieser jagt jenem geflügelten Fischer seinen Fang in der Luft wieder ab, und wenn dieser vor Angst seinen Raub fallen läßt; so erhascht er den fallenden Fisch, noch ehe er in's Wasser kömmt, zerknirscht den Augenblick den Kopf in seinem Schnabel, wirft dann den Fisch in der Luft in die Höhe, um ihn nun mit dem Kopfe voran in seinen Rachen zu bekommen und so zu verschlingen, daß er von den scharfen Flossen des Fisches nicht verletzt werde. Der Fichtenkernbeißer (Fichtenhacker) nährt sich von dem Tannensaamen. Nun ist dieser sehr wohl in den Zapfen verwahrt, und seine Hülsen liegen geschlossen an einander. Der Fichtenhacker hat aber schon genug zu thun, daß er sich selbst mit beiden Füßen in den Baum anklammert und mit dem Schwanze unterstützt. So wäre es ihm unmöglich, ohne Gebrauch der Füße den Saamen aus den Zapfen herauszuholen. Er braucht aber folgendes Kunststück. Zuerst hackt er mit

seinem harten Schnabel ein Loch in den Baum; in diesem Loche befestigt er den Stiel des Zapfens, daß der Zapfen nun nicht mehr wanken kann. Auf diese Art ist er im Stande, die Schuppen des Zapfens mit dem bloßen Schnabel aus einander zu biegen und den Saamen herauszuholen. Und so steckt er, wenn er mit dem ersten fertig ist, mehrere Zapfen nach einander in dasselbe Loch und leert sie aus. —

(Der Lehrer wechselt mit den Fragen über die Naturlehre und mit diesen Nachrichten aus der Naturgeschichte, dergleichen leicht noch mehrere hinzuzufügen sind, ab, und es versteht sich, daß er theils den Kindern einzelne Ausdrücke deutlich macht; theils mehr im gewöhnlichen Gesprächstone erzählt; theils den Kindern jedes Erzählte abfrägt und es ihnen wieder nacherzählen läßt.) (Eine Naturgeschichte im Zusammenhange ist für Kinder dieses Alters nicht, weil, je kleiner sie ist, sie desto dürftiger und trockner ausfallen muß. Auch möchten allgemeine Beschreibungen der Classen den Kindern unverständlich und uninteressant sein).

Cas

[illegible]

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gebhardt, Friedrich Heinrich

Practische Anleitung für Schullehrer in Städten und auf dem Lande, das Nachdenken und die Sprechfertigkeit der Kinder zu üben

Gotha 1811

Coburg, Landesbibliothek -- Cas A 1415
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11923278-2